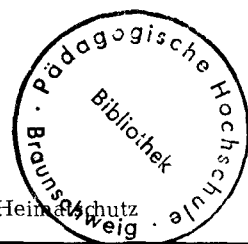


# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz



## Inhalt

der Hefte 1—4 des 52. Jahrganges 1966

	Seite
Die Ausgrabung einer germanischen Siedlung am Hetelberg bei Gielde, Krs. Goslar. Von Franz Niquet . . . . .	1
Beinamen für ostfälische Orte und deren Bewohner (Fortsetzung der Artikelfolge aus dem 51. Jahrgang 1965):	
2. Beinamen nach Merkmalen der Pflanzenwelt. 3. Beinamen nach Tieren. 4. Beinamen nach der äußeren Erscheinung der Bewohner. 5. Beinamen nach der Wesensart der Bewohner. 6. Beinamen nach den wirtschaftlichen Verhält- nissen. 7. Beinamen nach örtlichen Leibgerichten. 8. Beinamen nach handwerk- lichen Erzeugnissen und Arbeitsvorgängen. Von Werner Flehsig . . . . .	9, 44, 123
Unter den Türmen des Braunschweiger Domes. Jugenderinnerungen von Albert Trapp . . . . .	12
Haimatkunne bäi'n uolen Koldewey in Harzeborch. Zum 100. Geburtstag von Dr. Friedrich Koldewey. Von Otto Rohkamm . . . . .	17
Dr. Otto Rohkamm, der ostfälische Volkskundler, Volkstumspfleger und Mund- artschriftsteller, wurde 70 Jahre alt. Von Werner Flehsig . . . . .	18
Die Orgel der Brüdernkirche St. Ulrici in Braunschweig. Von Uwe Pape . . . . .	21
Die Süntelbuche im Elm — Ende und Anfang. Von Heinz Mollenhauer . . . . .	24
Neuer Vorstand des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz . . . . .	26
Neues Landschaftsschutzgebiet Drömling im Landkreis Helmstedt . . . . .	26
Otto Dutkowski † . . . . .	27
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1965 . . . . .	27
Neues heimatliches Schrifttum . . . . .	31, 64, 158
Das Braunschweiger Steinwerk im planmäßigen Aufbau bürgerlicher Grundstücke seit spätromanischer Zeit. Von Rudolf Fricke . . . . .	33
Das Ende des Herzoglichen Zeughauses zu Braunschweig. Von Robert Bohlmann † . . . . .	39
Alte volkstümliche Zierrate als Verschlüsse am Schäferranzen in Ostfalen und Thüringen. Von Fritz Klocke . . . . .	50
Die Wahnemühle und der frühere Alabasterbruch bei Kreiensen. Von Hans Ehlers . . . . .	53
Die Orgel der St. Andreaskirche zu Braunschweig. Von Uwe Pape . . . . .	55
Was muß geschehen, um die Riddagshäuser Landschaft zu retten? Von Gerhard Schridde . . . . .	56

Die Erweiterung des Botanischen Gartens in Braunschweig.	Seite
Von Heinz Mollenhauer . . . . .	62
Unserm Landesmuseum zum Gruß . . . . .	65
Das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Beiträge zu seinem 75. Geburtstage	66
Das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum 1891—1966. Von Rolf Hagen . . . . .	67
Das Landesmuseum als landesgeschichtliche Sammel- und Forschungsstätte. Von Hans-Adolf Schultz . . . . .	72
Das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum als volks- kundliche Forschungsstätte. Von Werner Flechsig . . . . .	80
Gedanken zur Neuplanung des Braunschweigischen Landesmuseums. Von Alfred Tode . . . . .	88
Ein halbes Jahrhundert Sorge um das Riddagshäuser Teichgebiet. Von Gerhard Schridde . . . . .	93
Das Naturschutzgebiet Riddagshausen als Europa-Reservat. Von Rudolf Berndt	96
Botanische Beobachtungen bei Riddagshausen. Von Wilhelm Osterloh . . . .	99
Über die Wasserschneckenfauna der Teiche und Gräben des Naturschutzgebietes Riddagshausen. Von Ellen Weber . . . . .	104
Über eine bemerkenswerte Wasserpflanze im Naturschutzgebiet. Von Dieter Wilhelm Weber . . . . .	108
Ein Beitrag der Burgenforschung zur Kenntnis der heimischen Tierwelt des Mittelalters. Von Hans-Adolf Schultz . . . . .	109
Ein fast vergessener alter West-Ost-Weg über den Harz. Von Rudolf Weiß † . .	112
Johann Caspar Käse (1705—1756), ein Gandersheimer Hofbildhauer im Rokoko. Von Kurt Kronenberg . . . . .	117
Pastor Hermann Braess (1738—1797), der Dettumer Bote und Braunschweigische Hausfreund mit seiner „Rothen Zeitung für die lieben Landleute“. Von Fritz Barnstorf . . . . .	128
Sitten, Bräuche und Volksglaube im Landkreis Braunschweig. II. Teil (Schluß) der Artikelfolge aus dem 51. Jahrgang 1965. Von Peter Wolfersdorf . . . . .	135
Sagen und sagenhafte Geschichten, aus dem Salzgittergebiet und seiner Nachbar- schaft. Von Mechthild Wiswe . . . . .	141
Unsere Heimat, ein Dorado für den Geologen. Von Otto Klages . . . . .	145
Die Kultivierung des „Großen Bruches“. Von Erich Schärff . . . . .	149
Was wird aus dem Barockschloß in Niedersickte? Von Wilhelm Bornstedt . . .	153
Ein neues Wandergebiet — ein neuer Waldlehrpfad bei Nauen. Von Heinz Mollenhauer . . . . .	156



Ah 22, 52 + 53

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Verkaufspreis für 4 Hefte (ist durch Mitgliedsbeitrag abgegolten) 12,- DM

---

52. Jahrgang

April 1966

Heft 1

---

## *Die Ausgrabung einer germanischen Siedlung am Hetelberg bei Gielde, Krs. Goslar*

von Franz Niquet

Nachdem Kaiser Augustus unter dem Eindruck der verlorenen Schlacht im Teutoburger Walde seinen Versuch Germanien bis zur Elbe zu erobern und dem römischen Reich einzugliedern aufgegeben hatte, wurde der Rhein und die Limeslinie für Jahrhunderte die Reichsgrenze gegen Germanien. Die schriftlichen Quellen über Germanien versiegen nun fast vollständig. Sie setzen für Thüringen erst für das 5. Jahrhundert mit dem Beginn der thüringisch-fränkischen Kriege und für das nordwestdeutsche sächsische Gebiet erst mit der Auseinandersetzung zwischen Sachsen und Franken im 8. Jahrhundert wieder ein.

In dieser Zeit zwischen Cäsars bellum gallicum, Tacitus' Germania und Gregor von Tours' gesta Francorum, also der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt, entwickelten sich in Nordwestdeutschland und im Nordharzvorland die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse so, wie wir sie im 8. Jahrhundert durch die nun nach und nach einsetzende schriftliche Überlieferung kennenlernen.

Diesen dunklen Jahrhunderten galt seit langem das Bemühen der historischen Forschung. Bei dem Fehlen von Schriftquellen mußte sie sich den Bodenfunden zuwenden. Damit aber verlagerte sich entsprechend der Aussagefähigkeit archäologischer Quellen das Gewicht von der politischen Geschichte auf die Siedlungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Wenn die Archäologie ihrer Aufgabe gerecht werden und zu gesicherten Ergebnissen kommen sollte, mußten über die Auswertung von Rettungs- und Teilgrabungen hinaus große wissenschaftlich, technisch und finanziell gut vorbereitete Grabungen, in erster Linie Siedlungsgrabungen, angesetzt werden.

Eine solche Plangrabung hat Dr. Werner Haarnagel von 1955 bis 1964 auf der Wurt Feddersen Wierde bei Bremerhaven durchgeführt<sup>1)</sup>. Diese vorbildliche Untersuchung brachte hervorragende Ergebnisse, gültig allerdings nur für die besondere Siedlungsart auf einer Wurt an der Nordseeküste in der Marsch. Wie aber waren die Verhältnisse zur selben Zeit auf der Geest, im tiefen Binnenland und auf dem Lößgebiet im nördlichen Harzvorland?

Um hiervon ein klares Bild zu gewinnen, entsprechend der Siedlungs-Eigenart in den verschiedenen Gebieten von der Nordseeküste bis zum Harzrand, stellte die Deutsche Forschungsgemeinschaft unter Mitarbeit von Prof. Jankuhn, Ordina-

rius für Ur- und Frühgeschichte an der Landesuniversität in Göttingen, und von Dr. W. Treue von der Deutschen Forschungsgemeinschaft das „Programm zur siedlungsarchäologischen Erforschung des Nordseeküstenbereiches“ auf<sup>2)</sup>). Um dieses Ziel zu erreichen, sollen in Anlehnung an die Grabung Feddersen-Wierde, die 1964 abgeschlossen worden ist, in den verschiedenen Gebieten Siedlungen des 1. Jahrtausends vollständig ausgegraben werden<sup>3)</sup>). Im südostniedersächsischen Lößgebiet hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft hierfür den Siedlungsplatz „Am Hetelberg“ bei Gielde, Kr. Goslar, bestimmt.

Der vorliegende Bericht soll nur eine „Führung durch die Ausgrabung“ sein und auf die Fragen antworten, die immer wieder von den Besuchern gestellt worden sind. Er geht nur auf Probleme ein, die sich durch diese große Flächengrabung für unser Gebiet stellen.

Die Siedlungsstelle „Am Hetelberg“ liegt südlich des Dorfes Gielde oberhalb des Warnetales in einer flachen nordöstlich-südwestlich ziehenden Mulde am Osthang des Hetelberges. Gefunden hat sie 1955 H. Keune aus Gielde beim planmäßigen Begehen der Gemarkung. Die Oberflächenlesefunde, meistens Scherben und einige Feuersteingeräte und -Abschläge, waren Hinweise auf eine Besiedlung in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt und in der Jungsteinzeit<sup>4)</sup>.

Als nun der Deutschen Forschungsgemeinschaft ein Siedlungsplatz des 1. Jahrtausends anzugeben war, dessen Ausgrabung im Rahmen des Nordseeküstenprogramms zur Lösung der vorliegenden Probleme beitragen könnte, wurde Gielde vorgeschlagen. Da dieser Platz nicht an einem Hang lag, sondern in einer flachen Mulde, war nicht mit Abschwemmung zu rechnen, die im Lößgebiet bei tiefgreifender Wirkung Siedlungsspuren teilweise oder auch vollständig vernichten kann, sondern mit einer Aufhöhung des Untergrundes, das heißt der ehemaligen Siedlungsoberfläche.

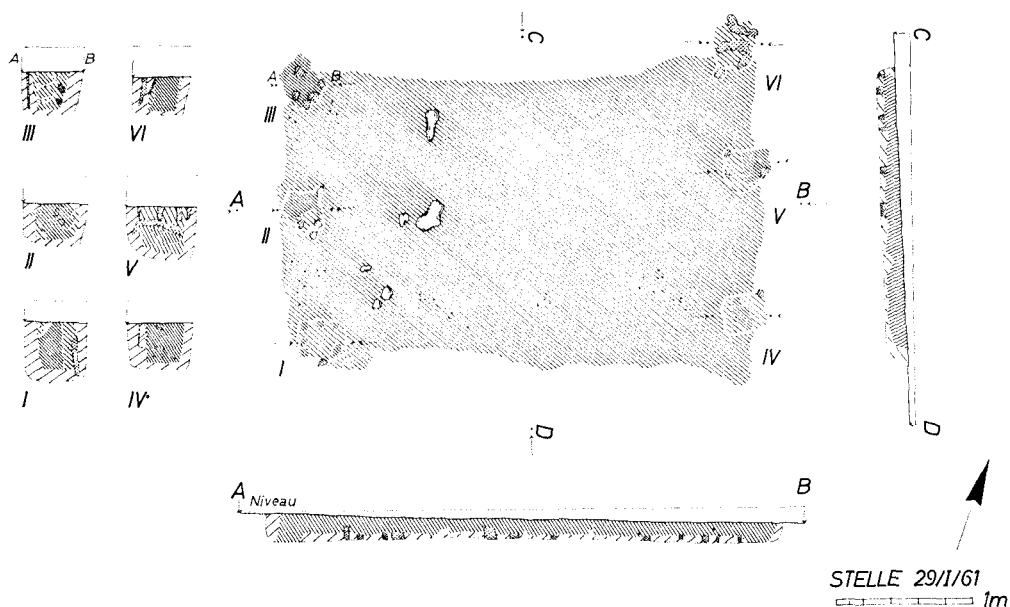


Abb. 1 Sechs-Pfosten-Hütte der merowingischen Zeit



Durch die Probegrabung 1961<sup>5)</sup> wurde auf der gesamten besiedelten Fläche eine Humusbedeckung von mindestens 35 cm, allgemein aber über 50 cm, im Nordosten der Mulde über 100 cm Mächtigkeit festgestellt. Damit war nur am Südwestrand der Mulde vielleicht mit einer geringen Abschwemmung, im allgemeinen aber mit einer teilweise erheblichen Aufhöhung der besiedelten Fläche zu rechnen, keineswegs aber mit Störungen der Befunde im Untergrund durch Pflügen.

Nach den Funden der Probegrabung war die Mulde am Hetelberg schon in der Jungsteinzeit besiedelt. Das bewiesen Scherben der „Rössener Kultur“. Die Hauptbesiedlung reichte in der germanischen Zeit vom 1. bis in das 6. Jahrhundert.

Die Ausdehnung der besiedelten Fläche betrug ungefähr 200 m von Südwesten nach Nordosten und 100 m von Nordwesten nach Südosten. Angeschnitten wurden durch 12 Suchgräben, von denen zwei über hundert Meter lang und alle zwei Meter breit waren, zwei Hütten aus dem 5.—6. Jahrhundert, zwei Eisenschmelzöfen aus dem 2.—3. Jahrhundert, ein Backofen, der nicht genau zu datieren war, eine Abfallgrube, eine Abfallstelle, mehrere Pfostenlöcher, zwei Stellen, in denen Brunnen vermutet wurden, und eine Quelle unter einer Humusschicht von über einem Meter. Daß wir im Untergrund der Siedlungsmulde Quellen fanden, überraschte nicht. Ist doch der westliche Hetelberg Quellgebiet, von dem das Dorf Gielde seit Jahrzehnten sein Trinkwasser erhält. So schienen die Hoffnungen auf einen umfassenden und gründlichen archäologischen Einblick in die Hetelberg-Siedlung berechtigt zu sein.

Aufgrund dieser guten Ergebnisse bewilligte die Deutsche Forschungsgemeinschaft die vollständige Ausgrabung der Siedlung am Hetelberg, was in 3 bis 4 Jahresgrabungen vorgesehen war.

Für eine so große Ausgrabung war die Abteilung Vor- und Frühgeschichte des Braunschweigischen Landesmuseums in Wolfenbüttel und das Amt für ur- und frühgeschichtliche Bodendenkmalpflege für den Niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig nicht ausgerüstet, weder technisch noch personell. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft stellte deshalb eine vollständige Grabungsausrüstung zur Verfügung, nicht nur Holzbaracken für die Grabungsbelegschaft und das Grabungskommando, einen Busanhänger, der als Bürowagen eingerichtet wurde, sondern auch das Grabungsgerät wie Handkarren, Schaufeln und Spaten, Feingerät wie Spachtel, Kratzer und Pinsel, dazu eine leistungsfähige Fotoausrüstung<sup>6)</sup> mit einer Technika und einem Hochstativ. Für die Dauer der Ausgrabung und der technischen, musealen und wissenschaftlichen Bearbeitung des Fundgutes und der Befunde wurden aus Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft ein Zeichner, ein Grabungstechniker und -Präparator sowie eine Hilfskraft zum Inventarisieren und Katalogisieren der Funde angestellt. Ein älterer Vorgeschichts-Student war Gehilfe und Stellvertreter des Ausgrabungsleiters.

Die Grabung wurde nach der üblichen Methode einer Siedlungs-Plangrabung durchgeführt, mit Änderungen, wie sie Gelände und besondere Fragestellung bei jeder Ausgrabung bedingen. Dazu gehörte vor allem, daß keine Planierraupe eingesetzt wurde, um die Humusdecke abzuschleifen. Dadurch wären zwar die Arbeiten sehr beschleunigt worden, aber es hätten leicht Anlagen auf der ehemaligen Siedlungsoberfläche, die jetzt wegen der späteren Aufhöhung des Untergrundes in ungefähr 30 cm Tiefe liegen mußten, zerstört und beseitigt werden können. Die gesamte Grabungsfläche wurde vielmehr von einer Grundlinie aus

in Streifen von 3 m Breite und aufgeteilt in Quadrate von 3 m Kantenlänge mit Spaten und Schaufel abgearbeitet und der Inhalt dieser einzelnen, natürlich nach ihrer Lage genau bezeichneten Humusquadrate gesondert aufbewahrt. Dadurch war es möglich, die Funde aus der Humusschicht siedlungsarchäologisch auszuwerten. Sie konnten z. B. irgendwelchen Anlagen, die erst unter der Humusschicht sichtbar wurden, zugewiesen werden, Fundstellen wie Hütten-, Herd- und Abfallstellen, die im Humus lagen, waren frühzeitig oder überhaupt nur durch diese Funde zu erkennen. Siedlungsdichte und -Konzentration mußte sich statistisch ermitteln lassen, was für die Datierung von Anlagen ohne Funde besonders wichtig wäre.

Wie in der gesamten Wirtschaft wurde es auch seit 1958 immer schwieriger für größere Ausgrabungen geeignete Arbeitskräfte zu gewinnen. Ein Ausweg aus diesen Schwierigkeiten fand sich durch den Einsatz von Strafgefangenen<sup>7)</sup>, der im großen gesehen sehr erfolgreich gewesen ist. Es wäre sicherlich sehr schwer, wenn nicht gänzlich unmöglich gewesen, die große Grabung Gielde überhaupt, sicherlich aber nicht so zügig durchzuführen wie mit Arbeitskommandos aus Strafgefangenen. Dasselbe gilt von der Ausgrabung auf dem Pfingstberg und dem Glockenberg bei Helmstedt 1959, in Brunshausen 1960—1961 und bei den Probegrabungen Gielde und Seinstedt 1961. Der Braunschweigischen Justizverwaltung ist es also zum großen Teil zu verdanken, wenn die Bodenforschung in unserem Verwaltungsbezirk ihre Aufgaben in den letzten Jahren hat erfüllen können.

Die günstig gelegene Mulde am Hetelberg hatte man nicht erst im ersten Jahrhundert nach Christus besiedelt. Schon seit der bandkeramischen Jungsteinzeit des 3. Jahrtausends vor Christus haben hier Menschen gewohnt. Allerdings wurden nur wenige linien- und stichreihenverzierte Scherben, aber keine Siedlungsanlagen gefunden. Auch die „Rössener Kultur“, die nach einem großen Gräberfeld von Rössen bei Leuna ihren Namen hat und auf die Bandkeramik folgt, hat am Hetelberg ihre Spuren in schön verzierten Scherben hinterlassen.

Von der endjungsteinzeitlichen Kultur des beginnenden zweiten Jahrtausend, der „Schönfelder“ und der „Bernburger“, stammen nur eine Scherbe und ein Schiefermesser.



Abb. 2 Hockergrab der frühen Bronzezeit

Eigenartig und ein wenig rätselhaft in ihrem Zusammenhang sind eine Abfallgrube, ein einzelstehendes Gefäß in einer kleinen Grube im Lößuntergrund und ein Hockergrab mit einem Gefäß und einer Bronzenadel als Beigabe (Abb. 2). Sie gehören zur frühbronzezeitlichen Aunjetitzer Kultur des 18.—15. Jahrhunderts.

Das Fundgut der Siedlung des 1. Jahrtausends besteht vorwiegend aus Keramik, und zwar aus Scherben. Nur selten ist ein Gefäß so in eine



Abb. 3 Wasserstelle der merowingischen Zeit

mitteldeutschen-thüringischen. Eine genauere Datierung ist selten durch gewöhnliche Gebrauchsgegenstände wie Schleifsteine, Spinnwirtel und Spindeln, Pfriemen, Webstuhlengewichte, Messer und Äxte zu gewinnen, ebenso wenig durch Waffen, wie Pfeil- und Lanzenspitzen und Schwertteile, sondern am besten durch Schmuck wie fein gearbeitete Sicherheitsnadeln (Abb. 4), Pinzetten (Abb. 5) und Käämme (Abb. 6), nicht aber durch Perlenschmuck.

In der jüngeren Hetelbergsiedlung sind nicht nur auffallend viele Käämme gefunden worden, sondern auch der zur Herstellung verwendete Werkstoff, nämlich Hirschgeweihstangen. Daraus kann man schließen, daß man hier Käämme hergestellt hat, wie es den Funden nach auch in anderen merowingerzeitlichen Siedlungen Mitteldeutschlands üblich gewesen ist.

Eine Seltenheit sind römische Einfuhrsgüter auf unseren Siedlungen, Perlen und vor allen Dingen die hochwertige und von den Germanen sehr geschätzte terra sigillata. Nur wenige Scherben sind am Hetelberg zutage gekommen, dafür aber in vielen Scherben die beliebte Drehscheibenware der „Braunschweigischen Gruppe“, von denen verschiedene Typen vom 3.—6. Jahrhundert im Lande hergestellt worden sind. Wir kennen sie von fast jeder Siedlung und aus vielen Urnenfriedhöfen unseres Gebietes.

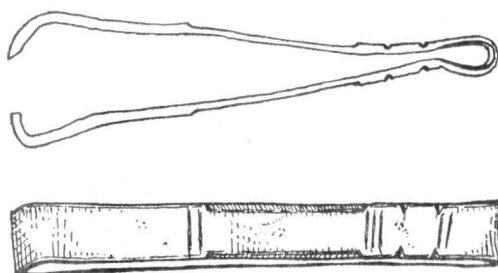
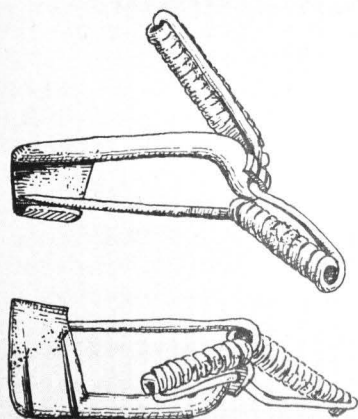


Abb. 5 Bronzepinzette

Abb. 4 Bronzefibel

Schon auf Grund der Feststellung, daß wir nur Weggeworfenes oder Verlorenes gefunden haben, kann man annehmen, daß die Siedlung am Hetelberg nicht durch Menschenhand oder Naturgewalt vernichtet, sondern aufgegeben worden ist. Diese Vermutung wird dadurch gestützt, daß wir keine Brandschichten in den Häusern und Hütten beobachtet haben.

Eine Eigenart der Hetelberg-Siedlung ist ihre Weiträumigkeit im Verhältnis zu der Anzahl der Anlagen. Auf der bisher ausgegrabenen Fläche von rund 16000 qm gibt es große Teile, die unbebaut geblieben sind. Überschneidungen finden sich bisher nur in einem Falle. Nach dem Ergebnis der Probegrabung hätte man eine viel dichtere Besiedlung erwartet.

Ausgegraben wurde bisher ein Haus mit 9 Pfosten und einer Grundfläche von  $4 \times 5$  m, 14 Hütten mit 6 Pfosten mit einer Durchschnittsgröße von  $3 \times 4$  m, 4 Hütten mit 2 Pfosten und eine mit einem Pfosten. Alle Hütten sind rechteckig und einige mit ihrer Grundfläche in den Boden eingetieft. Unter den Sechsfosten-Hütten sind deutlich zwei verschiedene Typen zu erkennen, die sich durch die Lage der Pfostenlöcher an den Schmalseiten unterscheiden lassen. An weiteren Anlagen sind zu nennen drei Eisenschmelzöfen, ein sicherer und ein fraglicher Backofen und vielleicht Reste von zwei weiteren, drei Wasserstellen mit Holzeinfassung und eine Quelle sowie 6 Anlagen, die sicherlich als Herdstellen zu deuten sind. Bei einem rund 26 m langen und 8 m breiten Gebäude in Pfostenbau ist die Datierung in die Jungsteinzeit oder in die jüngere römische Kaiserzeit leider noch fraglich, ebenso bei Spuren von zwei weiteren großen Häusern.

Wenn man diese Anlagen nun nach ihrer wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit ordnen will, etwa nach Gehöften, muß man sie zuerst zeitlich bestimmen. Dazu dienen die Funde, in erster Linie Scherben. Nach ihnen läßt sich im allgemeinen nur ungenau innerhalb eines Jahrhunderts datieren, genauer durch Gegenstände, die sich in Form und Verzierung schneller gewandelt haben als Keramik, wie Fibeln oder Kämm.

Die älteste Anlage, aus dem 1. Jahrhundert, ist das Neun-Pfosten-Haus, dazu vielleicht die bisher einzige Ein-Pfosten-Hütte. In die folgende Zeit bis zum 4. Jahrhundert gehörten die Eisenschmelzöfen, wahrscheinlich die Backöfen und eine Quelle. Hütten mit sechs Pfosten an den Schmalseiten und eingetiefter Grundfläche dagegen treten erst vom 5. Jahrhundert an auf (Abb. 1). Hütten mit sechs

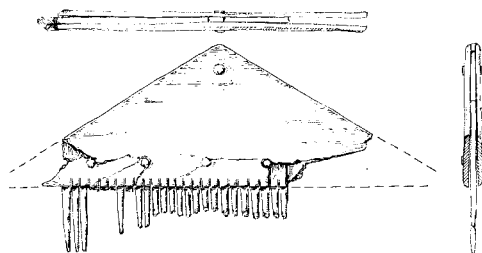
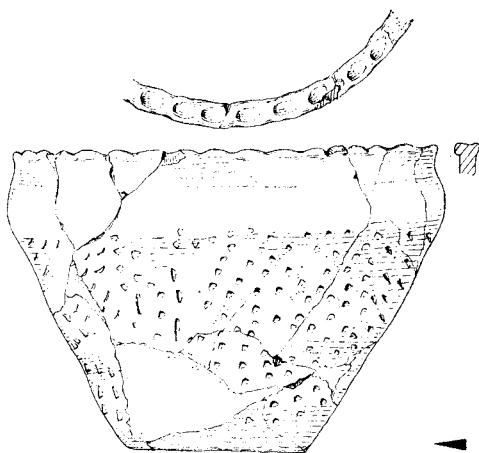


Abb. 6 Kamm der merowingischen Zeit

Abb. 7 Tongefäß der römischen Kaiserzeit

Pfosten und vorgezogenem Mittelpfosten sowie Zwei-Pfosten-Hütten sind anscheinend während der gesamten Besiedlungszeit vorhanden, ebenso Wasserstellen mit einfacher Holzeinfassung <sup>8)</sup> (Abb. 3).

Für die Wiederherstellung des ehemaligen Siedlungsablaufes am Hetelberg mit einzelnen Siedlungseinheiten ist die Feststellung wichtig, daß in den verschiedenen Jahrhunderten die Bauten an verschiedenen Stellen gestanden haben. Hieraus und aus anderen Beobachtungen darf man wohl schließen, daß die Siedlung zwar durchgehend und ununterbrochen auf demselben Siedlungsplatz, aber nicht mit den einzelnen Bauten oder Gehöften an derselben Stelle bestanden hat.

Diese Annahme gewinnt mit der Tatsache, daß es in der römischen Kaiserzeit auf der Gemarkung Gielde sowohl südlich als auch nördlich der Warne zusammen 10 Siedlungen gegeben hat, für die Frage nach der lokalen Siedlungskontinuität am Hetelberg ebenso große Bedeutung wie für die Frage nach der Entstehung unserer Dörfer, deren Anfänge oft bis in die Zeit um Christi Geburt zurückreichen.

Bestanden alle Siedlungen der römischen Kaiserzeit, die oft nur wenige hundert Meter voneinander entfernt lagen, gleichzeitig, oder nur eine oder doch nur einige von ihnen mit wechselndem Standort innerhalb der Gemarkung? Die Vermutung, daß die Siedlungen auf der Gemarkung pendelten, scheint sich durch die Grabung am Hetelberg nicht zu bestätigen und ebensowenig durch die kleinen Untersuchungen in Gielde selbst, wo in Rühes Hofgarten auf einer nur kleinen Grabungsfläche eine Siedlung des letzten Jahrhunderts und der karolingischen Zeit festgestellt worden ist.

Auf vier Siedlungsplätzen wurden bisher Scherben des 8.—13. Jahrhunderts aufgelesen. Drei liegen in der Gemarkung (Hasenspring und Daieckslah im Südteil, Dränkewaische im Nordteil), die vierte ist die Dorfstelle selbst. In diesen vier Fundstellen scheint sich in der spätmittelalterlichen und karolingischen Zeit eine erste Siedlungskonzentration auf dem Südteil wie auf dem Nordteil der Gemarkung abzuzeichnen, die sich dann am Ende der Wüstungsperiode im späten 14. Jahrhundert im heutigen Gielde vereinigte. Für die Siedlung Hetelde, wahrscheinlich die Wüstung auf dem Fundplatz Hasenspring, hat das H. Keune aufgrund der Hof- und Flureinteilung in Gielde <sup>9)</sup> nachweisen können.

Auf dem Nordteil der Gemarkung Gielde, also nördlich der Warne, sind zwei Fundstellen mit blaugrauer Ware bekannt, die Wüstung „Dränkewaische“ und Dorf Gielde. Ob die zuerst genannte Fundstelle in irgendeine Verbindung mit der nur rund 700 m entfernten und 22 m höher gelegenen Burg auf dem Burgberg zu bringen ist, bleibt ohne Ausgrabung ungewiß. Ebenso lassen sich aus den Oberflächenlesefunden von den anderen Fundstellen auf die hier gestellte Frage nach der Entstehungsgeschichte des Dorfes Gielde noch keine Antwort, sondern nur Hinweise und Vermutungen gewinnen. Die Flur Gielde mit ihren bisher 10 Siedlungsplätzen des 1. nachchristlichen Jahrtausends auf der Gemarkung und auf der Dorfstelle, einem Brandgräberfriedhof von der frühen Eisenzeit bis zum Beginn des 1. Jahrhunderts auf dem Eichberg und einer Burg auf dem Burgberg bietet der Bodenforschung viele Möglichkeiten siedlungsgeschichtliche Probleme, darunter Entstehung des Dorfes Gielde und vielleicht auch einer Grundherrschaft, wenigstens schärfer zu umreißen und einige feste Ergebnisse zu ihrer Lösung zu gewinnen. Mag die Art der Entstehung von Gielde auch noch nicht klar sein, daß dieses irthi-Dorf in seinen Anfängen bis in das letzte Jahrhundert vor Christi Geburt zurückgeht, dürfte schon jetzt sehr wahrscheinlich sein.

Die frühe Geschichte des Dorfes Gielde gehört in den historischen Ablauf eines größeren Gebietes, des nördlichen Harzvorlandes. In groben Umrissen läßt sich diese Siedlungsgeschichte bereits zeichnen, wofür uns im Braunschweigischen umfangreichere Grabungen der letzten 15 Jahre, besonders auf Siedlungen, gute Unterlagen geliefert haben<sup>10)</sup>.

Bei kritischer Auswertung auch von Urnenfriedhöfen für die Siedlungsgeschichte können wir im ersten Jahrhundert eine Neugründung von Siedlungen feststellen, am Ende des 2. Jahrhunderts selten ein Auslaufen von Siedlungen, wogegen gerade in dieser Zeit große Schalenurnenfelder und zu Anfang des 5. Jahrhunderts kleine fast beigabenlose Urnenfriedhöfe mit einfachen Gefäßen angelegt werden. In der spätmerowingischen und zu Beginn der karolingischen Zeit wurden dann jahrhundertlang benutzte Siedlungsplätze aufgegeben und neue in einiger Entfernung angelegt, anscheinend eine innere Neugruppierung.

Auch die Siedlung am Hetelberg beginnt im 1. Jahrhundert. Der Platz wird zu Beginn des 7. Jahrhunderts aufgegeben. Im 2. Jahrhundert wandelt sich die Form der Wirtschaftseinheiten, und im 5. Jahrhundert ist anscheinend am Aufkommen von einfachen Wohnhütten eine soziale Veränderung zu erkennen. Damit dürften sich in der Siedlung am Hetelberg größere Veränderungen im Besiedlungsvorgang des westlichen Nordharzvorlandes widerspiegeln<sup>11)</sup>.

---

<sup>1)</sup> W. Haarnagel, Die Ergebnisse der Grabung auf d. Wurt Federsen Wierde bei Bremerhaven in den Jahren von 1955—1957, in *Neue Ausgrabungen in Deutschland* (1958) S. 215—228 und *Germania* 41, 1963, S. 280—317.

<sup>2)</sup> W. Treue, *Nachr. aus Niedersachs. Urgesch.* 30, 1961, S. 1—8.

<sup>3)</sup> Mit der Ausgrabung der Wurt Elisenhof aus dem 7.—8. Jahrhundert bis zum hohen Mittelalter an der Nordseeküste von Schleswig-Holstein durch A. Bantelmann gewinnt die Wurtenforschung Anschluß an das Mittelalter. (A. Bantelmann, *Germania* 42, 1964, S. 227—239. Ausgezeichnete Ergebnisse sind voraussichtlich von der Ausgrabung bei Gristede, Kr. Ammerland, in Oldenburg durch D. Zoller zu erwarten. Diese Siedlung geht bis in das letzte Jahrhundert vor Christus zurück und schließt anscheinend an den heute noch bestehenden Ort Gristede an. (D. Zoller, *Nachr. aus Niedersachs. Urgesch.* 33, 1964, 2—23).

<sup>4)</sup> *Braunschweigische Heimat* 42, 1956, S. 157.

<sup>5)</sup> F. Niquet, *Nachr. aus Niedersachs. Urgesch.* 31, 1962, S. 9—30.

<sup>6)</sup> Bevor die Abt. Vor- und Frühgeschichte und das Amt für Bodendenkmalspflege mit Lotto-Mitteln eine moderne Foto-Ausrüstung erhalten hatte, mußten bei den Ausgrabungen private Foto-Apparate eingesetzt werden. 1956 hat mir die Voigtländer A. G. für diese Arbeit eine Prominent mit allem Zubehör zur Verfügung gestellt und dadurch die Bodendenkmalspflege erheblich unterstützt. Dafür möchte ich auch an dieser Stelle der Voigtländer A. G. meinen Dank aussprechen.

<sup>7)</sup> Über „die Arbeit mit Strafgefangenen bei prähistorischen Ausgrabungen“ seit 1958 habe ich einen Erfahrungsbericht verfaßt, der inzwischen Anlaß für ähnliche Versuche an anderen Stellen geworden ist.

<sup>8)</sup> Über die Grabung Gielde 1963 ist je ein Vorbericht in *Nachr. aus Niedersachs. Urgesch.* 34, 1964 und in Band 2 der *Neuen Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen* erschienen.

<sup>9)</sup> Mündliche Mitteilung von H. Keune. Keune hat seine Arbeiten über das Dorf Gielde leider immer noch nicht veröffentlichen können. Die seit Jahren erwartete Veröffentlichung wird nun aber dringend, um die Verbindung zwischen den Ergebnissen der prähistorischen Ausgrabung und der historischen Geographie herstellen zu können.

<sup>10)</sup> Hier wären zu nennen:

1) Brandgräberfriedhof auf dem Eichberg bei Gielde, Kr. Goslar, aus der frühen Eisenzeit bis in die römische Kaiserzeit, 1950—52.

2) Urnenfriedhof auf dem Pfingstberg bei Helmstedt, 1956—60, vom Beginn der jüngeren römischen Kaiserzeit bis in das 6. Jahrhundert. — F. Niquet, *Nachr. aus Niedersachs. Urgesch.* 30, 1961, 95—98.

- 3) Lietfeld bei Werlaburgdorf, Kr. Goslar, Rettungsgrabung von 1952—56 auf Siedlungsplatz, Siedlungen der Jungsteinzeit und frühen und jüngsten Bronzezeit, der frühen und älteren Eisenzeit der Spätlatène und der frühen römischen Kaiserzeit. — F. Niquet, *Germania* 36, 1958, 200—201.
  - 4) Salzg.-Lobmachersen, 1953—55. Plangrabung auf einer Siedlungsstelle der augustäischen bis zur merowingischen Zeit am Strauchbusch. — G. Stelzer, *Archaeologia Geographica* 7, 1958, S. 37—40.
  - 5) Runstedt, Kr. Helmstedt, Wüstung Klein Büddenstedt, 1959. Großzügige Flächenteiluntersuchung mit Siedlungen der Jungsteinzeit, der frühen und älteren Eisenzeit, der Spätlatenezeit, der römischen Kaiserzeit und der merowingischen Zeit. — F. Niquet, *Mitteilungen der (Braunschweigischen) KB. (Kohlenbergwerke)*, 1959, Heft 10.
  - 6) Seinstedt, Kr. Wolfenbüttel, 1961. Probegrabung auf dem Fundplatz Erbbrink, Siedlung der römischen Kaiserzeit bis zur karolingischen Zeit. Ausgrabungsbericht mit Bearbeitung der Tierknochen durch Prof. Boessneck, München, erscheint in Bd. III der Neuen Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 1966.  
Eine Übersicht bietet F. Niquet im Braunschweigischen Jahrbuch 39, 1958 (Die vor- und frühgeschichtliche Bodenforschung im Nieders. Verw.-Bez. Braunschweig).
- <sup>11)</sup> B. Schmidt, *Die späte Völkerwanderungszeit in Mitteldeutschland*, Halle 1961.

## *Beinamen für ostfälische Orte und deren Bewohner*

von Werner Flechsig

### 2. Beinamen nach Merkmalen der Pflanzenwelt

Daß ein Dorf eine walddreiche Umgebung hat und die Bauern Holzanteile besitzen, ist an und für sich hierzulande nichts Ungewöhnliches. Gleichwohl haben einige Orte ihre Beinamen vom Walde: Danndorf im Kr. Helmstedt hieß „*Dat swarte Danndorp*“, weil es von düsteren Kiefernwäldern umgeben ist. Wahrscheinlich bestanden auch die Wälder, von denen Alvesse im Kr. Peine nach Angabe des Gewährsmannes eingeschlossen war, ebenfalls aus Kiefern, denn zu diesem Orte sagte man „*Swarte Alvesse*“. Den Beinamen „*Swarten A'enbüttel*“ für Adenbüttel im Kr. Gifhorn möchte der Gewährsmann darauf zurückführen, daß man vor dem Bau einer festen Straße wegen der schlechten, nassen Wege nicht leicht dorthin gelangen konnte. Solche Verhältnisse hätten aber wohl eher zu dem Beinamen *Dreck-* Anlaß gegeben; wahrscheinlich bezog sich daher auch in diesem Falle der Beiname auf den umgebenden Wald. Ganz anders kennzeichnete man scherzhaft den Waldreichtum Lüntorfs im Kr. Hameln, indem man dem Ort mit einem Wortspiel „*Dat holtsällige Lüntörp*“ (holzselig: holdselig) nannte. Gröber ist die Bezeichnung der Einwohner von Glesse im Kr. Holzminden und Kapellenhagen im Kr. Alfeld als „*Holtböcke*“ nach ihrer walddreichen Umgebung. Der Spitzname „*Dannappel-Biurn*“ (= Tannenzapfen-Bauern) soll den Einwohnern von Jerstedt im Kr. Goslar von den Nachbardörfern des holzärmeren Harzvorlandes aus Neid auf die reichen Jerstedter Holzungen gegeben worden sein. Unter den Waldbäumen mußten außer den Tannen (Fichten) gelegentlich auch die Hainbuchen zur Verspottung eines Ortes herhalten. So hießen die Bewohner von Arholzen im Kr. Holzminden „*De Haineboiksch*“ nach den Bäumen, die früher an der Straße nach Lobach standen.

Häufiger sind Beinamen nach Waldfrüchten, aus deren Einsammeln die Bewohner walddnaher Dörfer Nutzen zogen. Die Leute von Oldenrode im

Kr. Northeim hießen *Nottklöppers* (= Nußklopfer) nach den großen Haselstrauchbeständen ihres Waldes, die Leute von Scharpe im gleichen Kreise „*Hailebierenhengste*“ nach ihren großen Heidelbeerernten. Auch die Schorborner im Kr. Holzminden liebten diese Gottesgabe in ihren Wäldern sehr und wurden deshalb mit ihrem „*Hailebierenkäauken*“ (Heidelbeerkuchen) und „*Hailebierfest*“ geneckt. Die vielen Walderdbeeren in der Umgebung von Eberholzen, Kr. Alfeld, trugen den Bewohnern den Spitznamen „*Aiwerholzer Arbierenplücker*“ und dem Ortsnamen selbst den Zusatz „*Arbierholzen*“ ein. Bad Harzburg verdankt seinen Spottnamen „*Kailekenderp*“ der Vorliebe seiner Bewohner für die Verwertung der reichen Ernten von den dortigen Holunderbüschen zu *Kailekenmaus* (= Holundermus). Vom Holunder, der nicht nur im Walde, sondern auch in den Hausgärten üppig gedeiht, ist nur ein kleiner Schritt zur planmäßigen Obstbaumzucht. Hier war es die mancherorts besonders eifrig betriebene Pflege von Kirsch- und Zwetschenbaum-Pflanzungen, mit denen man manche Dörfer aufzog. Rheden im Kr. Alfeld hieß „*Kassebieren-Räien*“ wegen der vielen Wildkirschenbäume an den Wegen zum Walde. Gellersen im Kr. Hameln nannte man „*Körschen-Gellersen*“ und ihre Bewohner, die früher viel Kirschen nach Pyrmont verkauften, „*Körschenknacker*“. Die Espoler im Kr. Northeim waren bekannt als „*Kesperhacker*“ wegen ihrer vielen Kirschbäume. Noch häufiger kommen Zwetschen in Beinamen vor: Nach den vielen Zwetschenbäumen nannte man Lelm im Kr. Helmstedt „*Twetschen-Lelm*“, Sorsum im Kr. Springe „*Swetschen-Sossen*“, Eilum im Kr. Wolfenbüttel „*Swetschenmaus-Ail'n*“. Von Querenhorst und Langeleben im Kr. Helmstedt wie von Vahle im Kr. Northeim heißt es übereinstimmend: „*In Twerenhost (Langeleuwe, Vahle) hängt de Klocke in'n Swetschenbome*“ (= hängt die Glocke im Zwetschenbaum). Über Lochtum im Kr. Goslar gibt es einen Vers „*In Lochten sind de Swetschen raïpe, foftain Pennich kost't de Kaipe*“ (= In L. sind die Zwetschen reif, 15 Pfennig kostet die Kiepe). Derselbe Spottvers wird mit entsprechendem Ortsnamen auch von Werlaburgdorf im Kr. Goslar überliefert. Die Einwohner von Esbeck im Kr. Helmstedt und Rhüden im Kr. Gandersheim nannte man „*Mauskempen*“, weil sie wie die Eilumer und Lelmer wegen ihrer Vorliebe für Zwetschenmus bekannt waren. Auch in Mörse, Kr. Gifhorn, wurde viel Mus aus Obst oder Zuckerrüben hergestellt und verzehrt; davon hatte der Ort seinen Spitznamen „*Maus-Mörse*“. Barnstorf im Kr. Gifhorn und Grauingen im Kr. Gardelegen hießen dagegen *Bråtjen-Barnstorp* und *Bråtjen-Grauich*, weil die Zwetschen nicht zu Mus verarbeitet, sondern getrocknet als *Bråtjen* besonders beliebt waren.

Auch mit dem Genuß von *Hagebutten*, den Früchten der wilden Rose, und *Schlehen*, den Früchten des Schwarzdorns, wurden manche Dörfer geneckt. Ein von Schütte mitgeteilter Spottvers über Groß Dahlum im Kr. Helmstedt lautet: „*Herren mick dat de Slönen un Håputjen nich edân, herr' ick mötten hungerich ut Dâlen gåen*“ (= Hätten es mir die Schlehen und Hagebutten nicht getan, hätte ich müssen hungrig aus Dahlum gehen). Dieser Vers wird mit geringen Abwandlungen der Wortstellung und Lautform unter Einsatz des entsprechenden anderen Ortsnamens auch von Weddel im Kr. Braunschweig, Hallendorf im Stadtkreis Salzgitter und Hackenstedt im Kr. Hildesheim-Mar. überliefert. Mit ihm sollte offensichtlich auf die früher ärmlichen Verhältnisse in jenen Orten angespielt werden. Denselben Sinn hatten wohl die kurzgefaßten Spitznamen „*Grem-sche Håputjen*“ für Gremshaus im Kr. Gandersheim, „*Håbutjengiegend*“ für Hönze



im Kr. Alfeld und „*Håbutjennest*“ für Everode im gleichen Kreise, das bezeichnenderweise auch „*Puweru'e*“ (= armes Rode) genannt wurde.

Weniger spöttisch als anerkennend sind die Beinamen gemeint, die 4 andere Orte oder ihre Bewohner wegen ihrer Spezialisierung im Ackerbau erhalten haben, „*Zichorienstadt*“ für Holzminden, „*Barwecksche Bohnensluikers*“ (Bohnen-Aushülser), „*Linsenbiuern*“ für die Leute in Sack, Kr. Alfeld, die früher viel Linsen anbauten, und „*Klumproiben*“ (= Stoppelrüben) für Welliehausen im Kr. Hameln, „*Kohlhasen*“ für die Bewohner von Wehrstedt im Kr. Hildesheim-Mar. wegen des starken Kohlanbaues, „*Zippelbuern*“ und „*Zippeltrampersch*“ für die Bauern in Westerhausen, Kr. Quedlinburg wegen ihrer Zwiebelzucht.

Spott über mangelhafte Unkrautbekämpfung spricht dagegen aus den Beinamen „*Dat jåle Warbarch*“ für Warberg im Kr. Helmstedt wegen des vielen gelbblühenden Hederichs auf der Feldmark, „*Dai Hiuheckels*“ für Braak im Kr. Holzminden wegen der starken Verbreitung der wuchernden Hauhechel, „*Driespenhicker*“ für Esbeck im Kr. Alfeld und „*Boffzsche Bloime*“ für Boffzen wegen der Verunkrautung der Felder durch eine der Margaretenblume ähnliche Pflanze mit gelben Blüten, deren Samen angeblich eine erzürnte Zigeunerin verbreitet hatte.

### 3. Beinamen nach Tieren

Aufschlußreich für die Häufigkeit einiger Arten wildlebender Tiere in unserer Heimat sind Beinamen, die sich auf Eulen, Krähen, Elstern, Kiebitze, Maulwürfe und Hamster beziehen. Wenn Hörsum im Kr. Alfeld und Holenberg im Kr. Holzminden „*Dat Iulennest!*“ (= Eulennest) und die Bewohner von Lichtenborn im Kr. Northeim „*Iulenköpfe*“ (= Eulenköpfe) genannt wurden, so spielte außer der sachlichen Aussage über den Bestand an Eulen und Käuzen in den umliegenden Wäldern wahrscheinlich ein Unbehagen über etwas gruselige Weltabgeschiedenheit mit hinein. Ähnlich mögen die Bezeichnung des Dorfes Morsleben im Kr. Haldensleben als „*Kraiennest*“ und der Einwohner von Ewerode im Kr. Alfeld als „*Häcksters*“ (= Elstern) einen Doppelsinn gehabt haben. Weniger zweideutig erscheinen demgegenüber die Beinamen „*Taifitticke*“ für die Leute in Albershausen, Kr. Northeim, von den Kiebitzen, die vor der Verkoppelung in den dortigen Sumpfwiesen häufig waren, „*Multhuckenträers*“ (= Maulwurfs-haufenzertreter) für die Leute in Lobach, Kr. Holzminden, und „*Hamster*“ für die Leute in Röllinghausen, Kr. Alfeld.

Von den Haustieren mußten Ziegen, Gänse, Puter und Esel dazu herhalten, um einigen Dörfern Spitznamen anzuhängen, weil die Haltung von Pferden, Rindern, Schafen, Schweinen und Hühnern auf allen Dörfern zu allgemein war, als daß man daran etwas Besonderes hätte finden können. Uslar im Kr. Northeim hieß „*Ziegenstadt*“, Schmedenstedt im Kr. Peine „*Zickendorf*“. Je nach der mundartlichen Form des Ziegennamens nannte man die Bewohner von Gevensleben und Saalsdorf im Kr. Helmstedt, Alvesse und Destedt im Kr. Braunschweig, Klein Biewende und Groß Heere im Kr. Wolfenbüttel, Herrenhausen im Kr. Gandersheim und Barfelde im Kr. Alfeld „*Zickenböcke*“ oder „*Z(i)egenböcke*“, obwohl natürlich längst nicht jeder eine Ziege im Stalle hatte, sondern nur die sogenannten „kleinen Leute“, die sich keine Kühe leisten konnten. Aber gerade auf diese „kleinen Leute“ wollte man mit dem Spitznamen anspielen und damit zum Ausdruck bringen, daß der Ort nicht wohlhabend sei.

Auf einem ganz anderen Felde lag der Sinn der Stichelei mit der blühenden Gänsezucht mancher Dörfer. Der Name der Gans, der in den ostfälischen und englischen Mundarten in recht unterschiedlichen Lautformen erscheint, diente dazu, ein Gänsezüchterdorf mit seiner von der Nachbarschaft abweichenden Aussprache zu necken. So hießen die Helmstedter „*De helmstiddeschen Gaise*“, die Badenhäuser im Kr. Gandersheim „*De Bâ'enhuischen Göäse*“, die Meinbrexer im Kr. Holzminden „*Päilegäse*“ unter Anspielung auf den dortigen Lockruf „*päile-päile*“, die Bodenfelder im Kr. Northeim „*Wesergäse*“, die Offenser im Kr. Northeim „*De offensenschen Gäse*“, die Günterser im gleichen Kreise „*Güntersche Göäse*“, und die Gerzener im Kr. Alfeld „*Gerzer Goise*“ oder „*Dai Ganten*“. Von Bodenfelde und Meinbrexer wird ausdrücklich gesagt, daß mit dem Spottnamen auf die dortigen Frauen angespielt wurde, die es angeblich den Gänsen durch ihr „*rawweliges*“ Mundwerk bzw. ihre Dummheit gleichtun. Eine solche boshafte Gedankenverbindung ist für die anderen Orte zwar nicht verbürgt, aber doch zu vermuten, weil es der derben Ausdrucksweise des ostfälischen Humors durchaus entsprechen würde. Vielleicht gilt das auch für die Bezeichnung der Meinbrexer als „*Dai Poutschen*“ und die Mackendorfer im Kr. Helmstedt als „*Puterköpfe*“. Daß in beiden Orten Puterzucht betrieben wurde, steht außer Frage. Da aber Puter nach der Volksmeinung dumme Tiere sind, könnte der Beiname sehr wohl neben dem sachlichen noch einen Nebensinn gehabt haben.

Selbst die Esel-Orte werden wohl von einem auf die bekannten Esel-Eigenschaften abzielenden Spotte nicht ganz verschont geblieben zu sein, auch wenn ihre Beinamen ursprünglich einen rein sachlichen Anlaß gehabt hatten. Hardeggen im Kr. Northeim hieß „*Eselstadt*“, weil dort für Beförderung von Sand aus dem Solling in die nähere und weitere Umgebung vorzugsweise Esel verwandt wurden. Die Warzener bezeichnete man als „*Dai Isels*“, weil ein Einwohner namens Müller als Gemüsehändler in den Jahren 1887—1890 mit einem Eselwagen über Land fuhr. Der Spottname „*Eselstäkersch*“ für die Einwohner von Braunlage im Kr. Blankenburg soll daher rühren, daß man dort früher Esel schlachtete. Die Gittelder im Kr. Gandersheim hießen „*Mulesel*“, weil sie vermutlich in alter Zeit Maulesel als Lasttiere für die Erztransporte aus den westthüringischen Gruben zu den Schmelzhütten hielten.

(Fortsetzung folgt)

## Unter den Türmen des Braunschweiger Domes

Jugenderinnerungen von Albert Trapp

Der Braunschweiger Dom wurde mir vor mehr als sechs Jahrzehnten zu einer Stätte inneren Erlebens und musikalischer Begegnung. Wo damals der quirlige Junge die edle Größe des Raumes und mit ihr die strenge Schönheit der musica sacra aufnehmen durfte, darf nun der Graukopf dankbar nicken und behaglich mit „seinem Dom“ plaudern.

Ich kam zuerst mit ihm in Berührung — und zwar wortwörtlich — als ich, der neunjährige Knirps, meine spitze Nase neugierig zwischen das Lattengitter der Turmtür schob, um möglichst viel vom sonnendurchfluteten Kirchenschiff zu erhaschen. Außerdem wartete ich ungeduldig auf einige Spielgefährten, die soeben zur Chorprobe im Dom weilten. Ich guckte mir die Augen aus, sah jedoch keinen

Freund, wohl aber dicke Pfeiler mit gemalten Heiligen in gold, rot und blau. Ferner erkannte ich das vom Gewölbe herabhängende Lichterrad und entdeckte ganz hinten auf hoher Steintreppe den siebenarmigen Leuchter.

Zu diesen optischen Eindrücken gesellte sich plötzlich ein akustischer, nämlich ein mehrstimmiger volltönender Gesang. Feierlich und schön füllte er den weiten Raum. Ich drückte mein Ohr gegen die Latten und hätte am liebsten mitgesungen. Nach wenigen Minuten verklang der Choral, flinke Stiefel näherten sich der Tür und jagten mich Zaungast um die nächste Straßenecke. Bevor ich über den Wilhelmsplatz (heute Domplatz) entwischen konnte, hatten mich kräftige Hände gepackt und zu einem stattlichen Herrn mit rotblondem Bart gezerzt. „Hier, Herr Domkantor, ist unser Freund, er singt famos und muß in unsern Chor!“ — „Nana, nicht so stürmisch! Ist der kleine Kerl nicht ein bißchen zu jung für uns?“ „I bewahre, prüfen Sie ihn und nehmen Sie ihn auf!“

Und so geschah es. Eine Woche später sang ich in der Sakristei mein „Probelied“. Ein bißchen spitz und leise wimmernd. Ich glaubte mich schon durchgefallen, aber ich fand Gnade vor des Meisters Ohren. Er überwies mich dem Sopran, und ich blieb fünf Jahre im Domchor. Nun stand ich Sonntag für Sonntag als einer von dreißig Jungen auf der Orgelempore — sie wurde 1961 vor dem Einbau der neuen Orgel beseitigt — wo wir im Verein mit zwölf Herren, also im gemischten Chor, Lieder und Motetten alter wie neuer Meister sangen. Vornehmlich hatten wir jedoch die Liturgie und den Gemeindegesang zu leiten. Gerade diese Aufgabe hatte einst den Anstoß zur Gründung eines Knabenchors gegeben.

Zwar werden bereits 1809 „Chorknaben am Dom“ erwähnt, aber von ihrer solistischen Mitwirkung im Gottesdienst ist noch nirgends die Rede. Nur an hohen Festtagen durfte sich die Gemeinde an einem mehrstimmigen Gesang erbauen. Aber solche vom Zufall abhängige Musikpflege mißfiel Christoph Friedrich G ö r g e s , dem tüchtigen, bis 1852 amtierenden Domkantor. Er wünschte die „Instrumental-Musik durch eine zusagende Vocal-Musik“ zu ergänzen, das schien ihm sogar notwendig, nachdem die aus dem Jahre 1499 stammende Orgel abermals renoviert war. Daß in jüngerer Zeit, nämlich 1773, Friedemann Bach sie gemeistert hat, bleibe nicht unerwähnt. Kantor G ö r g e s gründete also 1849 mit Schülern der heute verschwundenen Garnisonsschule — ihr Gebäude steht noch heute am Lessingplatz — einen dreistimmigen Knabenchor. Um geeignete Sänger auf längere Zeit zu gewinnen und ausscheidende durch stimmbegabte zu ersetzen, wurden deren Leistungen je nach Dauer der Mitgliedschaft mit drei, vier oder fünf Talern im Jahr honoriert. Gleichzeitig hieß es, dem jungen Chor ein leicht zu bewältigendes Repertoire einzustudieren. Weil die dafür geeignete Literatur recht dünn gesät war, griff der treffliche Kantor selbst zur Notenfeder. Er komponierte eingängige Hymnen und Motetten, übertrug klassische Gesangsstücke in einen durchsichtigen dreistimmigen Satz. Daß diese melodiefrohen Kompositionen bald auch in den übrigen Kirchen erklangen, sei rühmend erwähnt, Die beiden Nachfolger des verdienstvollen G ö r g e s setzten zwar die Chorpflege fort, ohne sie aber künstlerisch zu erweitern oder gar zu vertiefen.

Das geschah erst durch Friedrich W i l m s , den vorläufig letzten in der Reihe der Domkantoren. Geboren am 22. November 1864 in Braunschweig, war schon der Schüler des Realgymnasiums wie der des Lehrerseminars durch hohe musikalische Begabung aufgefallen. Klavier und Orgel hatten es ihm angetan, aber auch der damals blühende Chorgesang. Kaum ins Schulamt gerufen, saß der junge

Lehrer schon 1885 auf der Orgelbank von St. Petri. Hier entwickelte sich der Musikbeflissene dank rastloser Selbststudien zu einem tüchtigen Organisten, zu einem vielbegehrten, poetischen Liedbegleiter und feinsinnigen Chorleiter. Infolgedessen war es nicht überraschend, daß ihn Prinz Albrecht, Regent des Herzogtums von 1885—1906, zum 1. Oktober 1894 an den Dom berief.

In kurzer Zeit gelang es dem ehrgeizigen Friedrich Wilms mit Hilfe der Lehrerschaft, eine muntere Schar sangesfroher Jungen für den Kirchendienst zu gewinnen sowie zwölf Chorherren vom Hoftheater zu ständiger Mitwirkung zu verpflichten. Auf diese Art entstand eine Singgemeinschaft von Knaben- und Männerstimmen, deren faszinierender Klang jeden Musikfreund ergötzte. Endlich war es möglich, klassische Chöre im Originaltext zu studieren und sämtliche Darbietungen auf ein Niveau zu rücken, das wegen seines erbaulichen und künstlerischen Charakters immer mehr Besucher in den Dom lockte. Wer beobachtete das schärfer als wir Chorknaben! Wie staunten wir über das vielseitige musikalische Können unseres verehrten Kantors! Nicht nur über sein unbestechliches Ohr, über seinen profunden Baß, sondern auch über seine unerschütterliche Ruhe und pädagogische Sicherheit, mit der er uns zapplige Gesellen durch die kniffligste Partitur steuerte. Ohne langweilende Erklärungen, wohl aber durch sinngemäße Übungen erzog uns Friedrich Wilms zu genauem Hören, zu geschmackvoller Tongebung und dadurch zu stilgerechter Wiedergabe jeder Komposition.

Wehe, wer zu früh oder zu spät einsetzte, wer ein Piano verpatzte oder sich beim Decrescendo nicht schmiegsam einfügte! Stets dazu angehalten, nach sorgfältigen Proben ohne Blatt zu singen, fiel es uns leicht, jedem Wink zu folgen. Zugleich war es uns möglich, bei Trauerfeierlichkeiten ohne Dirigent mitzuwirken.

Eigene Konzerte zu geben, wie wir es häufig wünschten, war zu unserm Kummer nicht möglich. Einmal wegen des jährlichen Ausscheidens guter Sänger infolge Stimmbruchs, zum andern wegen des Theaterdienstes unserer Chorherren, aber nicht zuletzt wegen des Kantors hoher Ansprüche hinsichtlich konzertreifer Leistungen. In diesem Punkte konnten wir nicht mit dem Schraderschen A cappella-Chor konkurrieren, dessen vielbesuchte Domkonzerte hohen Rang besaßen.

Wir kannten ihn gut, den Gründer und Leiter des nach ihm benannten gemischten Chors. Saß er doch sonn- und festtags vor der Domorgel, hieß Heinrich S c h r a d e r und war wegen seiner künstlerischen Leistungen eine stadtbekannte Persönlichkeit. Auch er hatte wie sein „Kollege“ Wilms schon früh das Leharpult mit der Orgelbank vertauscht und statt der Tafelkreide die Notenfeder geliebt. In Jerxheim am 13. Juni 1844 geboren, absolvierte der Musikbegabte das Wolfenbütteler Seminar und fand dort im hochgeschätzten Selmar Müller einen verständnisvollen, anregenden Meister. Ihn überraschte er beim Abgang mit einer eigenen Orgelkomposition. Ein Jahr darauf ging der Schulamtskandidat nach Berlin, um im Sternschen Konservatorium seine musikalische Bildung hochschulmäßig abzuschließen.

1869 treffen wir ihn auf der Orgelbank von St. Andreas in Braunschweig, und 1879 gründete er hier mit sangesfreudigen Damen und Herren den nach ihm benannten A Cappella-Chor. Nach Jahresfrist verwandelte sich dieser Kirchenchor in eine selbständige Singgemeinschaft, die, ledig aller gottesdienstlichen Verpflichtungen, ausschließlich der musica sacra diente. Nachdem ihr Dirigent 1882 zum Domorganisten ernannt war, folgte man ihm nach St. Blasii und veranstaltete dort vielbesuchte Weihnachts- und Passionskonzerte. Bald zählte Prinz Albrecht

zu ihren regelmäßigen Gästen, und auf seinen Wunsch erklang am 16. April 1889 zum erstenmal in der Welfenresidenz J. S. Bachs „Hohe Messe“, ein musikalisches Ereignis, das noch lange nachwirkte. Aber zurück zu eigenen Erinnerungen!

Wie oft durfte ich Heinrich Schrader, den Herzoglichen Musikdirektor, aus gebührender Distanz beim Orgelspiel beobachten! Wenn die Löwenmähne auf kantigem Schädel und der Zwickel auf der Nase sich über die Tasten beugten und dabei die suchenden Finger bedächtig die Register wählten, dann war mit dem Brummbären nicht gut Kirschen essen. Hatte er aber die Liturgie hinter sich gebracht und hatte ihn das lahme Pedal nicht allzusehr geärgert, dann belohnte er sich und seinen lieben Wilms, den geschätzten Vertreter an der Orgel, mit einer duftenden Prise Tabak.

Wir Schlingel wußten genau, was jetzt folgte. Jeder der beiden Herren zog aus der hinteren Rocktasche ein großes rotseidenes Taschentuch und prustete in dem Augenblick hinein, in dem unten im Kirchenschiff die Gemeinde nach der Schriftverlesung geräuschvoll wieder Platz nahm, um nun die Predigt zu hören. Ob immer mit andächtiger Aufmerksamkeit, wage ich zu bezweifeln. Die Akustik des Domes ließ viel zu wünschen übrig, nur selten beherrschte die Stimme des Hof- und Dompredigers Hermann Bichmann das Langhaus, und Mikrofon und Lautsprecher waren noch unbekannte Dinge.

Uns auf der Orgelempore kümmerte das wenig. Wir verstanden sowieso nicht den Wortlaut der Predigt, außerdem hegten wir für ihren Verkünder wenig Zuneigung. Er lachte nie und gönnte uns Jungen kaum einen freundlichen Gruß. Wie anders unser guter Kantor! Er hatte seine liebe Not, uns zappligen Kerlen das Stillsitzen zu erleichtern, und war froh, wenn wir in mitgebrachten Heften lasen oder uns schriftlich mit Lösung von Scherzfragen beschäftigten. Jedenfalls bildeten wir eine vergnügte Gemeinschaft. Zwar drohte der Kantor mitunter, allzu Übermügte aus dem Chor zu weisen, sobald sie wieder am Glockenseil emporgeklettert waren, um oben im Turm nach Tauben zu jagen. Da jedoch ein derartiger Hinauswurf oft die besten Sänger traf, uns aber wider den Korpsgeist ging, so blieb es bei einer derben Philippika und einer gestotterten Entschuldigung. Wir dankten, indem wir am nächsten Sonntag Mozarts „Ave verum“ besonders innig sangen.

Wir Chorknaben kannten alle Winkel des Gotteshauses bis hinauf zum Glockenboden unter dem Notdach. Hatten wir doch neben unserer Gesangstätigkeit verschiedene Funktionen wahrzunehmen, die noch aus der katholischen Epoche der damaligen Hofkirche stammten. Zwei von uns schlugen während des Vaterunsers die Betglocke an, zwei andere geleiteten den Domprediger an den Altar und wieder zwei eilten vor Beginn des Gottesdienstes hinüber ins Kantorenhaus, das messingvergoldete Weihrauchgefäß zu holen, um den Dom mit festlichem Duft zu füllen.

Sobald oben die Orgel präludierte, öffneten wir unten das Gefäß und streuten vorsichtig das Rauchpulver auf die glühenden Holzkohlen. Eine starke Duftwolke stieg empor, indes der Chor den Gesang anstimmte: „In dir ist Freude ...“ Dabei schritt ich bedächtig das Mittelschiff entlang, stets das Becken schwingend, aus dem immer neue Schwaden aufstiegen. Ich umwanderte langsam das Grabmal Herzog Heinrichs und kehrte durch das südliche Seitenschiff zu meinem Ausgangspunkt zurück.

Wir waren sehr stolz, wenn festtags der Domkantor in Frack und weißer Binde vor uns stand und dazu den traditionellen Chorrock trug. An solchem Tag erfreuten

wir das vollbesetzte Gotteshaus durch die Wiedergabe des großen „Gloria“, glanzvoll begleitet vom Orgelspiel Heinrich Schraders, und jubelnd erhöht durch das Sopransolo der liebenswerten Frau Domkantor.

Alle Nebendienste, so gering sie dem Außenstehenden erschienen, wurden gewissenhaft ausgeführt. Sie erhöhten unser Selbstbewußtsein und mehrten unser Ansehen bei den Gottesdienstbesuchern. So dachten wir. Besonders begehrt war der Türdienst beim Landesherrn. Schon die Anfahrt des fürstlichen Wagens mit dem Leibjäger auf dem Bock weckte unsere Neugier. Betrat der Prinzregent den Dom, dann begrüßten ihn ehrerbietig seine drei stattlichen Söhne sowie der weißbärtige Hofmarschall Graf Keller. Zwischen diesen vornehmen Herren nahm sich der Chorknabe mit seiner Kollektenbüchse recht winzig aus. Aber wie froh verneigte er sich, sobald in seine Büchse die üblichen Goldstücke purzelten. Ein stolzes Gefühl beseelte uns, als im Jahre 1902 eine „Spanische Gesandtschaft“ am Braunschweiger Hofe erschien und wir die hohen Herrschaften bei ihrem Besuch des Domes mit drei lateinischen Gesängen empfingen.

Groß war unsere Freude, als es hieß, der Dom erhält eine neue Orgel! Niemand hat mehr geschmunzelt denn Heinrich Schrader. Damit der Gottesdienst während der Bauzeit fortgeführt werden konnte, errichtete man im südlichen Seitenschiff eine Interimsorgel mit zwei Manualen und etwa zwanzig Registern. Nun saßen wir ebenerdig zwischen den Besuchern und wurden von allen Seiten beobachtet. Nur nicht von unsern Husaren, die beim Militärgottesdienst die Bankreihen füllten und während der Predigt kräftig schnarchten. Den Abbruch der alten und den Aufbau der neuen Orgel durch die Firma Furtwängler & Hammer, Hannover, verfolgten wir mit großer Neugier. Wir stolperten über elektrische Kabel, bestaunten die Unzahl und Vielfalt der Pfeifen und bewunderten den polierten Spieltisch mit seinen vier Manualen und 85 Registerknöpfen. Besonders imponierte uns das Fernwerk in der südlichen Seitenkapelle. Wurde es ausprobiert, dann wichen und wankten wir nicht. Der zauberhafte Echoklang schmeichelte unserm Ohr und bewegte unser Gemüt. Was uns damals begeisterte — so auch der pompöse Orgelprospekt — wurde bald von Sachkennern als romantische Verirrung getadelt. Jedenfalls gönnte der Stilwandel im Orgelspiel und im Orgelbau dem von uns Jungen angestaunten Instrument kein langes Leben. Schon 1930 wurden Orgel und Empore erneuert, ohne daß man in musikalischer oder architektonischer Sicht alle Rätsel löste. Das geschah erst 1962, indem man, frei von jeder Tradition, eine Orgel errichtete, die allen künstlerischen Anforderungen der Gegenwart vortrefflich genügt. Mir kann aber solcher Wandel die Erinnerung nicht trüben an den Tag der Orgelweihe von Anno 1901.

Der Dom war überfüllt von Andächtigen, Musikfreunden, Sachverständigen und — Neugierigen. Selbst der regierende Landesherr erschien mit großem Gefolge. Wir Jungen versahen mit roten Wangen und wichtiger Miene unsern Türdienst, eilten nach Ende des vollen Geläuts (elf Glocken) auf die Empore, um hingebend und schwungvoll das Eingangslied anzustimmen. Und dann erklang zum erstenmal das neue Instrument, dessen Register der greise Organist in einem selbstkomponierten Präludium aufglänzen ließ. Nach Schluß des überaus festlichen Gottesdienstes wurde Heinrich Schrader in die Sakristei gebeten, wo ihn Prinz Albrecht inmitten eines illustren Kreises zum Professor ernannte. Wir Chorknaben schrien draußen Hurra, stürmten zurück in den Dom und gratulierten lärmend dem schmunzelnden Brummbären.

## *Haimatkunne bain uolen Koldewey in Harzeborch*

Zum 100. Geburtstag von Dr. Friedrich Koldewey

von Otto Rohkamm

Ouse uole Schaulederechter, de Perfesser Dokter Licentiat Fritze Koldewey, dai hat dat Progymnasium in Harzeborch ganz gruoet emåket. Wenn uok emål de uole Graube, Schorrseewärter von 'er Stråtenbouvorrwaltung, in 'er Börjervorrssammlunge raip: „Wäi brouket kain Promåsium“, sau hat de uole Koldewey dat doch fertichebrocht, datt out 'er litjen Harzeberjer Privatschaule teierst dat Progymnasium un denne dat Gymnasium word, wuo de Jungens von Harzeborch un Ummejejend dat Abiturientenexamen aflechten, datt se studäiern können.

Allunderlåt hat et ehiäten: Harzeborch is swår in'er Schaule. Et word wat vorrlanget. De Jungens moßten flätlich säin un Grippts hebben in Koppe. Åwerst dådorch sind uok von'er huogen Schule in Harzeborch'ne ganze Masse Jungens ekuomen, dai hett et tau wat ebrocht in praktischen Liëben. Gruote Persönlichkeiten sind'er out eworn: Perfessers, Dokters un Afkåtens.

Låt säin, wäi et will, de uole Koldewey is en klauken Schaulederechter ewest, un wat hai wolle, dat wolle hai; un dat sette hai dorch. Wail'e telest dat Older harre, dat hai in Pension gåhen moßte, do wolle hai noch nich henesmetten wiëren tau'en uolen Åisen. Do melle han seck noch as Pastuor in Lobmachersen. Hai hat duomals esecht: „Dat kann eck noch ganz gout näbenbäi måken, dat betten Pastuorspiëlen, wuo eck sauwåisau noch dai ganzen uolen Preddichten lijjen hewwe in Schappe out mäiner Kandedatentåit, for jieden Senndach 'ne andere!“

Un en gruoten Frind is hai ewest von 'er Plattduitschen Språke. De uole Koldewey ist in Vorstanne ewest von 'en Bronswåikschén Lannesvorraine for Haimatschutz, 'ne Tåit lang is hai Vorsitzer ewest von 'en Harzklubbe, un egrinnet hat hai 'en Plattduitschen Vorrain in Harzeborch. Dai dåge in Linnenhowwe.

„Schåme sich ja niemand des Plattdeutschen, denn das ist die rechte Muttersprache unseres Landes.“ Dissen Vers hat hai allen Jungens in et „Poesiealbum“ eschriëben.

In säinder Schaule tratt hai in dafor, datt dai grettersten Jungens in dån hejjerren Klassen Achtunge harren vor ouse uole Muddersprake, un datt se Plattduitsch vorrståhen un silwest spåken können. Dårumme lait hai uok plattduitsche Upsätze schräiben. Wår Plattduitsch konne, kraich 'ne båtere Nummer.

Ainen schienen Dach, do spruok hai uock wedder platt in 'er „Haimatkunne“, un do frauch hai de Jungens, wat et alles for Holt jiëben dië'e in 'er Fost: „Bouholt, Lankholt, Brennholt“, sä'en de Jungens, „Dannenholt, Boikenholt, Aikenholt, Ålernknippel, Berkenstangen, Åste un Tacken.“ Åwerst dat was alles noch nich enauch, wat hai wetten wolle, un hai frauch wåier: „Jo, un wat jifft et denne noch for Brennholtarten, eck maine dai Guiteklassen in 'er Brennholttaxe for dai Brennholtberechtigten, for dai Interesenten?“ „Och“, twiere ainder an: „Knorrholt, Raidelholt, Anbruch, Knippel un Wåsen!“ „Jawoll“, såe de Uole, „un wat noch? — Dat alderbeste hett Jåi vorrjetten, dat dickerste un beste Boikenbrennholt, gat et jifft, dai dicken Klifte, dat Schåitholt!“ Do lachen de Jungens, un ainder raip: „Ach, Herr Derechter, Sai mainet woll Schaitholt?!“

## *Dr. Otto Rohkamm, der ostfälische Volkskundler, Volkstumspfleger und Mundartschriftsteller, wurde 70 Jahre alt*

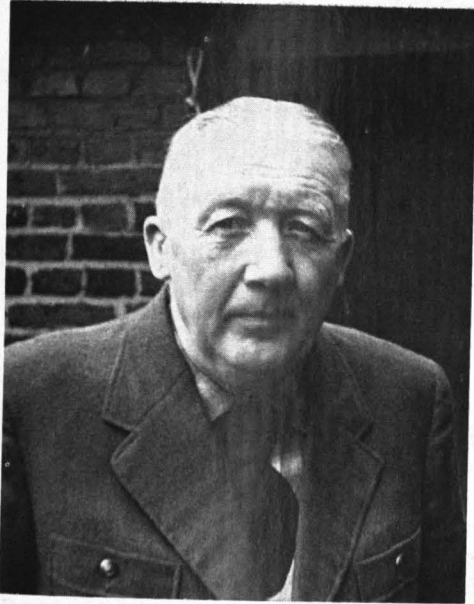
Am 4. März 1966 vollendete in Bad Harzburg der Zahnarzt Dr. Otto Rohkamm sein 70. Lebensjahr. Viele Harzer Landsleute feierten an diesem Ehrentage den Jubilar mit Glückwünschen, an der Spitze Stadtdirektor und Ratsherren seiner Heimatstadt, die den stets wachsamem Stadtheimatspfleger ehren wollten, Beauftragte des Harzklubs, die mit der Jugendmusikgruppe ihrem Zweigvereinsvorsitzenden ein Ständchen brachten, Vertreter der Jägerschaft, die ihrem Jagdfreunde ein frohes „Waidmanns-Heil!“ zuriefen, und heimatreue Menschen aller Volksschichten, die dem Geburtstagskinde auf ihre Art für sein Wirken als Volkstumspfleger und Mundartschriftsteller danken wollten. Auch der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz gedenkt mit diesen Zeilen dankbar und bewundernd alles dessen, was sein Mitglied Otto Rohkamm in staunenswerter Vielseitigkeit mit Wort, Schrift, Bild und Tat seit Jahrzehnten für unsere ostfälische Heimat und seine Menschen geleistet hat.

Otto Rohkamm wurde am 4. März 1896 in Bad Harzburg als Sohn eines Schuhmachermeisters geboren. Seine Mutter Hermine, geb. Sievers, stammte aus Braunschweig, sein Vater August aus Goslar, wo schon der Großvater wie dessen vier Söhne die Schuhmacherei betrieben hatten, nachdem die Familie aus dem Ambergau-Städtchen Bockenem in die ehrwürdige Reichsstadt übergesiedelt war. Vater und Großvater waren zwar nicht Poeten oder Philosophen wie ihre berühmten Zunftgenossen Hans Sachs und Jakob Böhme, aber den Hang zum forschenden Grübeln und Fabulieren, den so mancher ehrsame Schuhmacher beim magischen Schein der gläsernen Schusterkugel verspürte, werdenn auch die Rohkamms von Generation zu Generation fortgeerbt haben, bis er in unserem Jubilar zur vollen schöpferischen Entfaltung kam. Da er schon als Junge einen regsamen Geist offenbarte, schickten ihn die Eltern nach dem Besuch der Bürgerschule auf das Progymnasium in Bad Harzburg und danach auf das humanistische Gymnasium in Goslar, das er 1914 mit dem Zeugnis der Reife verließ, um sogleich den feldgrauen Rock anzuziehen. Nach Rückkehr aus dem ersten Weltkriege studierte er in Jena Zahnheilkunde, wurde 1921 zum Dr. med. dent. promoviert und ließ sich nach einjähriger Assistentenzeit in dem väterlichen Fachwerkhause auf dem Kleinkothofe Nr. ass. 77 an der Herzog-Julius-Straße in Bad Harzburg als Zahnarzt nieder.

In der Freizeit, die ihm sein Beruf ließ, beschäftigte er sich zunächst hauptsächlich mit Zeichnen und Malen in der Natur, Kunstfertigkeiten, zu denen schon in der Schulzeit durch den Zeichenlehrer K. Engelke der Grund gelegt war und die der Erwachsene später durch Unterricht bei einem baltendeutschen Künstler weiter entwickelt hat. In dem Maße, wie er dabei seine Beobachtungsgabe in Feld und Wald schärfte, gewann er zunehmendes Interesse am Leben der Tierwelt seiner Harzheimat und wurde so zum leidenschaftlichen, zutiefst naturverbundenen Jäger und Heger.

In der Zahnarztpraxis wie auf seinen Streifzügen mit Zeichenblock und Flinte durch das Harzvorland und die Harzer Berge lernte er Menschen aller Volksschichten von Grund auf kennen. Da ihm die heimische Mundart von Kindesbeinen an aus der Schusterstube des Vaters und vom Umgang mit den alteingesessenen Nachbarn vertraut war, wurde es ihm leicht, im plattdeutschen Gespräch den Zugang zur Seele seiner Landsleute zu finden, zumal der Handwerker, Klein-





Dr. Otto Rohkamm

Privataufnahme

bauern, Hirten, Waldarbeiter, Steinhauer, Wegewärter und anderer „kleinen Leute“. Dabei gewann er tiefe Einblicke in die Arbeitswelt und Lebensweise, das Denken und Empfinden eines noch nicht von städtischem Geiste angekränkelten, urwüchsigen Menschen-schlages. Was er dabei an volkskundlich Wissenswertem erfuhr, begann er nach dem 2. Weltkriege, den er von Anfang bis Ende zuerst als Kompanieführer, dann als Stabsarzt mitgemacht hatte, niederzuschreiben: plattdeutsche Fachausdrücke für Arbeitsgeräte und Arbeitsvorgänge, mundartliche Bezeichnungen für Pflanzen und Tiere, Flur- und Forstnamen, Sprichwörter und Redensarten, Gesundheits- und Wetterregeln, Volksreime und Stippstöreken.

Angeregt durch die ihm seit 1951 zugesandten 11 Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, die er mit vorbildlicher Sorgfalt und Sachkenntnis für seinen Heimatort ausfüllte, begann er in den 1950er Jahren damit, nach dem Muster des 1927 gedruckten Nordharzer Wörterbuches von Ed. Damköhler, das den plattdeutschen Wortschatz von Cattenstedt am Nordrande des Ostharzes enthält, in einem handschriftlichen Wörterbuch den Wortschatz des Amtsbezirks Harzburg so lückenlos wie nur möglich zu erfassen. Die Ergebnisse dieser sehr mühevollen und zeitraubenden Arbeit stellte er selbstlos mit vollem Verständnis für umfassendere wissenschaftliche Aufgaben dem Braunschweigischen Landesmuseum zur Auswertung für das dort entstehende gesamtostfälische Wörterbuch zur Verfügung. Ebenso selbstlos steuerte Rohkamm die von ihm gesammelten Sprichwörter des Amtsbezirks Harzburg 1960 zu einem vom Unterzeichneten in Angriff genommenen Werk „Volksweisheit und Volkshumor Ostfalens in Sprichwörtern“ bei, das im Rahmen der Sonderschriftenreihe des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz erscheinen soll.

Seine Aufzeichnungen über Leben und Arbeit, Denken und Empfinden seiner Harzer Landsleute formte Rohkamm im Laufe der Jahre zu einer großen Anzahl plattdeutscher Erzählungen und Gedichte ernsten und heiteren Inhalts, von denen ein erster Teil unter dem Titel „Harzer Land und Leute“ 1958 in Buchform bei Rosdorf in Bad Harzburg gedruckt und vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz herausgegeben wurde. Eine Auswahl aus den seitdem neu entstandenen zahlreichen Geschichten und Gedichten will der Verfasser bald unter dem Titel „Knorrholt“ veröffentlichen, nachdem sie auf vielen Vortragsabenden an verschiedenen Orten großen Anklang gefunden hatten und einige von ihnen bereits in Zeitungen und Zeitschriften („Braunschweigische Heimat“ und „Unser Harz“) abgedruckt worden waren. Durch sein erstes Buch war Rohkamm bald weit über die Grenzen seines Amtsbezirks als hervorragender Mundartschrift-

steller bekannt geworden und wird seitdem oft von Vereinen, Volkshochschulen und anderen Organisationen zu Vorlesungen seiner Dichtungen eingeladen. Er las u. a. in Goslar, Clausthal-Zellerfeld, Altenau, Seesen, Langelsheim, Lutter a. B., Salzgitter, Wolfenbüttel, Schöningen, Vorsfelde, Braunschweig und Vechelde sowie in zahlreichen Dörfern der Landkreise Goslar und Wolfenbüttel und kam auch im Rundfunk schon wiederholt zu Wort. Das Geheimnis seiner Erfolge als Vortragender beruht nicht zum wenigsten auf der Ausdruckskraft seiner modulationsreichen Stimme, aber noch nachhaltiger wirkt auf die Zuhörer doch die Ursprünglichkeit und Lebensechtheit des Inhaltes seiner Dichtungen. Sie zeigen den Harzer Menschen und seine Landschaft, wie sie wirklich sind, ohne Schönfärberei und Sentimentalität, aber immer mit liebevollem Verständnis auch für ihre Schwächen und die Schattenseiten des Daseins.

Rohkamms Geschichten und Gedichte gehen jedoch nicht nur zu Herzen, sondern sind auch eine Quelle ersten Ranges für die wissenschaftliche Volkskunde und Mundartforschung. Wir finden in ihnen eine Fülle von Angaben über altertümliche Arbeitsverfahren, Volksbräuche, Vorstellungen des Volksglaubens und andere Lebensäußerungen der Harzer sowie wichtige Aufschlüsse über ihre Denkweise, die besondere Eigenart des ostfälischen Humors und die natürliche Sprechweise einfacher Menschen. Zumal als Zeugnisse der unverfälschten Volkssprache ragen Rohkamms Geschichten weit über den Durchschnitt der ostfälischen Mundartdichtung aus älterer und neuer Zeit hinaus. Hier ist nichts gekünstelt, nichts hochdeutsch gedacht und dann erst in plattdeutsche Lautformen übertragen, wie man es leider bei niederdeutschen Mundartschriftstellern so häufig findet. Rohkamm hat wirklich wie Luther den Leuten „aufs Maul geschaut“ und so geschrieben, wie der alteingesessene Harzer vor dem Eindringen der hochdeutschen Umgangssprache in das Alltagsleben frei von der Leber weg sich auszudrücken pflegte. Er schreibt nicht nur völlig lautgetreu und verwendet nicht nur einen ausdrucksreichen, altertümlichen Wortschatz, sondern wahrt auch getreu die ungeschriebenen Regeln der Syntax und Satzbildung in der dem ostfälischen Harzer eigentümlichen Art der Wortstellung. So kommt auch der Mundartforscher beim Studium des absolut volkrechten Stils der Rohkammschen Geschichten zu wissenschaftlichen Erkenntnissen, wie er sie sonst wohl kaum noch anderswo im Mundartschrifttum Ostfalens finden kann. Nicht minder wichtig als Rohkamms Schaffen für die Wissenschaft ist jedoch für die Allgemeinheit sein Wirken in der praktischen Heimatpflege. Als Stadtheimatpfleger für Bad Harzburg müht er sich seit vielen Jahren mit leidenschaftlichem Eifer darum, die Kultur- und Naturdenkmale seiner Heimatstadt zu erhalten, ihr Ortsbild vor Verunstaltungen zu bewahren und die Natur- und Landschaftsschutzgebiete in ihrer Umgebung gegen Gefahren aller Art zu sichern. Zugleich wirkt er als Vorsitzender des Harzklub-Zweigvereins mit Hilfe einer sehr rührigen Jugendgruppe unermüdlich für die Pflege altbodenständiger Volksüberlieferungen, sei es am Fasselabend, zu Walpurgis, beim Harzburger Salzfest oder bei anderen Anlässen. Am deutlichsten wird dieses Bemühen in dem von Rohkamm 1954 verfaßten und seitdem siebenmal mit großem Erfolge aufgeführten „Harzeberjer Fasselabendspiel“, dessen Text im 40. Jahrgange der „Braunschweigischen Heimat“ auf S. 45—51 abgedruckt worden ist. Bei den Aufführungen offenbarte sich so recht die bewundernswert vielseitige künstlerische Begabung des Verfassers. Er war nicht nur Textdichter und Spielleiter, sondern auch Bühnenbildner, Hauptdarsteller und

Vorsänger und riß mit seinem Schwung Mitspieler wie Zuschauer zu begeistertem Mitgehen mit. Das war wirklich Volkstumpfleger im besten Sinne, wie wir sie uns auch für andere Orte und andere Anlässe in unserer Heimt wünschen möchten.

Möge der Jubilar mit derselben jugendlichen Frische und Schaffenslust, wie er sie auch an seinem 70. Geburtstage zeigte, noch viele Jahre im gleichen Sinne forschend, schreibend, redend und handelnd als Volkskundler, Heimatpfleger und Mundartschriftsteller für unsere ostfälische Heimat wirken können, sich selbst, seinen Angehörigen und Freunden zur Freude, seinen Landsleuten zum Segen und den Jüngeren zum Vorbilde als eine von Idealismus beseelte Persönlichkeit urwüchsiger Originalität!

W. Flechsig

## *Die Orgel der Brüdernkirche St. Ulrichi in Braunschweig*

von Uwe Pape

Über die Orgel, die vor dem Jahr 1626 in der Brüdernkirche stand, ist uns nichts überliefert worden. In dem 1626 mit Gottfried Fritzsche abgeschlossenen Vertrag lesen wir wohl „... wann die Pfeiffen aus dem alten Werck herausgenommen werde...“<sup>1)</sup>, wer diese Orgel aber erbaut und welche Disposition dies Instrument hatte, ist nicht bekannt.

Am 27. 4. 1626 führen Verhandlungen „... mit Meister Godtfried Frietzsch, Orgelmacher und Bürgern der Churf. Sächsischen Residentz Stadt Dreßden, wegen eines hochnötigen Orgelbauer in berührter Brüdern Kirch...“<sup>2)</sup>, zu einem Vertragsabschluß. Fritzsche baute 1626 und 1627 seine zweite Orgel in Braunschweig, die folgende Disposition erhalten sollte:

„Daß Erste oder Oberste Clavier anstadt der Brust soll Clavis haben C D E F G A B H c ... biß ins c“. Darauf Stimmwerck geordnet

Principal 8 fueß Rein Zinn	Dobbelt Scharffe RausPfeiffe
Gembshorn 8 fueß	Dobpelt Scharffe Cimbcl

Daß andere oder mittelste Clavier soll haben ... darauf sein Stimmwerck geordnet

Principal 8 fueß Rein Zinn	Holflöte 8 fueß
Sub Baß 16 fueß	Mixtur 6 fach
Quinta 3 fueß	Trompeta 8 oder 16 fueß
Scharffe Octave 4 fueß	
Baß im Pedall absonderlich in die großen Thürme	
Principall 16 fueß Rein Zinn	
Starck Octave Basß 4 fueß	
vierfachte RauschPfeiffe	
Dobbelte Cimbcl = diese beyde geben die 6fache Mixtur	
Starke Posaun 16 fueß	
Singend Cornet 2 fueß	
Subbaß 16 fueß	

Daß dritte Clavier soll haben ... darauf sein geordnet

Principal 4 fueß Rein Zinn	Dobpelt Cimbcl
Quintaden 8 fueß	Schwieggell
Blockflöte 4 fueß	Lieblich Crumhorn 8 fueß
Octave 2 fueß	

*Daß Pedall soll diese Claves haben C D E F Fis G Gis A B H c bis ins c' d' e' <sup>3)</sup>.*

Für den Fall, daß Fritzsche vorzeitig stirbt, tritt „... sein(en) um fünf Jahr gehabten Orgelmacher gesellen Tobiam...“ <sup>4)</sup>, in den Vertrag ein. Fritzsche verlangt 700 Taler; die Materialien sollten von der Gemeinde geliefert werden <sup>5)</sup>. Die Orgel erhielt Springladen und 5 Blasbälge <sup>6)</sup>. Über den Prospekt schreibt Fritzsche: „... Das Oberwerck in solchen Form und größte nemlich mit Fünff Ründungen oder Türmen daß Mittelwerck mit zehn Ründungen oder Türmen daß Rückpositiv mit Sieben Ründungen oder Türmen...“ <sup>7)</sup>.

Außer den in dem Kostenanschlag enthaltenen Angaben sind keine wissenswerten Nachrichten übermittelt worden. Fritzsche erhielt nach Fertigstellung noch weitere 100 Taler für Mehrarbeiten. Er hatte u. a. ein Positiv geliefert <sup>8)</sup>. Insgesamt hat das Instrument über 3000 Taler gekostet <sup>9)</sup>. 1627 wurde es von dem Hamburger Katharinen-Organisten und Sweelinck-Schüler Heinrich Scheidemann (ca. 1596—1663) zum erstenmal gespielt. Ihm wurde ein vergoldeter Pokal von 40 1/2 Lot und 2 große fürstliche Silberstücke von 14 Lot Gewicht verehrt, „weil er in ziemlicher großer Gefahr herüber kommen“ <sup>10)</sup>.

Aus dem Jahre 1688 ist eine Quittung für Reparaturarbeiten erhalten. Es heißt: „Nach dem ich daß Posittiff in der Brüdern Kirche auffm Chor gantz von ein ander genommen Vndt von Grunde auff Repariret...“.

Diese Quittung ist von Otto Eilhart B a t i e n t e r unterschrieben, der 1683 für die Kirche in Gadenstedt bei Peine ein Positiv lieferte <sup>11)</sup>. Weitere Quittungen Batienters vom 10. 8. 1690 und 14. 2. 1691 beziehen sich auf Arbeiten an der großen Orgel, insbesondere an den Blasbälgen, auf eine Stimmung, auf Umbauten, „... damit man zu den Spring Ventilen halt kommen könne“ <sup>12)</sup>, und auf den Einbau eines Sperrventils „... Sper Ventil zum werck eingebaut...“ <sup>13)</sup>.

Im Jahre 1712 schägt der Organist Otto Anthon L e i d i n g Veränderungen an der Disposition vor. In seiner Aufstellung finden wir die seinerzeit vorhandene Disposition des Haupt- und Pedalwerkes:

H a u p t w e r k		P e d a l w e r k	
Principal 8 fuß	Mixtur 6 fach	Principal 16 fuß	Subbaß 16 fuß
Rohrflöte 8 fuß	Subbaß 16 fuß	Octava 8 fuß	Posaune 16 fuß
Octave 4 fuß	Quintade 4 fuß	Octava 4 fuß	Trompeta 8 fuß
Quinte 3 fuß	Waldflöte von Holtze	Cimbel 2 fach	Cornett 2 fuß <sup>14)</sup> .
		Mixtur 4 fach	

Leiding wünschte ein Fagott 16' und eine Trompete 4' für Waldflöte und Cornett. Darüber hinaus erschien ihm ein Trichterregal im Oberwerk wünschenswert. Die Disposition des Oberwerkes erfahren wir erst in einem weiteren Vorschlag zur Umgestaltung vom 21. 5. 1728:

O b e r w e r k		
Principal 8 fuß	Quinte	Cimbell 2 fach
Gedact 8 fuß	Rauschpfeife	Viol die Gamba 8 fuß
Hohlflöte 4 fuß	2 fuß	Trompet 8 fuß <sup>15)</sup> .
Octave	3 fuß	

Die in diesem Vorschlag genannten Dispositionen des Haupt- und Pedalwerkes stimmen mit den 1712 genannten überein, d. h. Umbauten wurden in den dazwischen liegenden Jahren nicht ausgeführt.

Von Leiding stammt noch ein weiterer, allerdings undatierter Vorschlag einer Dispositionsänderung, in der im Oberwerk Quintadena 16', Salizional 4', Gedackt 4' und Scharff 6fach, im Hauptwerk Trompete 16' und im Pedal Trompete 4' neu wünscht <sup>16)</sup>. Ob diese Arbeiten ausgeführt wurden, ist unbekannt.

Aus dem 18. Jahrhundert sind uns erst vom 25. 2. 1743 und vom 30. 2. 1745 Reparaturen überliefert <sup>17)</sup>. Es wird an einem Violon 16' gearbeitet, womit ein Subbaß gemeint sein dürfte.

Ein Voranschlag H ü s e m a n n s aus dem Jahre 1750 betrifft Balg- und Ventilreparaturen. Die Arbeiten wurden bald darauf ausgeführt. Am 24. 10. und 23. 11. 1750 erhält Hüseemann Geld <sup>18)</sup>.

Weiterhin arbeiten an der Orgel J. H. Langschwadt und Hüseemann in den Jahren 1751 und 1755. Von Langschwadt ist eine Reparaturrechnung und Quittung vom 6. 5. 1751 und von Hüseemann sind drei Reparaturrechnungen und Quittungen vom 28. 8. 1751, 7. 6. 1755 und 6. 12. 1755 erhalten <sup>19)</sup>.

Welche Arbeiten an der Orgel ausgeführt und welche Dispositionsveränderungen vorgenommen wurden, ist bis heute unbekannt.

Noch vor 1860 <sup>20)</sup> wurde die Orgel durch ein neues Instrument von Orgelbauer Engelhard aus Herzberg ersetzt <sup>21)</sup>. Sechs Register dieser Orgel sollen vor dem Kriege noch von Fritzsche erhalten gewesen sein <sup>22)</sup>, und zwar:

- |                  |                  |   |
|------------------|------------------|---|
| 1. Quintadena 8' | 3. Blockflöte 4' | 5. Quinte 2 <sup>2</sup> / <sub>3</sub> ' |
| 2. Rohrflöte 8'  | 4. Octave 2'     | 6. Quinte 5 <sup>1</sup> / <sub>3</sub> ' |

Die unter 1), 3) und 4) genannten Stimmen dürften dem Rückpositiv angehört haben, die unter 2) und 5) dürften dem Hauptwerk entnommen worden sein. Quinte 5 <sup>1</sup>/<sub>3</sub>' könnte zum Teil alt gewesen sein und etwa als 4'- oder 2 <sup>2</sup>/<sub>3</sub>'-Register von Fritzsche stammen.

Die Orgel von Engelhard war rein mechanisch; die Klaviaturen hatten schwarze Untertasten <sup>23)</sup>. Der Spieltisch befand sich in der Orgel <sup>24)</sup>. Dieses Instrument, dessen Disposition bis jetzt nicht genau bekannt ist, wurde mit der Kirche im Kriege zerstört. Der Wiederaufbau der Kirche ist noch nicht wieder abgeschlossen.

<sup>1)</sup> Der Vertrag mit Fritzsche vom 27. 4. 1626 ist als Abschrift erhalten, Braunschweiger Stadtarchiv, G II 7, 66; die Differenzen zu dem von Willibald Gurlitt 1913 im Braunschweigischen Magazin veröffentlichten Verträge liegen naturgemäß in zwei verschiedenen Abschriften begründet. — <sup>2)</sup> A. a. O. — <sup>3)</sup> A. a. O. — <sup>4)</sup> A. a. O. Willibald Gurlitt schreibt in seinem Aufsatz „Der Kursächsische Hoforgelmacher Gottfried Fritzsche“ 1937 in der Festschrift Arnold Schering: „Über den seit 1621 bei Meistermacher Gottfried Fritzsche“ 1937 in der Festschrift Arnold Schering: „Über den seit 1621 bei Meistermacher Gottfried Fritzsche beschäftigten Tobias Weller aus Dresden hat E. Flade reiches Material zusammengetragen (Silbermann, S. 61 f., Geschichtliches über die sächsischen Orgeln, S. 105 ff.)“ S. 122. — <sup>5)</sup> A. a. O. — <sup>6)</sup> A. a. O. — <sup>7)</sup> A. a. O. — <sup>8)</sup> Willibald Gurlitt, Schering-Festschrift, S. 118: „alldieweil sich der Orgelmacher in und nach Verfertigung des Werkes zum höchsten beklaget, daß er an dieser Arbeit ein merkliches zubüßen mußte, auch der Kirchen ein neu Positiv verehret.“ — <sup>9)</sup> A. a. O., S. 117. — <sup>10)</sup> A. a. O., S. 118. — <sup>11)</sup> Pape, Uwe: Die Orgeln des Kr. Peine, Braunschweig, 1962, S. 16 f. — <sup>12)</sup> Braunschweiger Stadtarchiv, G II 7, 66, Quittung vom 10. 8. 1690. — <sup>13)</sup> A. a. O., Quittung vom 14. 2. 1691. — <sup>14)</sup> A. a. O., Dispositions-vorschlag vom 15. 2. 1712. — <sup>15)</sup> A. a. O., Dispositions-vorschlag ohne Datum. — <sup>16)</sup> A. a. O., Beschlag vom 21. 5. 1728. — <sup>17)</sup> A. a. O., Dispositions-vorschlag vom 11. 8. 1750 und scheinungen vom 25. 2. 1743 und 30. 2. 1745. — <sup>18)</sup> A. a. O., Voranschlag vom 11. 8. 1750 und Quittungen vom 24. 10. und 23. 11. 1750. — <sup>19)</sup> A. a. O. — <sup>20)</sup> Herr Orgelbaumeister O. Dutkowski teilte mir mit, daß um 1860 die Bauweise der Manuale geändert wurde und daß die 1940 vorhandene schwarzen Untertasten auf einen Bau vor 1860 hindeuten. — <sup>21)</sup> Freundliche Mitteilung von Herrn O. Dutkowski. P. J. Meier (Die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig, Braunschweig 1926) erwähnt — leider ohne Quellenangabe — einen Orgelprospekt von 1627 mit Wappen und Figuren (S. 18), über den nichts nachweisbar ist. — <sup>22)</sup> Pfeiffer-Dürkop, Hilde: Die Geschichte der Gottfried-Fritzsche-Orgel in St. Katharinen zu Braunschweig, Mainz, 1959, S. 25. — <sup>23)</sup> S. Anmerkung <sup>20)</sup>. — <sup>24)</sup> Freundliche Mitteilung von Frau Hilde Pfeiffer-Dürkop.

# AUS DER HEIMATPFLEGE

---

## *Die Süntelbuche im Elm – Ende und Anfang*

von Heinz Mollenhauer

Bis vor wenigen Jahren befand sich an der Landstraße von Königsutter zum Tetzelstein — etwa in der Mitte zwischen beiden Örtlichkeiten rechterhand — ein Hinweisschild, das auf eine nahe Zwergbuche aufmerksam machte.

Richard Schmidt hatte dazu in seinem „Illustrierten Elmführer“ (4. Auflage, 1927, Braunschweig, Verlag Franz Hess) auf Seite 12 geschrieben: „Der merkwürdigste Baum des ganzen Elmes ist unstreitig die Zwergbuche im Forstorte Huckelalskopf bei Königsutter. In der Forstbotanik führt sie den Namen Süntelbuche, *fagus tortuosa*. (Hegi nennt sie in seiner „Illustrierten Flora von Mitteleuropa“ Band III Seite 99 auch Schlangenbuche. *Tortuosa* = gewunden, gedreht). Sie ist nur 8 m hoch und 0,60 m stark, d. h. im Durchschnitt. Leider beeinträchtigt der dunkle Standort den Eindruck, den dieser eigenartige Baum durch seine fast unentwirrbar verzweigte Krone auf den Beschauer macht.“

Leider ist das genannte Schild und mit ihm die Baummerkwürdigkeit verschwunden. Übrig geblieben sind an der Stelle lediglich ein mächtiger gedrehter Baumstumpf von etwa drei Meter Höhe sowie einige umherliegende Riesenzweige. Erhaltengeblieben ist auch ein früher von der Steinmetzschule in Königsutter angefertigter Gedenkstein, der auf das Naturdenkmal aufmerksam macht.

Man sollte auch noch jetzt den Ort aufsuchen! Man wandere von Königsutter aus auf der genannten Landstraße bis zum Kilometerstein 4,1, der deutlich sichtbar an der linken Straßenseite liegt. An der gegenüberliegenden, westlichen Seite bietet sich ein winziger Pfad den Augen des Wanderers dar. Betritt man ihn, so



Aufn.: H. Fischer-Wahrenholz



erkennt man schon nach wenigen Schritten linkerhand, bergauf — etwa 150 bis 200 m von der Straße entfernt — eine kleine runde Lichtung und in ihr die Baumruine.

Wir bringen nachstehend eine Photographie von dem jetzigen Zustande, die der Studienrat W. Freist in Schöningen vor kurzem aufgenommen hat. Er beschreibt die Ansicht treffend und humorvoll wie folgt:

„Es ist kaum zu fassen, wie viele „Tiere“ auf dem Bilde sind. In dem Baume selber zeigt sich ein „Schweine-Hund“, während nach links der Kopf eines Schweines, nach rechts der eines Hundes blickt. Links am Boden liegt ein gestürztes Elchkalb, das laut Caesaris oder Taciti Bericht nicht wieder aufstehen kann, da es keine Gelenke hat. Nach rechts flüchtet eine Boa constrictor.“ Links im Vordergrund ist übrigens auch der erwähnte, geschmackvolle Stein der Steinmetzschule sichtbar.



Die Überreste der Süntelbuche im Elm 1965

Aufn.: W. Freist

So etwas sieht man nicht alle Tage. Es ist dankbar anzuerkennen, daß die Forstverwaltung die Sehenswürdigkeit erhalten hat. Darüber hinaus hat der Oberforstmeister Schmidt-Collinet in Königsutter dafür gesorgt, daß etwa 10 Zwergbuche durch Pfropfung nachwachsen. Ein Exemplar steht z. B. im Garten des Forstamtes, ein anderes auf einer kleinen Lichtung an der Chaussee Königsutter-Tetzelstein. (Siehe Einzäunung!)

Die übrigen Bäumchen stehen im Walde verstreut. So darf angenommen werden, daß die Zwerg-, Süntel-, Schlangenbuche im Elm erhalten bleibt.

Ein glücklicher Zufall will es, daß wir eine Abbildung bringen können, die in künstlerischer Vollendung das Aussehen der früheren Zwergbuche im Elm während der Wintermonate wiedergibt. Die Photographie stammt von dem bekannten Lichtbildner Hermann Fischer-Wahrenholz. Es handelt sich insofern auch um ein bedeutsames, historisch gewordenes Naturdokument, das einer weiteren Erklärung nicht bedarf.

Wer heutzutage einen ähnlichen Eindruck gewinnen will, muß sich in die Heimat dieser Buchenart begeben, nämlich in den Süntel an der Weser. Leider ist zwar dort der seltene Baum aus sog. rationellen Gründen so gut wie ausgerottet. Erhaltengeblieben ist jedoch ein wahres Prachtexemplar bei dem Dorfe Raden an der Nordseite des Gebirges unweit der Autobahn.

## *Neuer Vorstand des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz*

Auf der Jahreshauptversammlung der Mitglieder des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz, die am 24. März 1966 im Vortragssaale des Städtischen Museums zu Braunschweig stattfand, trat der bisher amtierende Vorstand satzungsgemäß nach dreijähriger Amtszeit zurück, nachdem der Tätigkeits- und Jahresbericht für 1965 gegeben und dem Schatzmeister auf Vorschlag der Kassenprüfer Entlastung erteilt worden war.

Der bisherige Vorsitzende, Oberregierungs- und -baurat a. D. Gottfried Hartwig wollte sich wegen seines hohen Alters nicht wieder zur Wahl stellen und wurde in dankbarer Würdigung seiner langjährigen Verdienste um die Neubelebung des Vereins nach dem zweiten Weltkriege und die umsichtige Leitung der Vereinsarbeit seit 1949 zum Ehrenvorsitzenden ernannt. An seiner Stelle wurde der aus Lelm gebürtige Oberkreisdirektor des Landkreises Braunschweig, Walter Geffers, als neuer Vorsitzender gewählt. Die Neuwahl des Vorstandes hatte ferner folgendes Ergebnis:

Geschäftsführender Stellvertreter des Vorsitzenden: Oberkustos Dr. Hans Adolf Schultz, zweiter Stellvertreter des Vorsitzenden: Museumsdirektor i. R. Dr. Alfred Tode;

Schatzmeister: Dr. H. A. Schultz, Stellvertreter des Schatzmeisters: Landwirt August Wilhelm Müller;

Schriftführer: Oberkustos Dr. Werner Flechsig, Stellvertreter des Schriftführers: Medizinalrat i. R. Dr. Fritz Barnstorf;

Naturschutzreferent: Studienrat Gerhard Schridde, Stellvertreter des Naturschutzreferenten: Studienrat Dr. Wolf Hartwich;

Rechtsberater: Notar Heinz Mollenhauer; Hausherr der Geschäftsstelle: Museumsdirektor Dr. Rolf Hagen. Die Geschäftsstelle befindet sich weiterhin im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum, Braunschweig, Mönchstr. 1, Fernruf 2 43 89.

## *Neues Landschaftsschutzgebiet Drömling im Landkreis Helmstedt*

Der Landkreis Helmstedt, vertreten durch Landrat Weiberg und Oberkreisdirektor Dr. Conrady, hat durch Verordnung vom 12. Januar 1966 den Drömling im Amtsbezirk Vorsfelde unter Landschaftsschutz gestellt. Die Grenzen des Landschaftsschutzgebietes Drömling, deren Verlauf im § 1 der Verordnung genau beschrieben ist, wurden mit grüner Farbe in der Landschaftsschutzkarte gekennzeichnet, die in drei übereinstimmenden Ausfertigungen beim Landkreis Helmstedt als der unteren Naturschutzbehörde, beim Präsidenten des Nieders. Verwaltungsbezirks Braunschweig als der höheren Naturschutzbehörde und beim Niedersächs. Landesverwaltungsamt — Naturschutz und Landschaftspflege — in Hannover hinterlegt sind. In das Verzeichnis der Landschaftsschutzgebiete des Landkreises Helmstedt wurde das neue Schutzgebiet als Nr. 11 eingetragen. Es erstreckt sich von der Bundesbahnlinie Vorsfelde—Oebisfelde im Süden, an der Zonen- und Kreisgrenze im Osten entlang bis zur nördlichen Kreisgrenze und



schließt im Westen Teile der Gemarkungen Brechtorf, Rühren, Parsau und Ahnebeck ein. Unter den in § 3 aufgeführten Schädigungen und Verunstaltungen der Natur ist, die verboten werden, sind besonders erwähnenswert die Verunreinigungen der Gewässer, die für das Sumpfgebiet des Drömlings so charakteristisch sind, durch das Waschen von Kraftwagen, durch das Einbringen von Abfällen, Müll oder Schutt und durch Schädigungen jeder anderen Art. Abgedruckt wurde der Wortlaut der Verordnung in Stück 2 des 45. Jahrgangs des Amtsblattes für den Niedersächs. Verwaltungsbezirks Braunschweig vom 17. März 1966. *Fl.*

### *Otto Dutkowski †*

Der Braunschweiger Orgelbaumeister Otto Dutkowski wurde plötzlich am 28. Januar 1966 inmitten seiner Bautätigkeit für die Orgel der Martinikirche in Braunschweig durch einen tödlichen Schlaganfall herausgerissen. Zahlreiche Restaurierungen wertvoller alter Denkmalsorgeln im Braunschweiger Land und im weiteren Ostfalen sorgten für seinen weitgehenden Ruf auf diesem Spezialgebiet. Daneben arbeitete er auch neue Orgelwerke und Positive und war in selbstloser Weise jederzeit bereit, für die verschiedenen Flötenuhrenwerke des Museums für Geschichte und Volkstum seine Kraft zur Verfügung zu stellen, denn es gehört zu solchen Dingen nicht nur erfindungsreiches Können, sondern auch Liebe und Ausdauer zur Sache. All dieses war in Otto Dutkowski vereinigt. Sein Hinscheiden hinterläßt eine Lücke, die nicht so leicht zu schließen ist. *H. Pfeiffer-Dürkop*

### *Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1965*

#### *Öffentliche Vorträge, Jahreshauptversammlung und Studienfahrten*

Am 23. Januar wurde die seit Jahren bei den Vereinsmitgliedern beliebte winterliche Studienfahrt mit Schlachtfestessen unternommen. Diesmal ging es in den Kreis Goslar. Zuerst wurde unter Führung des Kreisheimatpflegers O. Thielemann das Heimatmuseums in Goslar besichtigt. Dann fuhr man nach dem nahen Kloster Grauhof mit seiner schönen Barockkirche und zur Gaststätte „Quellenhof“ des dortigen Mineralwasserwerkes, wo nach der Unterrichtung der Teilnehmer über die Geschichte und wirtschaftliche Bedeutung des Unternehmens Wurst- und Aufschnittplatten als örtliche Spezialität gereicht wurden. Anschließend erfreute der Harzburger Mundartdichter Dr. O. Rohkam durch den Vortrag einiger seiner plattdeutschen Geschichten aus dem Harzer Volksleben.

Auf einem Vortragsabend im Städtischen Museum zu Braunschweig sprach am 18. Februar Diplomgärtner H. Löhmer vom Stadtgartenamt Braunschweig über die für den Heimatschützer brennende Gegenwartsfrage „Können Bäume heute in der Industriestadt noch gedeihen?“. Er zeigte die Gefahren auf, die den öffentlichen Grünanlagen und zumal den Straßenbäumen aus der Verunreinigung der Luft, den Einwirkungen des Straßenverkehrs und der Fernheizungsanlagen und vor allem aus der Verdämmung der Bodenfläche durch Zement- und Asphaltbelag erwachsen. In Anbetracht dieser unvermeidlichen Zivilisationsfolgen muß der Landschaftsgärtner darauf bedacht sein, solche Baum- und Straucharten bei Neupflanzungen zu wählen, die relativ am unempfindlichsten gegen derartige Schädigungen sind. Er muß sich wie jeder Heimatschützer auch mit allen Kräften dagegen zur Wehr setzen, daß alte Bäume mit der Begründung beseitigt werden, sie könnten durch Nachpflanzen der gleichen Art leicht ersetzt werden. Nicht wenige heimische Baumarten, die in alten Exemplaren noch lebensfähig sind, kommen in jungen Exemplaren heutzutage nicht mehr vorwärts, und überdies be-

dürfte es zahlreicher Jungbäume mit kleiner Krone, um die Gesamtsumme der Blattfläche eines einzigen alten Baumes wie etwa der großen Buche im Theaterpark ersetzen zu können, die durch ihre Atmung, Staubbindung und Regenableitung eine außerordentlich wichtige Aufgabe für das städtische Kleinklima und damit für die Volksgesundheit zu erfüllen hat.

Auf der Jahreshauptversammlung am 18. März wurde zunächst der geschäftliche Teil mit dem Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden, dem Kassenbericht des Schatzmeisters, dem Bericht der Kassenprüfer und der Entlastung des Vorstandes abgewickelt. Daran schloß sich ein Lichtbildervortrag von Dr. W. Flechsig über „Volkstum und Besiedlungsgeschichte Ostfalens in neuer Sicht“. Er belegte zunächst anhand ausgewählter Farbdias von bemalten Bauermöbeln und Trachtenstücken die Einheitlichkeit der ostfälischen Volkstumsmerkmale im 18. und 19. Jahrhundert, die sich auch noch in einigen typisch ostfälischen Volksbräuchen wie dem „Fuen“ am Fasselabend und dem Fahnenjagen bis in den Beginn des 20. Jahrhunderts kundtat. Die Geltungsbereiche dieser neuzeitlichen Volkstumsäußerungen zeigen auffallende Ähnlichkeit mit den Geltungsbereichen typisch ostfälischer Eigenwörter des Flurnamenbestandes wie des appellativischen Wortschatzes, die in frühmittelalterliche oder gar frühgeschichtliche Zeiten zurückreichen. Die im Lichtbild gezeigten Reproduktionen von Laut- und Wortkarten der ostfälischen Volkssprache ließen erkennen, wie sich von einem im Westen durch den Ambergau begrenzten ostfälischen Kerngebiet eine Übergangslandschaft zwischen Harz und Weser abhebt, in der sich ostfälische, lüneburgische, westfälische und nordhessische Spracheinflüsse überlagerten. Aus dieser Erkenntnis ergaben sich im Vortrage neue Gedanken zur Klärung des Engern- und Cherusker-Problems, die ihrem Niederschlag auch in einem Aufsatz auf S. 1 — 23 des Jahrgangs 1965 unserer Zeitschrift fanden.

Die 1. Studienfahrt des Sommerhalbjahres führte am 28. Mai in das L a n d z w i s c h e n Deister und Hannover. Das erste Ziel war Barsinghausen. Bevor dort die romanische Klosterkirche besichtigt wurde, vermittelte Ortsheimatpfleger Lehrer i. R. Nolte in der neuen Mittelpunktschule durch einen eingehenden Vortrag über die Siedlungsgeschichte des Ortes und seinen früheren Steinkohlenbergbau einen lehrreichen Überblick über die Eigenart des Deistervorlandes. Daran schloß sich eine reizvolle Wanderung durch den Buchenhochwald zu dem anmutig in einem Deistertal gelegenen Heim des Niedersächsischen Fußballverbandes, wo Kaffee und Kuchen genossen werden konnten. Nach der Rückkehr in das Städtchen wurde die Fahrt in nördlicher Richtung fortgesetzt über Benth, wo die „Sieben Trappen“, mittelalterliche Kreuzsteine einer früheren Gerichtsstätte, betrachtet wurden, und dann nach Ronnenberg mit seiner erst kürzlich restaurierten romanischen Kirche. Besonderen Eindruck hinterließ dort bei der Führung durch Dr. H.-A. Schultz außer den romanischen Architekturteilen und den alten Ausstattungsstücken die an der Außenwand eingemauerten, vermutlich von einer vorromanischen Taufkapelle stammende steinerne Türumrandung mit Ornamenten im Stil der Merowingerzeit.

Auf der ganztägigen 2. Studienfahrt am 20. Juni wurde der Kreis Duderstadt besucht. Es ging zunächst durch den Oberharz mit einer kurzen Rast bei der Okertalsperre über Herzberg nach Duderstadt, wo die Fahrtteilnehmer vor dem Rathaus von Vorstandsmitgliedern des Heimatvereins „Goldene Mark“ begrüßt wurden. Im Rathaus saal hielt Oberstudienrat Dr. Boegehold zunächst einen kurzen Vortrag über die Siedlungsgeschichte des Eichsfeldes und der Stadt Duderstadt. Dann teilten sich die Gäste aus Braunschweig in zwei Gruppen, um im Wechsel das Rathaus mit dem Stadtarchiv und den anderen mittelalterlichen Räumen, das Heimatmuseum und auf einem Stadtrundgang unter Führung des städtischen Angestellten Oppermann die schönen alten Fachwerkhäuser kennen zu lernen. Nach der Mittagspause, die jeder nach eigener Wahl in einem der gepflegten Gasthöfe zur Erholung oder bei unbezähmbarem Unternehmungsgeist auch zu weiteren Erkundungsgängen verwenden konnte, wurde die Fahrt im Autobus nach Westen zum Rande des Westerberges bei Desingerode fortgesetzt, wo Hauptlehrer

Otto aus Seulingen einen eindrucksvollen Überblick über die landschaftliche Gliederung und die wirtschaftliche Struktur der „Goldenen Mark“ gab und die Teilnehmer dann durch den unter Landschaftsschutz stehenden Wald mit seinen 72 vorgeschichtlichen Hügelgräbern führte. Von dort ging es weiter über Esplingerode und Seulingen zur Kaffeetafel am Seeburger See. Da die Zeit nicht reichte, um den stark besuchten, landschaftlich reizvollen und naturkundlich hochinteressanten See herumwandernd genauer kennen zu lernen, erzählte Herr Otto während der Rast in der Gaststätte von der Geschichte und der geologischen, botanischen und zoologischen Bedeutung dieses eigenartigen Landschaftsschutzgebietes. Am späten Nachmittag wurde das letzte Ziel im Kr. Duderstadt, Gieboldshausen, erreicht. In diesem schönen Dorfe wurden die braunschweigischen Heimatschützer vom Landrat des Kreises und vom Bürgermeister begrüßt und über die wirtschaftlichen Probleme des Zonenrandgebietes unterrichtet. Im Anschluß daran wurde die Champignon-Großzucht auf dem Gute des Freiherrn v. Minnigerode unter dessen Führung sowie eine noch mit Handbetrieb arbeitende kleine Zigarrenfabrik besichtigt. Nach diesen interessanten Einblicken in einen neuartigen und einen traditionellen Erwerbszweig des Eichsfeldes verließen die Fahrtteilnehmer den Kr. Duderstadt, in dem sie, von den einheimischen Heimatfreunden vorbildlich betreut und belehrt, so viel Neues kennen gelernt hatten, und fuhren um den Westrand des Harzes herum nach Braunschweig zurück.

Ganz andere Eindrücke vermittelte die halbtägige 3. Studienfahrt am 4. September in die Südhöhe. Es ging zunächst über Gifhorn nach Neudorf-Platendorf. Dort übernahm Lehrer Göde nach einem kurzen Vortrag über die Geschichte dieser Moorkolonie die Führung durch das Moor, um an geeigneten Stellen die geologisch-botanischen Voraussetzungen für die Entstehung der Torfschichten zu erklären und die früheren und jetzigen Methoden des Torfabbaues zu schildern. Dabei bot sich reichlich Gelegenheit, Sträucher blühender Heide zu pflücken. Nach beendeter Wanderung fuhr man im Bus weiter nach Wahrenholz, um den aus Braunschweig stammenden Altmeister der Tierfotografie, Hermann Fischer, in seinem Heim kurz vor Vollendung seines 80. Lebensjahres die Grüße aus der Vaterstadt zu überbringen und einen zusammenfassenden Überblick über sein jahrzehntelanges Schaffen im Dienste der Heimatkunde zu gewinnen. Von Wahrenholz ging es nach Hohna zur Kaffeetafel in der Gaststätte Krößmann. Den Abschluß bildete die Besichtigung der dortigen Dorfkirche unter Führung von Dr. H.-A. Schultz.

Die ganztägige 4. Studienfahrt galt am 26. September dem Besuch des braunschweigischen Leinetales. Es ging zunächst ohne Aufenthalt über Seesen und Bad Gandersheim nach Rimmerode, wo Dr. H.-A. Schultz über die Entwicklung dieser Gutsgemeinde aus einem geschrumpften Bauerndorf sprach. In Billerbeck, dem nächsten Fahrtziel, sprach angesichts der ehemaligen Wassermühle von 1659 Dr. Flechsig über die Bedeutung des Ortsnamens und die frühere Ausnutzung der Wasserkräfte des Kr. Gandersheim durch Mahlmühlen, deren bedeutendste, die Leinemühle in Greene, 1901/02 in ein Elektrizitätswerk umgewandelt wurde. Anschließend zeigte Dr. Schultz die nach dem letzten Kriege gebaute neue Kapelle mit ihrer Ausstattung. In Kreiensen wählte Kirchenrat i. R. Ehlers die Fußgängerbrücke über dem Bahnhofsgelände zum Standort, um einen ausführlichen Bericht über die Geschichte dieses Eisenbahnknotenpunktes zu geben, dessen Verbindung nach Holzminden gerade vor 100 Jahren in Betrieb genommen war. Von Kreiensen aus fuhr man nach dem nahen Greene, um dort im Gasthof „Rose“ das Mittagessen einzunehmen und in der ehrwürdigen Archidiakonatskirche mit ihren sehenswerten Kunstschatzen einen Vortrag von Kirchenrat Ehlers über die Bedeutung des Ortes als kirchlichem Mittelpunkt des braunschweigischen Leinetales in alter und neuer Zeit zu hören. Nach der Mittagspause ging die Fahrt weiter nach Erzhausen zum Besuch eines Fachwerkhauses von 1701 mit hochaltertümlicher Rauchfangküche und zur Besichtigung des erst kürzlich in Betrieb genommenen Pumpspeicherwerks der Leine am Fuße des Selters. Der leitende Ingenieur Bruns hatte es sich trotz des Sonntagnachmittags dankenswerterweise nicht nehmen lassen, die hochinteressanten technischen Anlagen zur Stromgewinnung unter Tage selbst zu erklären. Die vorgesehene

Fahrt über Naensen zum Oberbecken des Pumpspeicherwerks auf der Höhe des Selters mit seinem weiten Blick über das Leinetal mußte leider wegen eines Kupplungschadens am Motor des Gelenkbusses unterbleiben. Statt dessen verweilte man um so länger bei der Kaffeetafel in Naensen, bis die eintretende Dämmerung zur Rückfahrt nach Braunschweig mahnte.

Die 5. und letzte Studienfahrt hatte am 23. Oktober nur ein einziges, aber um so gewichtigeres Ziel, das altehrwürdige Hildesheim. Unter Führung des ehemaligen Hildesheimer Stadtbaurates Gothe erfuhren und sahen die Teilnehmer auf einem ausgedehnten Stadtrundgange viel Neues über den Wiederaufbau der zerstörten Innenstadt nach dem Kriege und über die Wiederherstellung der Andreaskirche, des Domes und der Michaeliskirche. Zum Schluß vereinigte auf dem „Berghölzchen“ noch einmal die Kaffeetafel die Teilnehmer zum geselligen Ausklang der Unternehmungen des Sommerhalbjahres.

Die Reihe der Vortragsveranstaltungen des neuen Winterhalbjahres wurde am 16. Dezember im Städtischen Museum zu Braunschweig mit einem Lichtbildervortrag von Dr. H.-A. Schultz eröffnet. Er gab einen fesselnden Bericht über „Die Gesamtergebnisse der Burg-Untersuchung bei Warberg am Elm und ihre Bedeutung für die Altersbestimmung mittelalterlicher Wohnplätze“. Seine Grabungen sind dadurch für die Geschichtsforschung weit über den Rahmen unserer engeren Heimat bedeutungsvoll geworden, weil durch die urkundlich bezugte Zerstörung der alten Burg Warberg im Jahre 1199 eine recht genaue Datierungsmöglichkeit für die zutage gekommenen Gefäßscherben, Metallgegenstände und figürlichen Knochenschnitzereien und damit auch für alle ähnlichen Funde an anderen mittelalterlichen Siedlungsplätzen in Niedersachsen gegeben ist.

#### Monatsversammlungen

Die Monatsversammlungen der Mitglieder fanden wie bisher an den ersten Donnerstagen der jeweiligen Monate in der „Badeschänke“ an der Badetwete in Braunschweig statt, und zwar am 7. Januar, 4. Februar, 4. März, 1. April, 6. Mai, 3. Juni, 5. August, 2. September, 7. Oktober, 4. November und 2. Dezember 1965. Es sprachen Lehrer i. R. W. Boer zweimal mit Bildern über Baukunst und Landschaft Schlesiens im Vergleich zum nördlichen Harzvorlande, W. Fanger über Studien- und Urlaubsfahrten durch die Schweiz, das Rheinland und die Lüneburger Heide mit meisterhaften Farbdias von eigenen Architektur-, Landschafts- und Tieraufnahmen, Dr. W. Flechsig über die frühe Siedlungsgeschichte des braunschweigischen Leinetales auf Grund der Ortsnamen, R. Hartmann über das Bild der Stadt Braunschweig und seiner näheren Umgebung im Wechsel der Jahreszeiten mit ebenfalls meisterhaften eigenen Farbdias, Dr. W. Meibeyer mit Feldrißreproduktionen über „Wendische Flurnamen im Vorsfelder Werder und ihre siedlungsgeschichtliche Aussage“, H. Mollenhauer über „Neue heimatkundliche Beobachtungen und Erfahrungen auf Urlaubsfahrten 1965“ und Dr. H.-A. Schultz mit Farblichtbildern über „Baudenkmale des braunschweigischen Leinetales“. Ein fröhliches Rätselraten unter dem Motto „Kennst du die Heimat?“, das einmal von Fr. Kaubel und zweimal von Dr. H.-A. Schultz anhand kommentarlos vorgeführter Farbdias geleitet wurde, erwies sich als besonders zugkräftig und löste eine heiter beschwingte Stimmung bei den lebhaft mitgehenden Teilnehmern aus.

#### Arbeit des Vorstandes

Der Vorstand besprach auf seinen Sitzungen die Mitgliederbewegung und -werbung, die Verwendung der Haushaltsmittel für die Ausgaben des laufenden Rechnungsjahres, die Vorbereitung der Vortragsabende und Studienfahrten und verschiedene aktuelle Fragen der praktischen Heimatpflege. Im Mittelpunkt des Interesses stand diesmal die Sorge um die Zukunft des Amtshauses der ehemaligen Domäne Riddagshausen, das nach dem Tode des hochbetagten letzten Pächters, Oberamtmann Nehr Korn, für einen neuen Verwendungszweck frei geworden war. Der Vorstand kam nach eingehender Besichtigung

des aus der Barockzeit stammenden ehrwürdigen Gebäudes zu der Einsicht, daß zwar zu der Erhaltung und Neuherichtung des Hauses viel Geld erforderlich sei, daß es aber gleichwohl in öffentlichem Besitz behalten werden solle, um es in Verbindung mit der Klosterkirche und dem angrenzenden Naturschutzgebiet als einen wichtigen Bestandteil dieser Kulturlandschaft von ausgeprägter Eigenart der Allgemeinheit dienstbar zu machen, sei es als ein Zentrum für wissenschaftliche Tagungen, sei es als Heim für naturkundliche und klostergeschichtliche Sammlungen, sei es als Stätte musischer Kulturpflege. In diesem Sinne wandte sich der Vorstand mit Eingaben an den Rat und die Verwaltung der Stadt Braunschweig und erhielt von dort zustimmende Antworten, ohne daß freilich schon im Berichtsjahre feste Pläne verfolgt werden konnten. Die schon im Jahre 1964 vom Vorstande gemeinsam mit dem Braunschweigischen Landesmuseum unternommenen Bemühungen zur Sicherung der vorgeschichtlichen Fundplätze und der pflanzengeographisch wichtigen Trockenrasenvegetation des Osels bei Wolfenbüttel führten 1965 zu einem bemerkenswerten Erfolge: Vom Niedersächsischen Innenministerium wurden der Bundeswehr für die Nutzung eines begrenzten Teiles des Osels als Übungsgelände Auflagen erteilt, deren Einhaltung den Bestand der Fundsichten und der Trockenrasenböden gewährleisten dürfte.

Mehrere Vorstandsmitglieder beteiligten sich an der Bereisung aller Orte des Asse-Oselgebietes, des braunschweigischen Leinetales und des Vorsfelder Werders zur Ermittlung von statistischen Angaben über Einwohnerzahlen, Neubauten öffentlicher Gebäude, Kirchen- und Schulverhältnisse, Kultur- und Naturdenkmale für die Neubearbeitung einer braunschweigischen Topographie. Fl.

## *Neues heimatliches Schrifttum*

Georg Eckert: 100 Jahre Braunschweiger Sozialdemokratie. 1. Teil: Von den Anfängen bis zum Jahre 1890. Verl. Dietz, Hannover 1965. GzL.

Wenn der Verfasser, Professor für Geschichte an der Pädagogischen Hochschule in Braunschweig, im Nachwort sagt, das von ihm zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Braunschweiger Sozialdemokratie verfaßte Buch erhebe keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Rang, so stellt er damit sein Licht allzu bescheiden unter den Scheffel. Denn er legt hier Quellen vor, die zu einem großen Teile erstmalig veröffentlicht werden, seien es nun Statuten, Mitgliederlisten, Briefe, Plakate, Zeitungsaufrufe und -berichte, politische Gedichte, Polizeiberichte, Strafurteile oder andere zeitgeschichtliche Dokumente. Solche Quellenveröffentlichungen haben aber immer ihren wissenschaftlichen Rang und oft einen höheren, dauerhafteren Wert als Kommentare, Analysen und Synthesen, die ein Forscher aus den von ihm benutzten Quellen erarbeitet hat, weil jeder Deutung ein gewisses Maß an Subjektivität einschließt

und dadurch dem Wandel der Anschauungen unterliegen kann, während eine Quellenpublikation zeitlosen Wert behält und immer wieder von neuem zum Studium anregt.

G. Eckert hat darum wohl daran getan, die Quellen selbst in großem Umfange zu dem Leser sprechen zu lassen, die er mit Spürsinn und ausdauerndem Fleiß in den Archiven ausfindig gemacht und angezogen hat. Aber er hat es dabei nicht bewenden lassen. Die einleitenden, verbindenden und erläuternden Textabschnitte, aus seiner eigenen Feder, die er den Quellen beigegeben hat, haben die Veröffentlichung zu einem fesselnd geschriebenen Geschichtswerk werden lassen, das über die eigentliche Parteigeschichte hinaus Einblicke in allgemeine wirtschaftliche, soziale, rechtliche und staatspolitische Verhältnisse des behandelten Zeitraumes vermittelt und damit nicht nur Parteimitglieder, sondern auch den Fachhistoriker, den Geschichtslehrer und jeden Freund der neueren Geschichte interessieren wird. Wie ein roter Faden zieht sich durch das ganze Buch das Lebensschicksal Hermann Brackes, des aus wohl-

habendem Hause stammenden, hochgebildeten Vorkämpfers der Arbeiterbewegung in Braunschweig. Dadurch gewinnt der an sich nüchterne, wirtschaftlich-politische Stoff an menschlicher Wärme. Auch die reiche Bildausstattung, zu der außer Faksimile-Wiedergaben von Briefen, Zeitungsseiten und Flugblättern auch Einzel- und Gruppenbildnisse sowie Ansichten alter Häuser und Straßenzüge der Braunschweiger Innenstadt aus dem 19. Jahrhundert gehören, tragen wirksam zur Verlebendigung des Stoffes bei.

W. Flechsig

Kurt Meyer-Rotermund, „Wolfenbüttel und seine Literaten“ (Ernst Fischer Verlag, Wolfenbüttel. 1965. 79 Seiten. Preis 5,80 DM).

Der Verfasser hat seinen beiden Nachkriegsbüchern „Letztes Biedermeier um die Jahrhundertwende. Wolfenbüttler Erinnerungen an Wilhelm Raabe“ (1956) und „Wolfenbüttler Bilderbogen. Anna Amalia bis Wilhelm Busch“ (1958) im gleichen Ernst Fischer Verlage Wolfenbüttel noch ein Nachtragswerk folgen lassen, das in interessanter und recht lehrreicher Form Schilderungen aus dem Geistesleben der genannten Stadt bringt.

Mit bester Sachkenntnis berichtet Meyer-Rotermund von Leibniz, Lessing, Ferdinand Grimm, Wilhelm Raabe, der Sippe Jeep, von Rudolf Huch, Otto Weidner, Konrad Beste, Rudolf Borch und den Angehörigen schönggeistiger Zirkel. Zuvor schafft er sich in einer feinen Einleitung „Ist Historie Ballast?“ gewissermaßen die Berechtigung, gerade in Wolfenbüttel geschichtliche Erinnerungen an Literaten sprechen zu lassen, ja auch an literarische Figuren wie den „Tollen Christian“. Nett sind Ausführungen wie „Für und wider Nippenburg“, wobei über den Wert einer Kleinstadt manches Günstige gesagt wird. Daß auch ein „Gastronomischer Epilog“ geboten wird, wird der Leser begrüßen. Er erfährt mancherlei lebenswürdige Erinnerungen an frohe Feste und Runden.

Den Abschluß bildet eine kurze Selbstbiographie des Verfassers, der am 16. 3. 1884 in Wolfenbüttel geboren ist. So knapp die Ausführungen sind, so zeigen sie doch, daß es Kurt Meyer-Rotermund dank seiner Aufgeschlossenheit beschieden war, an

einer fesselnden Periode der deutschen und europäischen Geistesgeschichte aktiv und passiv teilzunehmen.

Das ansprechende Buch ist mit trefflichen Rötzelzeichnungen Dieter Plapperts aus Wolfenbüttel ausgestattet. Die gegenständlichen, mit kräftigem Schwung ausgeführten Bilder stellen Stadtansichten dar, die den Text wirkungsvoll unterstützen. H. M.

Ernst Bergfeld: „Die blühenden Ufer“ (Glw. 83 Seiten. Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig. 1965. Preis 6,— DM).

Der weit über die Grenzen unserer Heimat hinaus bekannte Dichter und Schriftsteller ließ aus Anlaß seines 80. Geburtstages ein Buch erscheinen, das aus mehreren Gründen recht bemerkenswert ist. Es handelt sich um eine Sammlung von Gedichten, Erzählungen und Tagebuchblättern, die wegen ihres allgemein-menschlichen Inhaltes vielen Lesern ein vertieftes, frohes Lebensgefühl geben wird. Kennzeichnend sind die Worte am Schluß des Buches: „Die letzte, höchste zu erstrebende Weisheit liegt in dem Frieden, der in einer engen Bindung an unseren Schöpfer und seine ewig gültigen Lehren der Demut, der Güte, der Liebe zu den Nächsten ruht, und der allein uns die nötige innere Festigkeit, Freiheit und Kraft zum wahren Leben gibt.“

Das Buch ist aber auch von heimatkundlichem Wert. Man verspürt auf jeder Seite, daß der Dichter seine Motive der nächsten Umgebung entnommen hat. Es ist vorbildlich, daß ihn der Alltag mit seinen Eindrücken nicht etwa abgestumpft, sondern im Gegenteil immer wieder zu neuen tiefen Erfahrungen geführt hat. Dies allein schon entspricht einer inneren Haltung, die wir unseren Freunden nicht dringend genug zur Nachahmung empfehlen können.

Die allmähliche Erkenntnis der wahren Vorzüge unserer Heimat, die schrittweise Gewinnung einer angemessenen Selbstachtung und Selbstsicherheit ohne jegliche Überheblichkeit sind dann die Früchte eines gereiften Lebens.

Das genannte Buch ist — gleichwertig dem Text — durch sorgfältige und meisterlich gekonnte Zeichnungen von Wilhelm Frantzen ausgeschmückt worden. H. M.

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Verkaufspreis für 4 Hefte (ist durch Mitgliedsbeitrag abgegolten) 12,- DM

---

52. Jahrgang

Juni 1966

Heft 2

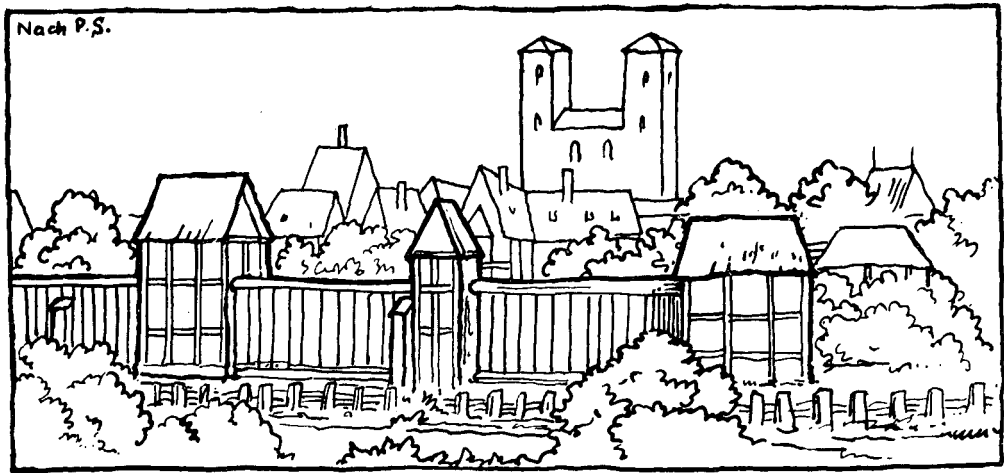
---

## *Das Braunschweiger Steinwerk im planmäßigen Aufbau bürgerlicher Grundstücke seit spätromanischer Zeit*

von Rudolf Fricke

Die durch Kriegsbrand erfolgte Freilegung allen Steinwerks in Braunschweig ermöglichte, bereits vorhandene Kenntnisse über große und kleine Massivbauten, vornehmlich des 13. Jahrhunderts, zu verbessern und zu erweitern. In Heft 2 der Braunschweigischen Heimat, Jahrgang 1960, wurden die kleinen Steinhäuser ausführlich behandelt, Heft 4, Jahrgang 1964, brachte einen Aufsatz über die größeren Massivbauten. Beide Gruppen wurden als Bauwerkstyp an sich, nicht aber in ihrem Verhältnis zueinander, zu andersartigen ihnen verbundenen Gebäuden oder zu den Zeitverhältnissen, aus denen sie hervorgingen, behandelt. Das soll hiermit geschehen, nicht ohne auf Karl Steinackers treffliche Ausführungen über die Ursachen der ersten Massivbauperiode Braunschweigs zurückzugreifen.

Im 4. Band der „Historischen Stadtbilder“ (Deutsche Verlagsanstalt / Stuttgart-Berlin), Die Stadt Braunschweig, lesen wir S. 90/91 nach Erwähnung der „gar nicht spärlichen Kunstformen“ des 13. Jahrhunderts an den frühen Massivbauten Braunschweigs: „Es war dieses das Jahrhundert, in dem die Geschlossenheit der Bauweise in der Gesamtstadt bereits so weit vorgeschritten war, daß Feuersbrünste unter Umständen bei starkem Winde die ganze Stadt zu durchqueren instande waren. Der letzte und größte Brand eben dieses Jahrhunderts war 1290, wo man durch den Brandstreifen vom Marktplatz der Altenwiek bis zum Petritore ungehindert sehen konnte. Seitdem kamen eigentliche Brandkatastrophen nicht wieder vor. Man lernte sich durch Feuerwehren dagegen zu sichern, aber auch durch solidere Bauart, z. B. durch die Aufgabe der Stroh- und Schindeldächer. Zu den ältesten Versuchen, den eigenen Hausbrand tunlichst zu verhindern und dem fremden zu entgehen, gehört die massive Kemenate.“ Steinacker spricht dann von der „isolierten“ Kemenate, einer Auffassung, welcher neue Beobachtungen entgegenstehen, während wir gern seinen weiteren Ausführungen folgen: „Gewinn eines auch außerhalb der Herdfeuerwirkung unbedenklich heizbaren Raumes und zugleich möglichste Verhütung der Ansteckung durch Nachbarfeuer, das ist wohl der einzige Grund der Einführung der Kemenaten. Sie ist daher auch erst seit dem 13. Jahrhundert anzunehmen. Vorher wird bei der noch zusammenhanglosen Bebauung der Grundstücke der heimische Holzbau allein üblich gewesen sein.“ An



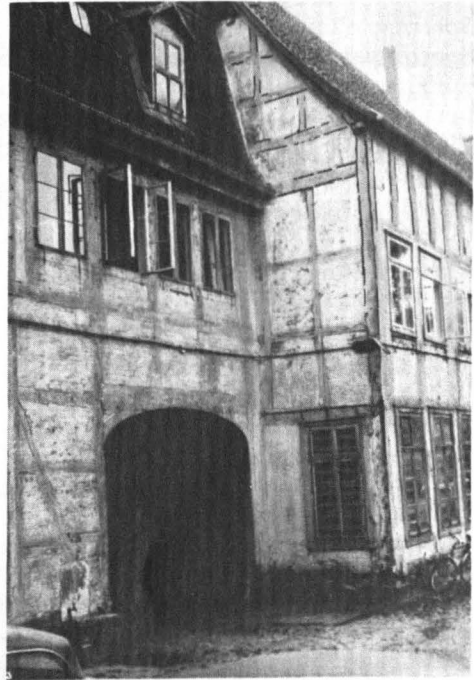
Das Cyriakusstift vor Braunschweig 1545. Die hölzerne Umwehrung entspricht der einer mittelalterlichen Burg vor der allgemeinen Einführung des Steinbaues.

dieser Stelle darf wohl darauf hingewiesen werden, daß selbst Burgen noch lange aus Holz bestanden. Als Kampfgefährte Lothars von Süpplingenburg wird zu seiner Zeit ein Graf von der „bomenen“, d. i. hölzernen Burg, genannt. Das Bild einer solchen ist uns in der Spitzerschen Darstellung der Stadt Braunschweig insofern überliefert, als sie das (1545 zerstörte) Cyriacusstift noch hölzern umwehrt zeigt (Abb. 1). — Steinacker stellt sodann fest, daß „lange ein empfehlenswertes Vorbild für den steinernen bürgerlichen Profanbau in unserer Gegend gefehlt hat. Ist doch bis zur Errichtung der Burgbauten Heinrichs des Löwen in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts auch die landesherrliche Wohnung nur aus Holz gewesen! Der Steinersatz der hölzernen Burgbauten wirkte anregend alsbald auch auf die Einführung der Kemenaten.“ Darüber hinaus aber darf man wohl angesichts der heute erkannten umfassenden Massivbautätigkeit während des 13. Jahrhunderts im Stadtgebiet ein in Um- und Neuplanung *gemeinsames* Vorgehen des fürstlichen Oberherrn mit den finanzkräftigen führenden Geschlechtern der Stadt, den „Burgensen“, annehmen. Über den Charakter der Kemenaten gibt es für Steinacker keinen Zweifel: „Direkte Anknüpfungen derselben an ländliche Vorbilder . . . sind hinsichtlich des Zweckes irgendeiner Verteidigungsabsicht ausgeschlossen. Daher liegt auch keine Beziehung vor zu den Wohntürmen von Regensburg oder gar Italiens. Dagegen gibt es verwandte Bauten in einigen Städten Niedersachsens . . . ohne daß ursächliche Zusammenhänge vorzuliegen scheinen. Die Kemenaten Braunschweigs sind unabhängig, autochthon, entstanden als ein Abwehrprodukt gegen die Brandschäden des in Braunschweig üblichen Holzbaues, nichts weiter.“ Wir folgen gern den vorstehenden Ausführungen Karl Steinackers über Entstehung und Zweck der Kemenaten, müssen uns aber nunmehr gegen die von ihm noch vertretene Annahme von deren ursprünglichen Alleinstand wenden. Diese Ansicht konnte einmal dadurch entstehen, daß man zu seiner Zeit (und bis 1944) die in einiger Entfernung von der Straße an seitlicher Grundstücksgrenze stehende Kemenate dem Vorderhaus durch einen jüngeren Zwischenbau — in oft behelfsmäßig wirkender Weise — verbunden fand. Die



Beschaffenheit und Entstehung dieser Zwischenbauten ist so zu verstehen, daß ältere Kemenaten an b a u t e n bei Errichtung eines neuen oder Erweiterung des schon vorhandenen Straßenfronthauses in den Hofraum hinein solchem Unternehmen hinderlich waren und dem Abbruch verfielen. Einem nur teilweisen Abbruch des mindestens hofseitig in Fachwerk ausgeführten Kemenatenanbaues (s. a. folg. Abschn.) stand das übliche Ankerbalkengefüge entgegen, dessen standfester Zusammenhang ohne Frage dabei derart gestört werden mußte, daß die Erhaltung des Restgebäudes sich nicht gelohnt haben würde. Der restliche Platz zwischen Kemenate und Vorderhausneubau wurde dann — vielleicht erst nach geraumer Zeit — auf meist sehr einfache Art wieder zugebaut, da der geringe Raum keinerlei architektonischen Aufwand hätte lohnen können.

Ohne Zweifel ist in Braunschweig eine Kemenate stets der älteste Massivbau eines Grundstückes, dem sich nach 1444, durch Feuer freigelegt, verschiedentlich weiteres gleichaltriges oder doch nur wenig jüngeres Mauerwerk, durch kunstgeschichtlich bestimmbare Architekturstücke zeitlich ausgewiesen, angeschlossen vorfand (so Turnierstr. 7, Gildenstr. 79/80, Schützenstr. 4). Aber hier war nur die dem Nachbarn zugewandte Längswand der stets zweigeschossigen Kemenate bis zur Hauptstraßenfront des Grundstückes weitergeführt. Zu dieser massiven Verlängerung fand sich aber, trotz darin enthaltener ursprünglicher Fensteröffnungen, keine hofseitige Parallele, so daß man an deren Stelle einstige Fachwerkwände vermuten darf. Die Kemenaten der vorgenannten Anwesen befanden sich also nicht im Alleinstand, sondern waren unzweifelhaft mit Anbauten, wahrscheinlich meist halbmassiven Charakters, fest verbunden. Daß auch hinter größeren Steinfronten der altgewohnte Holzbau oft fortbestand, ist in der Br. Heimat 1964, Heft 4, bereits gesagt worden. So enthält das Haus Heydenstraße Nr. ass. 640 hofwärts noch heute Bestandteile des wohl sehr alten Ankerbalkengefüges (Abb. 2).



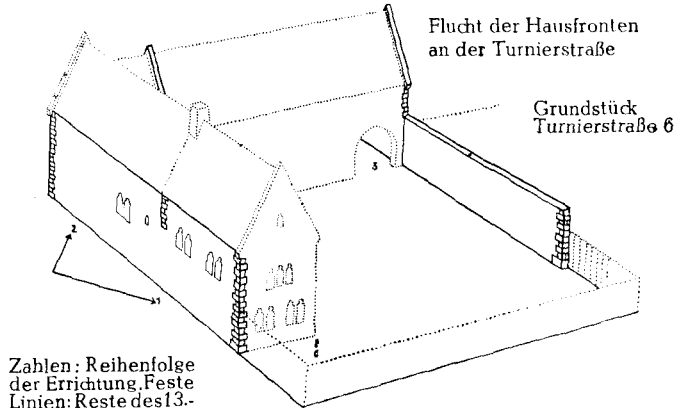
Drempelbildung als Rest mittelalterl. Ankerbalkengefüges vermutl. des 14. Jh. hinter der Steinfront des Hauses Nr. ass. 640 (13. Jh.) in der Heydenstraße.

Aber nicht nur die von den Kemenaten weitergeführten Außenmauern machen den Zusammenschluß der „Steinkammern“ mit anderm Bauwerk wahrscheinlich. Es gibt noch ein weiteres Anzeichen: Das Fehlen eines zweiten massiven Giebeldreiecks bei der überwältigenden Mehrzahl der Braunschweiger Kemenaten (Meier-Steinacker, Kdkm. S. 52). Es fehlt stets an der der Grundstücksfront zugewandten Seite der Kemenate und macht deren Verbindung mit einem andern, gleich ihr zweigeschossigen Gebäude unter gemeinsamem Dach wahrscheinlich. Undenkbar, daß dessen Belag aus Reit, Stroh oder Schindeln bestanden haben könnte! „Weiche“ Deckung hätte Sinn und Zweck einer Steinkammer völlig entgegengestanden, und für harte Eindeckung standen um 1200 nicht nur Goslarer Schiefer, sondern bereits auch Dachziegel zur Verfügung (s. Fuhse, Handwerksaltertümer, S. 57, Werkstücke VII). Die gewiß erheblichen Kosten massiver Hausmauern und harter Bedachung sind sicherlich die Gründe für die immer wieder festzustellende halbmassive Bauweise, welche die hofseitigen Wände der Gebäude eines Grundstückes in Fachwerk beläßt oder errichtet, nach außen jedoch wirklichen Mauern den Vorzug gibt. Man traut sich zu, das eigene Feuer zu hüten; sollte es vom Nachbarn kommen, ist man halbwegs gesichert! In vielen Fällen dürfte die spätere Massivierung auch der in Fachwerk errichteten restlichen Wände zwar geplant, aber nicht mehr durchgeführt worden sein. Daß auch „geteilte“ Dachbedeckungen vorkamen, bezeugt eine Urkunde aus Hildesheim, der zufolge noch 1422 das Dach eines Hauses nach der Straße zu „hart“, hofseitig aber „weich“ gedeckt war. (Thomsen, Bürgerl. Wohnbau S. 133.) Ähnliches läßt sich auch noch in Braunschweig für das Haus Damm 4 nachweisen, wo die weitgestellte Sparrenanordnung eines rückwärtigen Ausbaues bezeugt, daß sie (um 1522) für „weichen“ Belag bestimmt war, während das eigentliche Hauptdach des Bauwerks in der, für die Ziegeldeckung erforderlichen engen Sparrenstellung errichtet worden ist. Den Dachlatten zwischen jeweils einem Sparrenpaar ist, diesen in paralleler Mitte, eine weitere Dachlatte, jene rechtwinklig überkreuzend „angefräßt“. Sie hatte bei erst nachträglich erfolgtem Ziegelbehang die Rolle eines Hilfssparrens zu übernehmen, der ein Durchhängen der Ziegelreihen bzw. das Brechen der sie tragenden Dachlatte verhindern sollte. Auf dem Lande sind vielfach noch solche ehemaligen Weichdächer, nun für Ziegelbehang hergerichtet, vorhanden (Abb. 3). Das aus Feuerschutzgründen notwendige „Übergreifen“ des Hartdaches der Kemenaten auf das mit ihnen verbundene Fachwerk berechtigt zu der Annahme, daß damals bereits der auf harte Dachdeckung eingerichtete Dachstuhl der bekannten Ankerbalkenbauten des 15. Jahrhunderts entwickelt wurde!

Daß das Fachwerk damaliger Zeit auch bei halbmassiven Bauwerken mit Ankerbalkengefüge versehen war, kann aus der an Kemenate und Anhaus verschiedenen Sohlbankhöhe der gekoppelten Sohlbankfenster Turnierstraße 7 geschlossen werden: Die der dem älteren (in seiner Außenwand nach Anfügung der Kemenate ebenfalls „massivierten“) Bau angehörenden Säulenfenster liegen um so viel tiefer, als der dem Ankerbalkenbau eigentümliche Drempel des Dachbodens etwa ausmacht. Um beide Bauten unter ein gemeinsames, traufengleiches Dach zu bringen, mußte eine hier und dort verschiedene Fußbodenhöhe in Kauf genommen werden. Die zwischen den Säulenfenstern befindliche kleine spitzbogige Lichtöffnung erhellte wahrscheinlich eine, den Höhenunterschied ausgleichende Treppenbühne (Abb. 4).

Im Vorstehenden sind die an seitlicher Grundstücksgrenze gelegenen, mit einer Kemenate verbundenen Gebäude besprochen worden. Was in dieser Hinsicht gesagt wurde, trifft auch auf größere, straßenseitige Steinfronten, z. B. Breite Straße 2, Steinstraße 2 und Ziegenmarkt 4 zu, die mit Kemenaten bündig zusammenstanden. Die frontale Sonderlage der Kemenaten und ihrer Anschlußbauten hat möglicherweise ihre Ursache in einer zur Zeit der Einführung des Massivbaus auf den betreffenden Grundstücken bereits weit vorgeschrittenen Umbauung des rückwärtigen Hofraumes, die die Erstellung von Neubauten nur noch an der bis dahin freien Straßenfront erlaubte. Dieses (von dörflichen Gehöften des stadtnahen Ackerbaugebietes bekannte) Umziehen des Hofraumes mit

**Zeichnerischer Herstellungsversuch** der Beschaffenheit der Baulichkeiten **des Grundstücks Turnierstraße 7** im 14. Jahrhundert an Hand der 1944 freigebrannten Reste: Vorhanden waren die Längswände auf der Grundstücksgrenze, die hinteren Giebel und die rückwärtige Hofmauer, ebenso eine, die sich der Kemenate anschloß. Letztere erwies sich jedoch durch vorhandene Fuge als jünger.

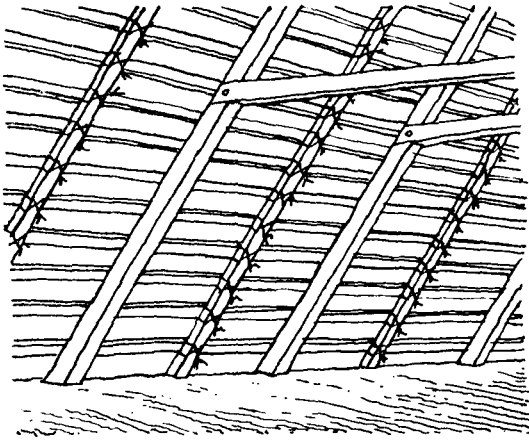


Zahlen: Reihenfolge der Errichtung, Feste Linien: Reste des 13.-14. Jhdts., 1944 durch Brand freigelegt. Punktirierte Linien: Andeutung der einstmalig vollständigen Baukörper.

**DAS GRUNDSTÜCK TURNIERSTR. NR. 7**  
Als Beispiel für die allmähliche, von der „Kemenate“ ausgehende, Besetzung der straßenseitigen „vorderen“ Grundstücksumrandung mit mindestens in den Außenseiten massiven Gebäuden während des 13. bis 14. Jahrhunderts.

Gebäuden in einem straßenseitig offenen Viereck dürfte einen Ausnahmezustand dargestellt haben. Die Mehrzahl der zu beobachtenden, allmählichen Umstellungen von Grundflächen mit Bauwerken zeigt, von der seitlichen Baugruppe „Kemenate plus Anschlußbau“ ausgehend, die Tendenz, das Anwesen von der Straße abzuschließen bzw. an dieser Seite mit Gebäuden zu umranden, den rückwärtigen Hofraum jedoch so lange wie möglich frei zu lassen (Abb. 4).

Obgleich, wie schon gesagt, die Kemenate als das jeweils älteste massive Bauwerk eines Grundstücks bezeichnet werden muß, dürfte sie doch nicht — weder in der bereits weitgehend „fertigen“ Altstadt noch dort, wo nicht durch Neu- oder Umplanungen von Grund auf wiederbegonnen werden mußte — das erste Haus eines Anwesens überhaupt gewesen sein. Die baulichen Vorgänge auf einem Grundstück sind für die Zeit um 1200 vielmehr so zu denken, daß einem an seitlicher Grundstücksgrenze stehenden weichgedeckten Fachwerkbau an dessen rückwärtigen Giebel (wo auch der häusliche Herd vermutet werden darf) die neue, feuersichere Steinkammer angebaut wurde, ein Vorgang, wie er sich in jüngerer Zeit ähnlich im Anfügen des „Wohnfaches“ an den „Feuerspann“ eines Bauernhauses ereignete. Und so, wie das Herdfeuer hierbei vom Flett in eine besondere Küche wanderte, mag auch die Feuerstelle des frühen Bürgerhauses



#### Kehlbalkendach in Niedersichte.

Weite Sparrenstellung für „weiche“ Dachdeckung. Bei später vorgenommener „harter“ Eindeckung wurde zwischen je zwei Sparren eine Dachlatte als Hilfssparren rechtwinklig zu den tragenden Dachlatten eingezogen und innen mit Weidenruten verbunden. Diese sind dann in neuerer Zeit durch Binddraht ersetzt worden. (Der Ziegelbehang ist, um der Klarheit der Abbildung willen, beim Zeichnen fortgelassen.)

an die neue Massivwand der Steinkammer, in die „Kaminata“ verlegt worden sein. In der ersten Zeit der Einführung der Kemenaten mag man die harte Eindeckung des eigentlichen Wohnhauses noch nicht erwogen haben. Es war daher nötig, den neuen Steinbau auch noch dort mit einem feuerabweisenden Giebel-dreieck zu versehen. Erst im Falle bereits vorgesehener, weiterer Massivierung konnte dieses eingespart werden. Aus diesem Grunde darf man wohl die Kemenaten mit zwei vollständigen Massivgiebeln (z. B. Hagenbrücke 5, Reichsstraße 36, Alte Waage 7) als die altertümlichsten ihrer Gattung ansehen; auch wenn spätere Modernisierung ursprüngliche Architekturstücke, welche diese Annahme hätten bekräftigen können, an ihnen beseitigte. In einem Falle jedoch, Jakobstr. 3, bezeugte bis 1944 ein Würfelkapitäl die eben erst verstrichene Epoche reinen romanischen Stils des 11. Jahrhunderts (Meier-Steinacker, Kunstdenkmäler S. 56 und Abb. 100). Es befand sich im oberen Südgiebel des an der Leihhausgasse gelegenen e i n e n Bauwerks der von Meier und Steinacker als „Doppelkemenate“ bezeichneten Gebäudegruppe. In früheren Untersuchungen glaubte ich, mich diesem Begriff anschließen zu müssen, was mir aber nunmehr angesichts der neuerdings erkannten Massivierungsvorgänge unmöglich geworden ist. Allerdings liegt hier insofern ein besonderer Fall vor, in dem das ältere Fachwerkhaus (dem die eigentliche Kemenate einst angebaut wurde) keine Teilmassivierung erfuhr, sondern abgerissen und durch einen v ö l l i g e n Steinbau ersetzt wurde. Dieser ist nun als ein an die wirkliche Kemenate angeschlossenes kleines Steinhaus zu bezeichnen und muß bei Aufzählung der Kemenaten Braunschweigs künftig ebenso in Fortfall kommen wie die in Heft 2 der Br. Heimat, Jahrg. 1960 aufgeführten Nrn. 50 u. 51.

In Anbetracht einer gewissen Gleichmäßigkeit des Befundes alter Massivbau-reste, z. B. Güldenstraße 77, 79 und 80, wo, wie auch vielfach an anderer Stelle, Kemenate und Anschlußbau den Nordrand des Grundstückes besetzt halten, darf die Frage nach einem Gesamtplan zur Um- und Neugestaltung Braunschweigs, von Heinrich dem Löwen ausgehend und bis gegen 1300 fortgeführt, gestellt werden. Meier und Steinacker sprechen bezüglich der Altstadt von den „durch Heinrich den Löwen angelegten Straßenzügen“ (Kdkm. S. 54). Ohne Zweifel erfolgte unter ihm die völlige Neuanlage des Marktes der Altstadt (1339 wird der Kohlmarkt als „alter“ Markt bezeichnet! [Urk. Buch III S. 441]). Die damals erfolgte Gründung der Martinskirche konnte, ebenso wie die nachfolgende Errichtung der Kernzelle

des heutigen Gewandhauses, nur auf völlig freigemachter Baufläche vor sich gehen. Dafür aber waren erhebliche Grundstücksumlegungen notwendig, die unter gleichzeitigem Ausbau des neuen Weichbildes Hagen geschehen sein dürften. Die Gründung des Hagens (der sich anfänglich bis zur heutigen Wilhelmstraße erstreckte) war also unumgängliche Vorbedingung für die Modernisierung, ja Auflockerung der gewiß schon recht gedrängten Mitte der Altstadt, nächst der er am reichsten mit Steinbauten der frühen Zeit durchsetzt war. Diese Tatsache sowie der auch spätere hohe wirtschaftliche und politische Rang des Hagens innerhalb der „fief Stede“ dürfte für die vermuteten Zusammenhänge damaligen Baugeschehens mit Grundstücksumlegungen von der Altstadt zum Hagen sprechen. Der neue Markt der Altstadt aber erstreckte sich nun, diagonal gesehen, von der Gördelinger- bis zur Heydenstraße, wo jeweils die stattlichen Steinfronten des später sogenannten „Pilgramschen“ Hauses bzw. der „Sieben Türme“ (s. Abb. u. Plan, Br. Heimat 1964/4) sicherlich den Auftakt zu einer völligen Umstellung des Platzes ausschließlich mit Massivfronten geben sollten. Das Wachstum der Bau-massen von Martinskirche und Gewandhaus, vornehmlich in der Längsrichtung, trennte dann den neuen Markt in den folgenden Jahrhunderten in nahezu zwei gleiche Teile, ein Vorgang, der den ursprünglichen Absichten erster Planung ebenso entgegengestanden haben wird, wie das vermutliche Erliegen der Massiv-bautätigkeit bereits mit dem Ende des 13. Jahrhunderts, von der in den vorliegen-den Gedankengängen versucht wurde ein Bild zu entwerfen.

## *Das Ende des Herzoglichen Zeughauses zu Braunschweig*

von Robert Bohlmann

(Vorbemerkung des Schriftleiters: Der nachfolgende Aufsatz des Apothekenbesitzers R. Bohlmann, des seinerzeit besten Kenners altbraunschweigischer Waffen, war als Beitrag für eine Festschrift zum 70. Geburtstage Karl Steinackers im Jahre 1942 verfaßt worden. Da aus kriegswirtschaftlichen Gründen die Festschrift damals nicht gedruckt werden konnte und der Jubilar ein Jahr später verstarb, blieben die meisten Beiträge unveröffent-licht. Obwohl Bohlmann selbst ebenfalls schon lange tot ist, verdient seine letzte Arbeit Jahrzehnte später jetzt noch veröffentlicht zu werden. Sie ist wissenschaftlich keineswegs überholt und vermag Waffenhistorikern wie Heimatfreunden in gleicher Weise interes-sante neue Erkenntnisse zu vermitteln).

Über die Geschichte des Zeughauses der Herzöge von Braunschweig älterer Linie wissen wir sehr wenig. Im Staatsarchiv zu Wolfenbüttel sind zwei Inven-tarien von der hochfürstl. Rüst- und Harnischkammer von 1667 und unter „Hol-sachen 3 Nachtrag“ ein ausführlicheres vom Inhalt der 1732 unter Herzog Ludwig Rudolf im Zeughaus zu Wolfenbüttel neu angelegten Rüst- und Harnischkammer. Ein glücklicher Zufall ließ mich aus dem Nachlaß eines früheren Zeughausbeamten noch ein geschriebenes Inventar von den Jahren 1776 bis 1779 erwerben, das nur fingerdick in Oktavgröße, erkennen läßt, daß der Inhalt der Harnischkammer sehr zusammengeschrunpft war.

Ich bringe einen Auszug aus dem Inventar von 1732, um zu zeigen, welche Kostbarkeiten und geschichtlich interessanten Stücke auch hier vorhanden ge-wesen sind. Zunächst möchte ich anführen, wie der bekannte Zacharias Conrad Uffenbach, der auf seiner Reise durch Niedersachsen 1709 auch Braunschweig und

Wolfenbüttel und natürlich auch deren Zeughäuser besuchte, seine Eindrücke vom Wolfenbüttler schildert. „Da waren die zwei eisengeschmiedeten Stücke merkwürdig. Das erste war poliert, 42 Fuß lang und schießt 48 Pfund Eisen; das andere aber, so 36 Fuß lang ist, schießt nur 14 Pfund Eisen und ist von hinten zu laden usw. Und diese Stücke sind nicht allein merkwürdig wegen Ihrer großen Länge, sondern auch, daß sie von lauter langen Eisenstäben zusammen geschmiedet und hernach gebohrt worden. Im dritten Stock ist die sog. Rüstkammer. Wir sahen da eine große Zahl, 400 allerlei Harnische, die durchweg sehr sauber poliert und wohl aufgestellt waren, darunter auch ein ganzer Harnisch von Kupfer (Messing). Viele sind von Braunschweigischen Herzögen selbst geführt worden so z. T. auf ihren geharnischten Pferden. Unter diesen auch ein erschrecklich großer und schwerer Harnisch von einem Herzog aus diesem Hause und dann noch ein zierlich gearbeiteter und mit Silber eingelegter von einem Herzoge, dem in Ostfriesland der Kopf abgeschossen worden, wie auf einem Täfelein dabei geschrieben stunde.“ Anschließend möchte ich aus den beiden älteren Inventaren besonders genannte Harnische anführen:

1. Herzog Heinrich d. ält. Küräß zu Pferde, vollkommen von Haupt zu Fuß, wie auch ebenmäßig das aufs Pferd Gehörige, einen flammichten Degen in der Hand haltend.
2. Drei schwarze Stechküräß bis auf die Kniescheiben, wobei drei Pferdehauptschirme.
3. Fünf polierte Turnierküräß mit ihren Pferdehauptschirmen (Rennzeuge).
4. Erich des ält. vollkommener Küräß.
5. Georgs, Herz. zu Braunschweig und Lün. Bischofs zu Bremen, Verden und Minden vollkommener blanker geätzter Harnisch.
6. Erich d. jüng. blanker und mit Gold geätzter Harnisch.
7. Erich d. jüng. blanker geätzter Harnisch ohne Schienbeine.
8. Erich d. jüng. schwarzen Küräß von Haupt zu Fuß, auf hölzernem Pferde, dessen Kopf geharnischt.
9. Philips, H. z. B. u. L., Grubenhagener Linie, großer blanker gekniffter Harnisch v. H. z. F.
10. Heinrich d. j. H. z. B. u. L. blanker gekniffter Harnisch.
11. Desselben vier geätzte Harnische, darunter einer mit dem Spruch: IN GOTTS GEWALT HAB ICHS GESTALT DER HATS GEFUGT DASS MIRS GENÜGT. (Im kaiserl. Palais zu Berlin 1882.)
12. Heinrichs d. j. aufgestellter schwarzer ganzer schlichter Harnisch v. H. z. F. wobei ein Streitkolben, womit er den schwarzen Schulenburg geschlagen.
13. Heinrich d. j. Noch ein geätzter vollkommener Küräß zu Pferde, worauf auf der Brust die Worte: WAS GOTT GIEBT HILFT KEIN NIET WAS NICHT GIEBT HILFT KEIN ARBEIT. (Dieser Harnisch ohne das Pferd steht im Schloß zu Blankenburg.)
14. Heinrich d. j. Dero beider Durchl. Prinzen die in der Schlacht vor Sievershausen geblieben, zwei aufgestellte schwarze Harnische. (Karl Viktor und Philip Magnus, 1553.)

15. Julius: Von diesem Herzog gibt es in vielen Zeughäusern und Sammlungen Harnische und Trutzwaffen in auffallend großer Zahl. Im Zeughause zu Wolfenbüttel gab es z. B. 1667 allein 15 Hochzeitsharnische, 1732 waren es nur 12 und jetzt sind in Blankenburg \*) noch 7!

16. Von den späteren Harnischen ist nur hervorzuheben: Christians, Hz. z. B. u. L. ganzer aufgestellter Kürass v. H. z. F., streiflich verguldet, dabei ein Roßstirnblatt mit Braunschweiger Wappen.

Während diese Harnische im Jahre 1732 nicht mehr im Zeughause zu Wolfenbüttel waren, sind von 10 polierten Harnischen mit gelben Strichen, worauf über Brust und Rücken gleich eine Kette eingehauen, zwei in Blankenburg \*) erhalten. Dort ist ferner, als einzig nachweisbar, der ganze Harnisch 13, aber ohne das gesattelte hölzerne Pferd.

Der Harnisch 16 dagegen steht gut erhalten im Schlosse zu Harbke \*\*). Allerdings fehlen die Handschuhe, die sich im Museum of Art in New York befinden. Die Zuschreibung jedoch ist schon 1667 falsch: dieser Harnisch ist nicht für Christian geschlagen, wie ich im Z. H. W. Bd. 2 Heft 10 S. 232 ff. nachgewiesen habe und von London bestätigt wurde, wo man aus den Rechnungen beweisen konnte, daß dieser Harnisch in den königl. Werkstätten zu Greenwich als ein Geschenk für den Prinzen Anton Ulrich geschlagen und 1613 nach Braunschweig geschickt ist. Die Hofmaler haben hernach in diesem Prunkharnisch Anton Ulrich, Christian und sehr oft August d. jüng. gemalt, weil dieser Harnisch farbig am reizvollsten ist: blau angelaut mit mattem Gold und auspolierten silberweißen großen Rosen. Wann der Harnisch nach Harbke gekommen ist, war nicht festzustellen. Vor diesem Harnisch stehen noch zwei in den Inventaren genannte Prunkgeschütze, die von dem Hofbüchsenmacher August Wilhelms (Hauschka) außerordentlich reich, die Rohre von Damast, in Eisenschnitt, mit Gold- und Silbereinlagen verziert sind, in reich beschlagenen Lafetten. Außer diesen beiden kleineren 30 und 24 $\frac{1}{2}$  Caliber langen, 14 Lot schießenden ist in dem Inventar von 1732 noch eine größere Kanone aufgeführt, auch von J. S. Hauschka gefertigt. Diese Kanone entdeckte ich vor vielen Jahren im Zeughaus zu Berlin, wo sie als „Hessisches Geschütz“ bezeichnet war! In der Franzosenzeit kam sie aus Wolfenbüttel nach Kassel. Über diese Kanone sagte später der Amtliche Zeughausführer: „Inmitten einer Gruppe lenkt die 24lötige Kanone Nr. 6906 mit Lafette den Blick auf sich. Das schöne durch Meister Hauschka gefertigte Rohr dieses Stückes ist besonders wertvoll durch seine Herstellung aus Damaststahl und die gezogene Seele, zwei interessante Erscheinungen, die in diesem Zeitraum noch recht ungewöhnlich sind. Die Delphine — hier in der Form von bärtigen Tritonen — sind kunstvoll aus Messing gearbeitet und an das Stahlrohr angeschraubt. Ein früher versilbertes Messingschild trägt den verschlungenen Namenszug des Herzogs August Wilhelm von Braunschweig, während dessen Regierung das Geschütz 1730 entstand. Unter dem kapselartigen Namensschild soll sich früher ein aus Perlmutter geschnittenes Bildnis des Herzogs befunden haben. Das wundervolle, seltene Geschütz kam nach den Ereignissen von 1866 aus Kassel, wo es sich damals befand, in die Zeughausammlung.“ Ich habe die ganze Beschreibung hierher gesetzt, um unsern Geschichtsfreunden zu zeigen, was für Kostbarkeiten in Wolfenbüttel erzeugt und aufgestellt und dann doch verloren wurden.

Unter den Gewehrschränken ist jener zu schätzen, der 15 Büchsen und 7 Flinten August Wilhelms, alle von Joh. Sebast. Hauschka gearbeitet, enthielt. Von diesen sind zwei überaus reiche Stücke in Blankenburg \*) erhalten, eins im Schlosse zu Destedt. Ferner waren da 10 Paar Pistolen von Hauschka. Mir war nie eine Pistole von Hauschka zu Gesicht gekommen, bis ich ein Paar in einer Versteigerung der Waffen des Grafen Bocholtz für das Vaterländische Museum erwerben konnte.

Unter Herzog Julius' Gewehren sind 6 Stück „teutsche“ glatte Büchsen mit geätzten Läufen „mit ganz messingenen Schäften mit ausgetriebenen Figuren; die Schlosse können auf zweierlei Art gefeuert werden“. Eins von diesen Gewehren konnte auf einer Londoner Versteigerung durch den Landtag angekauft werden und ist im Herzog Anton Ulrich-Museum zu sehen, wo es als Augsburger Arbeit bezeichnet ist; aber falsch, denn es ist sicher hiesige bzw. Wolfenbüttler Arbeit aus dem Messing der vom Herzog Julius unter der Harzburg angelegten Messinghütte.

Unter Pistolen gab es von Herzog Julius 38 Paare deutsche (d. h. Radschloß-) Pistolen mit messingüberzogenen Schäften, worunter 8 Paare mit allerhand ausgetriebenen erhobenen Figuren. Auch von diesen Pistolen konnte das Zeughaus in Berlin vor einigen Jahren ein Stück erwerben.

Das Angeführte möge genügen um zu zeigen, welche Wertstücke das Zeughaus in Wolfenbüttel lange Jahre hütete und die dann verschwanden. Auf welchen Wegen mögen nun die fürstlichen Braunschweigischen Harnische nach Windsor, Wien, Petersburg (2), Wörlitz (2) und Burg Flechtingen gekommen sein? Die großen besonders schönen Schlachtschwerter mit Zeichen von Julius Jahrzahl 1573 oder 1574 und einer Nummer (ich konnte bis 292 feststellen) sind wirklich „in der ganzen Welt“ zerstreut zu finden. Wie und wann konnten aber die großen hölzernen Rosse mit den Reitern verschwinden? Bei dem Harnisch Heinrichs des älteren mit dem Degen in der Hand denkt man an den gotischen Reiter in der Wallace-Sammlung in London.

In England gab es schon früh Waffensammler, und es ist ja viel in Deutschland aufgekauft. Darum glaube ich, daß sich in England noch manches findet. Paul Zimmermann, der beste Kenner der heimischen Geschichte, wußte zu erzählen, daß unter dem Einflusse des Erbprinzen während der Regierung Karls I. schon Verkäufe aus der Kunstkammer und wohl auch aus dem Zeughause stattgefunden hätten.

Es ist auffällig, daß 1732 Herzog Ludwig Rudolf auf dem hochfürstlichen Zeughaus die Rüst- und Harnischkammer neu einrichten ließ, während in Braunschweig schon der Umbau der Pauliner Kirche zum Zeughaus seiner Vollendung entgegenging. In Wolfenbüttel war noch 1619 der große dreistöckige Neubau am Schloßplatz aufgeführt, der später als Kaserne diente.

Wann die Überführung der Bestände aus dem Wolfenbütteler in das Braunschweiger Zeughaus stattgefunden hat, ist unbekannt; jedenfalls sind die Reitergruppen nicht mit nach Braunschweig gekommen. Im Jahre 1806 sind im Wallturm am Harztore zu Wolfenbüttel die Akten der Kriegs-Registratur als Makulatur verbrannt. Man hielt vielleicht eine neue Zeit für gekommen und das Alte für nutzlos. Ist man hier nicht ebenso gründlich vorgegangen, als man von den male- rischen Tortürmen der Stadt und alten Befestigungen nicht einen Stein stehen ließ?

Kommen wir nun zum Ende des Zeughauses, und das ist ein sehr trübes Kapitel.



Nach 1866 drängte Preußen auf Abschluß einer Militär-Konvention. Im Zeughaus sagte man sich: Wenn das was wird, dann nimmt der Preuße von hier alles, was er mag; da sollte man die besten Sachen irgendwie retten, vielleicht nach Blankenburg. Der Herzog Wilhelm muß diesem Plane zugestimmt haben, denn nun wurden etwa 20 Harnische, viele Schlachtschwerter und Stangenwaffen nach Blankenburg geschafft, wo einige geringere Harnische in der Eingangshalle aufgestellt wurden, die geriffelten und geätzten im Ritter- und im Kaisersaale, der Rest aber nur dekorativ an den Wänden zerteilt aufgehängt, wofür ein Genie-offizier die Entwürfe machte. Dann gab man außer den überlangen Kanonenrohren und gegossenen Eisenrohren noch einige knechtische Harnische und einige Dutzend Stangenwaffen in das Museum, Sachen, die man später gern an das Vaterländische Museum abgab. Weiter aber war noch ein Rest da von Harnischteilen, geätzte und schlichte Helme, Arm- und Beinzeuge; aber es gab auch einige Offiziere und Unteroffiziere, die die Gelegenheit benutzten, sich eine kleine Waffensammlung anzulegen, zu welchem Zwecke man kleine Versteigerungen veranstaltete; nicht ganz heimlich, denn man rief dazu Landleute herein, die dort billig Pferdegeschirre kaufen konnten. Was ich hier berichte, weiß ich von Nachbarn, die das beobachteten und dann von einem Holzhändler, der viel Holz an das Zeughaus geliefert hatte und nun gedrängt wurde, die großen Vorräte zurückzunehmen. Man bewog ihn aber, auch einige hundert neue Pferdegeschirre für Artillerie zu übernehmen. Und zu allem mußte er noch eine Batterie 12 Pfünder aus Stahl im Hof unterstellen, die um 1850 aus Hannover gekommen waren. Diese Geschütze wurden durch Vermittlung eines ehemaligen Hamburger Hauptmanns Dirksen an die holländische Regierung nach Batavia verkauft, nachdem die Rohre bei Berger & Co. gezogen waren, was 14 000 Taler gekostet haben sollte. Der Eisenhändler Kothe hatte auch Geschäftsverbindung mit dem Zeughause und kaufte, was er glaubte wieder verkaufen zu können. Ich erwarb 1894 noch bei ihm eine Boller-Kanone mittlerer Größe mit 60 cm langem Bronzerohr auf Räderlafette. Diese hat drei Dörfer in Aufregung versetzt, als der Frachtfuhrmann sie von der Bahn zu meinem Sommerhaus an der Ecker hinter seinem Wagen herrollen ließ. Außer obiger Batterie bekam unser Holzmann noch eine Lafette in Verwahrung von einem vierpfündigen Bronzegeschütz, das aus Karlsruhe gekommen war. Diese Kanone hatte der Deutsche National-Verein als Geschenk für den Herzog von Augustenburg bestimmt, und als dieser keine Verwendung dafür hatte, kaufte sie Herzog Wilhelm. Das Bronzerohr war aber nicht zu finden!

Durch die Herren, die dieses ruhmlose Ende des Zeughauses miterlebt hatten, erfuhr ich auch die Namen von ehemaligen Offizieren und Unteroffizieren, die Waffen gesammelt hatten. Ich bekam dann auch noch manches zu sehen oder auch zu erwerben. Beim Ableben des Zeughauptmanns erfuhr ich vom Testamentsvollstrecker, daß auf dem Dachraum eines Gartenhauses ein Haufen angerosteter Helme, Brust- und Rückenstücke liege. Alles war ganz billig zu haben; im Hause waren einige feinere, sogar frühe seltene Stücke, die zeigten, daß der Mann nicht ohne Sachkenntnis gewesen war. Beim Nachlaß eines früheren Unteroffiziers fand ich sogar einen wenn auch nicht ganz vollständigen Hochzeitsharnisch!

Manche der alten Offiziere, die noch etwas aus dem Zeughause hatten, waren auch bereit, es an das Vaterländische Museum zu geben, und so ist durch diese jungen Sammler doch noch einiges im Lande geblieben, das meiste auch an das Herzoghaus wieder gekommen. Es kann noch berichtet werden, daß die zwei berühmten, in Gittelde geschmiedeten eisernen langen Rohre, die Uffenbach 1709

in Wolfenbüttel bewunderte, jetzt im Berliner Zeughaus sind, wohin sie nach einer Auskunft der Zeughaus-Verwaltung 1880 aus dem Herzoglichen Museum mit einigen nicht so großen gegossenen eisernen Kanonenrohren geschenkt worden sind.

Wie wenig man den Wert und die Wichtigkeit so früher Pulvergeschütze hier schätzte, das erkennt man auch daran, daß man das 1418 gegossene Bronze-geschützrohr um 1830 zertrümmerte, um aus dem Metall zwei Säulen in Form von Kanonenrohren zu gießen, die die Gewölbe in der ehemaligen Schloßwache trugen. In der Stadt erinnern noch einige als Prellsteine liegende große Steinkugeln an die einst berühmte „Faule Mette“, wie auch das Modell der Kugeln im Vaterländischen Museum.

\*) Seit 1945 auf der Marienburg b. Nordstemmen (Anmerkung des Schriftleiters). --

\*\*) Jetziger Aufbewahrungsort unbekannt (Anmerkung des Schriftleiters).

## *Beinamen für ostfälische Orte und deren Bewohner*

von Werner Flechsig

### 4. Beinamen nach der äußeren Erscheinung der Bewohner

Aus einer Zeit, als auf ostfälischen Dörfern Volkstrachten nicht mehr allgemein getragen wurden und alle etwa hier oder dort noch beibehaltenen örtlichen Besonderheiten einer einheitlichen Kleidung altväterischer Art bei den Nachbardörfern Aufsehen erregten, stammen einige Beinamen, die sich auf ungewöhnliche Farben oder Formen von Kleidungsstücken beziehen. Diderse im Kr. Gifhorn hieß „*Dat blaue Dērbe*“, weil die Einwohner blaue Leinenröcke trugen. Lübbrechtsen im Kr. Alfeld wurde nach den langen blauen Jacken der Bewohner „*Jackenburch*“ genannt und die Leute selbst dementsprechend „*Jackenbörger*“. Die Alfelder hatten wegen ihrer Rockschoße den Spitznamen „*Klapperschoite*“. Auf auffällige kurze Kittel in Gittelde, Kr. Gandersheim, deutete der Vers: „*In Gittel is dat Himme länger as de Kittel*“ (= In G. ist das Hemd länger als der Kittel). Von den Mädchen in Holzen, Kr. Holzminden, wird dagegen gereimt: „*Holzen an'n Rauenstaine, da hewwet se korte Röcke un dicke Baine*“ (= In H. am Rotensteine, da haben sie kurze Röcke und dicke Beine). Ein Spottvers auf die Rickensdorfer im Kr. Helmstedt will nicht nur Besonderheiten der Tracht, sondern auch Hoffahrt und Leichtfertigkeit der Bewohner ausdrücken: „*Rickensdörper Böcke het ro'e Röcke, het ro'e Zwickel an'n Schau, danBet 'r midde nå 'n Düwel hentau*“ (Rickelsdorfer Böcke haben rote Röcke, haben rote Zwickel am Schuh, tanzen damit auf den Teufel zu). Der Beiname „*Zippel-Bortfelle*“ für Bortfeld im Kr. Braunschweig kommt daher, daß die Bortfelder früher mit Vorliebe Zipfelmützen trugen. Nicht ein besonderes Kleidungsstück war es, das den Bornumern im Kr. Helmstedt den Spitznamen „*Sackdrägers*“ eingetragen hatte, sondern die Angewohnheit, bei der Beförderung der Zuckerrüben zur Fabrik Säcke statt Schürzen zum Schutze der Kleider vorzubinden. In Hellental, Kr. Holzminden, waren es die früher zur Ausrüstung der Waldarbeiter gehörenden eigenartigen Ranzen, denen die Einwohner ihren Beinamen „*Käilbuiels*“ (= Keilbeutel) zu verdanken hatten; das Wort bezeichnete eigentlich den nach hinten über die Schulter hängenden Teil des anstelle eines Rucksackes getragenen Quer-

sackes, in dem sich Axt und Keile befanden, während in dem nach vorne über die Schulter hängenden Teile das Frühstück aufbewahrt wurde.

Außer Besonderheiten der Kleidung waren auch *Eigenheiten der örtlichen Haartracht* hier und dort Anlässe für Beinamen der Bewohner. Schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts wettete der damals als urwüchsiger plattdeutscher Kanzelredner weitbekannte Pastor Johann Spring in Scheppau, Kr. Helmstedt, über die langen Haare seiner männlichen Pfarrkinder aus Scheppau und Rotenkamp in einer Osterpredigt, die nach einer jetzt verschollenen Quelle 1846 in Braunschweig bei Leibrock gedruckt worden ist. Aber sein seelsorgerischer Eifer scheint wenig gefruchtet zu haben, denn noch in der Neuzeit nannte man die Scheppauer in der Nachbarschaft „*Scheppauische Strippphaare*“ (= Strähnenhaare) und die Rotenkämpfer „*Dä ro'enkämpschen Lankhaarijen*“ wegen ihres zähen Festhaltens an einer altmodischen, aus dem Mittelalter stammenden Haartracht. Diese Art, die Haare zu tragen, hat sich hierzulande auch in einigen anderen Dörfern länger gehalten. So hießen die Barbecker im Kr. Wolfenbüttel ebenfalls „*De Lankhaarijen*“. Die Bewohner von Trögen im Kr. Northeim verspottete man als „*Hägenköppe*“ (= Hedeköpfe), die von Beuchte im Kr. Goslar als „*Hutöppe*“ (= Hoch- oder Heuzöpfe?). Von den Othfresern im gleichen Kreise heißt es in einem Spottverse „*Utriësen lait an'n Bärenkoppe, dā drāget de Mākens Locken an'n Koppe, hundert Ellen Band in'n Nacken un in'n Strumpe kaine Hacken*“ (O. liegt am Bärenkopfe, da tragen die Mädchen Locken am Kopfe, 100 Ellen Band im Nacken und im Strumpf keine Hacken).

Auf eine in manchen Orten vorherrschende ungewöhnliche Haarfarbe weisen die Bezeichnungen „*De Blagen*“ (= Die Blauen) für die Einwohner von Kemme im Kr. Hildesheim und „*De Duisterblagen*“ (= Die Dunkelblauen) für die Leute von Schellerten, im gleichen Kreise hin. Mit „blau“ umschrieb man in der ostfälischen Volkssprache die wenig geschätzte rote Haarfarbe, deren Trägern der Volksmund von jeher Verschlagenheit und Falschheit als Eigenschaften des rotpelzigen Fuchses andichtet. Da in Destedt, Kr. Braunschweig, früher viele Maurer wohnten, die fast alle Bärte trugen und damit weit herumkamen, neckte man sie mit dem Ausdruck „*De destiddeschen Mürkers mit ören groten Böären*“ (= Die destedschen Maurer mit ihren großen Bärten), prägte jedoch daraus keinen eigentlichen Spitznamen.

Verschiedentlich gab das Vorherrschen eigenartiger Kopfformen in einzelnen Dörfern Anlaß zu Beinamen. Die Linnenkämpfer im Kr. Holzminden hießen *Paipenköpfe* (= Pfeifenköpfe) wegen der Kleinheit ihrer Köpfe, die Ippenser im Kr. Gandersheim „*De uwerdiënschen Glattköppe*“ (= Die jenseits des Dehneberges wohnenden Glattköpfe) im Gegensatz zu ihren Nachbarn, den Garlebsern, die ebenfalls von Greene aus als „*De uwerdiënschen Dickköppe*“ bezeichnet wurden. Ein ähnliches, gegensätzlich gemeintes Beinamenpaar wie an der Leine finden wir an der Oberweser, wo die Leute in den niedersächsischen Dörfern am rechten Ufer des Stromes die Hessen am linken Ufer „*Spitzköppe*“ schelten, während die Hessen zu den Niedersachsen „*Dickköppe*“ sagen. Ob „*Dickköppe*“ auch in anderen Gegenden immer wie hier an der Leine und Weser auf die Kopfform Bezug nimmt oder aber auf geistige Eigenschaften (Starrsinn) oder auf wirtschaftliche Verhältnisse (Wohlhabenheit), kann nicht mehr in jedem Falle ausgemacht werden. „*Dickköppe*“ heißen auch die Bewohner von Hahausen und Mahlum im Kr. Gandersheim und von Eddingehausen im Kr. Alfeld.

Ebenso zweifelhaft bleibt der Sinn der Bezeichnung „*Knorrenköppe*“ für die Remlinger im Kr. Wolfenbüttel, die auf ihre Eigenwilligkeit gemünzt sein soll wie der Ortsbeiname „*Knorrdorp*“, aber auch anthropologische Bedeutung gehabt haben könnte.

Wegen einer in Lerbach, Kr. Zellerfeld, häufig vorkommenden krankhaften Mißbildung des Halses erhielten die im langgestreckten Tale wohnenden Einwohner dieses schmucken Harzdorfes den Spitznamen „*Lerpsche Kroppdäler*“ (= Lerbachische Kropftäler).

Auf den übrigen *K ö r p e r b a u* beziehen sich nur ganz wenige Beinamen. Die Leinder Mädchen im Kr. Wolfenbüttel galten als besonders leichtfüßige Tänzerinnen und wurden deshalb anerkennend „*De lainischen Vöjjels*“ (= Die leinde-schen Vögel) genannt. Den „Dreidörfern“ Wendeburg, Wendezelle und Zweidorf im Kr. Braunschweig wurde nachgesagt, die Mädchen seien dort dicker als in den anderen Orten der Nachbarschaft, doch wurde dafür kein eigentlicher Spitzname geprägt, sondern nur der Spruch: „*Wär 'ne dicke Früe hebben will, mott nã dãn drai Dörpern gåen*“ (= Wer eine dicke Frau haben will, muß nach den drei Dörfern gehen). Besondere *S t ä r k e* wurde den männlichen Einwohnern von Münchhof am Westrande des Harzes im Kr. Gandersheim zugetraut, daher der Name „*Bärenbrucker*“. Den gleichen Sinn hatten die Bezeichnungen „*Hilsknorren*“ für die Varrigser und „*Hilsknoken*“ (= Hilsknochen) für die Kaierder im Kr. Gandersheim.

#### 5. Beinamen nach der Wesensart der Bewohner

Gute Eigenschaften wurden, da sie eigentlich selbstverständlich sein sollten, viel seltener in Beinamen festgehalten als schlechte. Rein anerkennend ist wohl nur „*Kurrich Vechelå*“ (= munteres Vechelade im Kr. Braunschweig) gemeint, womit lobend hervorgehoben werden sollte, daß die Bewohner dieses kleinen Ortes trotz der geringen Hofgrößen und des leichten Bodens immer guten Mutes waren. Einen Stich ins Tadelnde hat schon „*Verwegen Bettmer*“ für Bettmar im gleichen Kreise, desgleichen der Vers auf die Mädchen in Börßum, Kr. Wolfenbüttel: „*In Bößen sind se keck*“. Halb anerkennend, halb tadelnd ist auch die Bezeichnung „*Klein Berlin*“ für Merxhausen im Kr. Holzminden, dessen Einwohner als vergnügungssüchtig und unternehmungslustig galten und trotz der geringen Größe des Dorfes schon früh einen Arzt, einen Zahnarzt und einen Friseur im Orte hatten. Einen ähnlichen Sinn hatte der Ausdruck „*Dä Lichtenhäger Brassers*“ (= Die Lichtenhäger Prasser) für die Einwohner von Lichtenhagen im Kr. Holzminden, die lebenslustig, beweglich und baufreudig sind und deswegen von den ärmeren und sparsameren Nachbargemeinden etwas mißgünstig angesehen wurden. Auch den Flachstockheimern im Stadtkr. Salzgitter hielt man es vor, daß sie trotz ihrer Armut immer vergnügt waren und sich unter dem Einflusse des Rittergutes früh das Kaffeetrinken angewöhnt hatten; man nannte ihren Ort deshalb bald „*Kaffee-Stöcken*“, bald „*Lumpen-Stöcken*“ oder „*Pracher-Stöcken*“. Wegen der eingebildeten Schönheit der Mädchen und der Feintuerei in Warbsen, Kr. Holzminden, wurden für diesen Ort in neuerer Zeit die hochdeutsch tadelnden und nicht recht volksmäßigen Spitznamen „*Hochmuthshausen*“ und „*Piekhausen*“ geprägt. Selbst die so löbliche Sangeslust der Gesangsvereinsmitglieder in Silberborn, Kr. Northeim, reizte die Spottlust der Nachbardörfer zu dem Spottnamen „*Silberborner Grülekers*“ (= Silberborner Gröhler), der auf alle Einwohner des kleinen Sollingortes übertragen wurde.

Sind alle bisher aufgeführten Spötteleien über die Wesensart der Bewohner mehr oder weniger unbegründet, weil sie Eigenschaften übertreibend tadeln, die an und für sich durchaus nicht tadelnswert sein müssen, so haben die nun folgenden anscheinend wirklich einmal handfeste Ursachen gehabt. Der *Alkoholmißbrauch*, zumal mit Branntwein, war früher auf den Dörfern häufig und wurde dementsprechend von enthaltsameren Nachbarorten gern zur Zielscheibe ihres Spottes gewählt. Man nannte Barbecke im Kr. Wolfenbüttel „*Soup-Barweke*“ (= Sauf-B.), Bornhausen im Kr. Gandersheim „*Siup-Bornhiusen*“, Dielmissen im Kr. Holzminden „*Besopen-Däilmissen*“ oder „*Versopen-Däilmissen*“ (= Betrunkenen bzw. Vertrunken-D.), Volkersheim im Kr. Gandersheim „*Buddel-Volksen*“ (= Schnapsflaschen-V.), Hillerse im Kr. Gifhorn „*Dat ole Süpnest*“ (= Das alte Saufnest). An Spottversen kannte man für Hordorf im Kr. Braunschweig: „*In Hordorp könnt se gut supen*“ (= In H. können sie gut saufen); entsprechend für Upen im Kr. Goslar: „*In Iupen könnt se giut siupen*“; für Bredelem im gleichen Kreise: „*In Brälen het se grote Kälen*“ (= In Br. haben sie große Kehlen); ähnlich für Weddel im Kr. Braunschweig: „*In Wäle het se 'ne grote Käle*“ (= In W. haben sie eine große Kehle); für Glesmarode und Querum im Stadtkr. Braunschweig: „*Von Gließenro' nå Quëren då jift et blauen Twëren*“ (= Von Gl. bis nach Qu. da gibt es blauen Zwirn, d. h. Schnaps); für Querum und Hondelage, Kr. Braunschweig, in einem aus Kl. Schöppenstedt stammenden Ortsreihenspruch hochdeutscher Fassung: „Querum ist berühmt im Saufen, Waggum im Kartoffelkaufen, in Hondeln (= Hondelage) ist der Teufel los, da saufen nur die Mädchen bloß“. Groß Gießen im Kr. Hildesheim-Marienburg ist verschrien nicht nur wegen der Trinkfreudigkeit seiner Bewohner, sondern auch wegen ihrer Gefräßigkeit und Rauflust als „*Siup-Jöisen*“, „*Frät-Jöisen*“ und „*Slå-Jöisen*“.

*Schlägereien* sind oft die Folge übermäßigen Alkoholgenusses, aber sie können auch aus einer angeborenen Streitlust entspringen. Man nannte die Stroiter im Kr. Gandersheim „*Hilskämpfen*“, weil sie auf den Nachbardörfern als Gäste bei Tanzmusiken als Schläger sehr gefürchtet waren. Entspricht ein solcher Spitzname ganz der urwüchsigen Ausdrucksweise des Volkes, so ist die Bezeichnung „*Gräichenland*“ für Adenstedt im Kr. Peine, der besagen soll, daß die Einwohner streitsüchtig wie die alten Griechen waren, zweifellos von einem humanistisch Gebildeten geprägt worden, von einem Pastor, Landarzt, Advokaten oder Beamten des Landratsamtes der Kreisstadt. Nicht volksmäßig ist auch der hochdeutsche Vers für Nienhagen an der Weper im Kr. Northeim: „*Schön ist Nienhagen, wenn sie sich nicht schlagen*“. Vermutlich hatten auch die Jerstedter im Kr. Goslar ihren Beinamen „*De willen Jeschen*“ (= Die wilden Jerstedter) daher, daß sie als gewalttätig galten. Dasselbe mag für die Leute in den „Dreidörfern“ Wendeburg, Wendezelle und Zweidorf im Kr. Braunschweig zutreffen, die ebenfalls „*De Willen*“ (= *Die Wilden*) genannt wurden. Milder drückte man den Hang zu Streitereien aus, wenn man von Grave im Kr. Holzminden sagte: „*In Gråwe is Rauk*“ (= In Gr. ist Rauch); mit „Rauch in der Küche“ wird nämlich im ostfälischen Sprichwort gern häuslicher Streit umschrieben.

Inwieweit man den Frauen in manchen Orten *zänkisches Wesen* nachsagen wollte, wenn man sie mit bellenden Hunden verglich, mag dahingestellt bleiben. Zum mindesten sollte damit wohl ausgedrückt werden, daß sie laut oder gar grob zu reden pflegten. Aus Andrees Braunschweiger Volkskunde kennen wir die für Rábke im Kr. Helmstedt geltende Fassung: „*Wär 'ne Fru ut Rábke hat, då bruket*

kainen Hund, un wenn de Fru nich bellen dait, denn is se nich jesund" (= Wer eine Frau aus R. hat, der braucht keinen Hund, und wenn die Frau nicht bellen tut, dann ist sie nicht gesund). Mit eingesetzten anderen Ortsnamen ist der gleiche oder nur wenig abgewandelte Spruch auch von Ingeleben und Saalsdorf im Kr. Helmstedt, Wahle im Kr. Braunschweig, Lochtum im Kr. Goslar, Bleckenstedt im Stadtkr. Salzgitter, Oberg, Stederdorf und Woltorf im Kr. Peine, Ütze im Kr. Burgdorf, Jeinsen im Kr. Springe, Gittelde im Kr. Gandersheim, Schlarpe und Sohlingen im Kr. Northeim überliefert. Wegen seiner weiten Verbreitung ist es wahrscheinlich, daß er von wandernden Hausierern oder Bettlern geprägt und im Lande herumgetragen worden ist, die von den Bäuerinnen oder ihren Diensthoten wegen allzu großer Zudringlichkeit barsch von der Tür gewiesen wurden. Die Einwohner von Berklingen im Kr. Wolfenbüttel gelten allgemein als grob und wurden deshalb schlechthin „*De growwen Berklinger*“ genannt. In Bierbergen, Kr. Peine, sollen die Männer besonders laut und heftig reden, zumal in der Gastwirtschaft, denn man sagt auf den Nachbardörfern, wenn in einer Gesellschaft lärmend durcheinander gesprochen wird: „*Et gait här ar in'n Bērbarschen Kreage*“ (= Es geht her wie im bierbergischen Krüge).

Manche Orte sind eine Zielscheibe des Spottes wegen des Hanges ihrer Bewohner zur Prahlerei. Erzhausen im Kr. Gandersheim nennt man deshalb „*Prahlheim*“ und die Einwohner „*De Prahlheimschen*“. Wahle im Kr. Braunschweig hieß „*Prahl-Wahle*“, Rünigen im gleichen Kreise „*Dat grōtsnutije Ro-nich*“ (= Das großschnauzige R.) und Münstedt im Kr. Peine „*Prahlder-Münste*“. Die Einwohner von Hedeper im Kr. Wolfenbüttel hatten den Spitznamen „*Häpersche Grōtsnuten*“ (= Hedepersche Großschnauzen), die von Springe, seitdem der Flecken 1884 Kreisstadt geworden war, „*Springer Greotsniuten*“. Harmloser und fast anerkennend klingt daneben der Beiname „*Stolte Vijoileken*“ (= Stolze Veilchen) für die Schliestedter im Kr. Wolfenbüttel, ursprünglich vielleicht auf die Bewohner des dortigen Schlosses gemünzt. Ähnlich mag im Sollingsort Neuhaus, Kr. Holzminden, die Nähe des fürstlichen Jagdschlusses den meist von der Waldarbeit lebenden und früher recht ärmlichen Einwohnern einen hoffährtigen Geist eingegeben und den Spottnamen „*De armen Vornümen*“ (= Die armen Vornehmen) eingetragen haben. In Versform gekleidet ist die ironische Meinung der Nachbarn über die unbegründete Großtuerei in Groß Dungen, Kr. Hildesheim-Mar.: „*Greoten Dungen greotmächtig, de Pracheräi is wat heftich*“ (Gr. D. großmächtig, die zudringliche Bettelarmut ist etwas heftig). Die Gustedter Bauern im Kr. Wolfenbüttel machten sich über die unbegründete Vornehmtuerei der Bauern des Nachbardorfes Groß Elbe mit den Worten lustig: „*In Groten Elwe binnet se erst en Stehkrāgen in un māket en Armenschaïn vor un trecket jeputzte Schāu an, un denne gāet se nā 'n Krāage. Wāi binnet en Schāldāak umme un gāet in Hol-schen los; wāi hewwet āwer ok Jeld!*“ (= In Gr. E. binden sie erst einen Stehkragen ein und machen einen „Armenschein“, d. h. ein Vorhemd, vor und ziehen geputzte Schuhe an, und dann gehen sie zum Krüge. W i r binden ein Schaltuch um und gehen in Holzschuhen los; w i r haben aber auch Geld!). Auch das Wort „*Ape*“ (= Affe) diente zur Anprangerung hoffährtigen Wesens. Daher die Spitznamen „*Elljerausche Äpenländers*“ für die Bewohner von Ellierode im Kr. Gandersheim, „*Äpen-Mählen*“ für Mahlum im gleichen Kreise und „*Äpenstēe*“ für Upstedt im Kr. Hildesheim-Mar.

Stark ausgeprägte *Sinnlichkeit* wurde mit dem Ausdruck „*Böcke*“ gekennzeichnet, ohne daß es zur Prägung eigentlicher Spitznamen kam. Hier sind

nur zwei Sprüche über die Einwohner von Grasleben und Rickensdorf im Kr. Helmstedt zu nennen. Der auf die Rickensdorfer gemünzte Spruch wurde wegen seiner Anspielung auf die besondere Kleidung bereits im Abschnitt 4 wiedergegeben. Der andere lautet: „*De gräsleweschen Zickenböcke fâtet de Mâkens under de Röcke*“ (= Die grasleibischen Ziegenböcke fassen den Mädchen unter die Röcke).

Einigen Orten unserer Heimat wurde auch ein ausgeprägter Hang zu Eigentumsdelikten nachgesagt. Gadenstedt im Kr. Peine nannte man „*Spitzbuben-Gâenstê*“, die Münchehöfer im Kr. Gandersheim „*Spitzbuben*“, die Hasselfelder im Kr. Blankenburg „*Räuber*“, die Salzdettfurther im Kr. Hildesheim-Mar. „*Wilddaiwe*“ (= Wildddiebe), Erkerode im Kr. Braunschweig hieß „*Das Quäl-un Stâhldorp*“ (= Das sich schwer abmühende und stehlende Dorf). Vielleicht sagte man nur des Reimes wegen: „*In Hâhlen fanget se an tau stâhlen*“ (= In H. fangen sie an zu stehlen); vielleicht entstand der Vers aber auch nach Meinung des Gewährsmannes wegen des dortigen Flurnamens „Die Diebsäcker“. Nicht durch Reimzwang hervorgerufen sind dagegen die Aussprüche über Hettensen im Kr. Northeim, Sievershausen im Kr. Einbeck und Kirchberg im Kr. Gandersheim: „*In Hettensen stâhlet se alle, blâat de Bôrgermester nich, dâ is tâau fiul datâu*“ (= In H. stehlen sie alle, nur der Bürgermeister nicht, der ist zu faul dazu), „*Wenn man blâat 'n soîwershuischen Kerktôrn suit, denne is me alle bedrâgen*“ (= Wenn man nur den sievershäusischen Kirchturm sieht, dann ist man schon betrogen) und „*De kerkbarschen Daiwe, dâ stâhlet 'en Mönnekenhâwern de Braiwe*“ (= Die kirchbergischen Diebe, die stehlen den Münchehöfern die Briefe). Vermutlich ist damit jedoch nur auf ein einmaliges geschichtliches Ereignis angespielt, ohne daß ein allgemein gültiges Urteil über die Kirchberger ausgesprochen werden sollte.

Im Vergleich zu solchen üblen Nachreden ist es sicher ein geringeres Übel, wegen Dummheit verspottet zu werden, zumal da Dummheit ja ein dehnbarer Begriff ist. Derartige Neckereien mußten die Einwohner von Schöppenstedt im Kr. Wolfenbüttel, Dörnten und Haverlah im Kr. Goslar, Dungenbeck im Kr. Peine, Stroitz im Kr. Gandersheim, Dölme und Golmbach im Kr. Holzminden über sich ergehen lassen. Man sagt, vielleicht nur durch eine Klangassoziation mit dem Ortsnamen veranlaßt, für Dungenbeck „*Dummelblêk*“ oder „*Dusselblêk*“. Eines solchen Anhaltspunktes entbehren freilich die Ausdrücke „*Dumm-Dörnten*“, „*Dölmer von Hâwerlâ*“ (= Narren von H.) und „*Golmkesche Stoffels*“. Dölme galt dagegen schon seines Namens wegen als das Schöppenstedt des Wesergebietes, weil seine Einwohner alle „Dölmer“ sind wie die Einwohner von Lehre im Kr. Braunschweig alle „Lehrer“, ohne daß ein etymologischer Zusammenhang zwischen dem Ortsnamen und dem Spitznamen besteht. Über Schöppenstedt, der seit Jahrhunderten weltbekannten „Stadt der Streiche“ prägte der Volkswitz den Ausspruch: „*De Detschen weret nich alle; in Schöppenstêe het se all wâer en Morjen esait*“ (= Die Dummen werden nicht alle; in Sch. haben sie schon wieder einen Morgen davon gesät). Vielleicht nur reimbedingt ist der Spruch: „*In der Straut sind de halben Luie nicht klauk*“ (= In Stroitz sind die Hälfte der Leute nicht klug).

Fleiß oder Faulheit wurde nur selten in Beinamen verewigt, so bei den Hallensern im Kr. Gandersheim, die als Frühaufsteher „*Perlhoinder*“ (= Perlhühner) genannt wurden, und bei den Elbingerödern im Harze, die als „*Lang-*

*schläfer*" bekannt sind. Auf die Arbeitswut zielen die Ausdrücke „*Quäl-Jöisen*" für Giesen im Kr. Hildesheim-Mar., „*Dat Quäldorp*" für Erkerode im Kr. Braunschweig und „*De Schulenröer Ruffers*" für die Bewohner von Schulenrode im gleichen Kreise, die durch harte Arbeit Geld zusammenrafften, ohne sich etwas zu gönnen. Faul und schmutzig sollen dahingegen die Mädchen in Kaierde, Kr. Gandersheim, gewesen sein, wie der Spruch behauptet: „*Kaier läit in in'n Locke, wo de fiulen Mäkens sind, stinket as en Zegenbock un hewwet tejahre de Schäpe 'hott*" (K. liegt im Loche, wo die faulen Mädchen sind, stinken wie ein Ziegenbock und haben im Vorjahre die Schafe gehütet).

Schließlich bot gelegentlich auch die religiöse Einstellung Anlaß zu einem mehr oder weniger ernstgemeinten Beinamen. Während die Einwohner von Heinade im Kr. Holzminden „*Heidenvolk*" genannt wurden, vielleicht nur wegen der Klangassoziation des Ortsnamens (plattdeutsch: *Hainâ*) mit dem Begriff des Nichtchristen (plattd.: *Haine*), hießen Betzhorn und Fallersleben im Kr. Gifhorn „*Klein Bethlehem*", weil die Leute dort für „heilig" galten. Dasselbe gilt wohl auch für Irmenseul im Kr. Alfeld, dessen *Beiname* „*Bethlehem*" nach Angabe des Gewährsmannes von der dortigen Bevölkerung nicht mehr erklärt werden kann.

(Fortsetzung folgt)

## *Alte volkstümliche Zierate als Verschlüsse am Schäferranzen in Ostfalen und Thüringen*

von Fritz Klocke

In der Braunschweiger Volkskunde von Andree wird bei der Beschreibung des Schäferranzens die Troddel erwähnt. Es heißt dort: „Das wichtigste am Ranzen aber ist eine Troddel, die aus Röhrenknochen mit abwechselnd dazwischen liegenden Querscheiben geziert ist. In die Knochen sind Ornamente, Gesichter usw. geschnitzt und mit farbigem Wachs ausgelegt." Über die Bedeutung schreibt Andree nichts. Auch Dillner<sup>1)</sup> erwähnt bei der Behandlung des Ranzens nur die Troddel. Das Hirtenmuseum in Hersbruck/Bayern bekam 1962 von einem Museum eine vollständige Schäfertracht<sup>2)</sup> aus dem Harzgebiet, an der auch die Troddel in der oben beschriebenen Art befestigt ist.

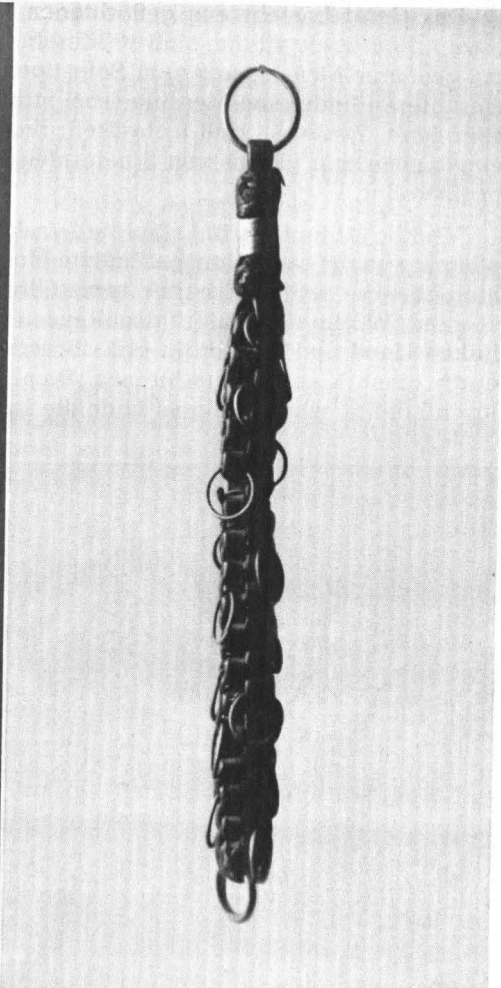
Das Museum Ballenstedt versuchte nun Näheres über die Troddel in Erfahrung zu bringen. Es wurden zahlreiche Fragebogen an alte Schäfer ausgegeben. Von der bei Andree angegebenen Troddel war bis auf einen Fall nirgends noch etwas bekannt, so daß über die Bedeutung dieses Gegenstandes nichts in Erfahrung gebracht werden konnte. Dagegen tauchte in zwei Fällen ein anderes, bisher in der Literatur noch nicht bekanntes Gerät auf. Schäfermeister Lüttig/Thale am Harz berichtet darüber: „Am Ränzel meines Lehrmeisters in Britzke bei Magdeburg hing eine Art Troddel. Sie war 35 cm lang, aus Weißleder geflochten, etwa 3 cm stark. An den Langseiten waren 72 Messingscheiben in 6 Reihen zu je 12 Stück eingeflochten. Am oberen Ende war eine Art Dach aus Messing, mit dem das Stück am Ranzen befestigt war. Am unteren Ende hing eine Messingkugel daran." Das





Troddel aus verzierten Knochen

Aufn.: Städt. Mus. Braunschweig



„Lyra“ aus geflochtenen Lederriemen  
mit Messingringen

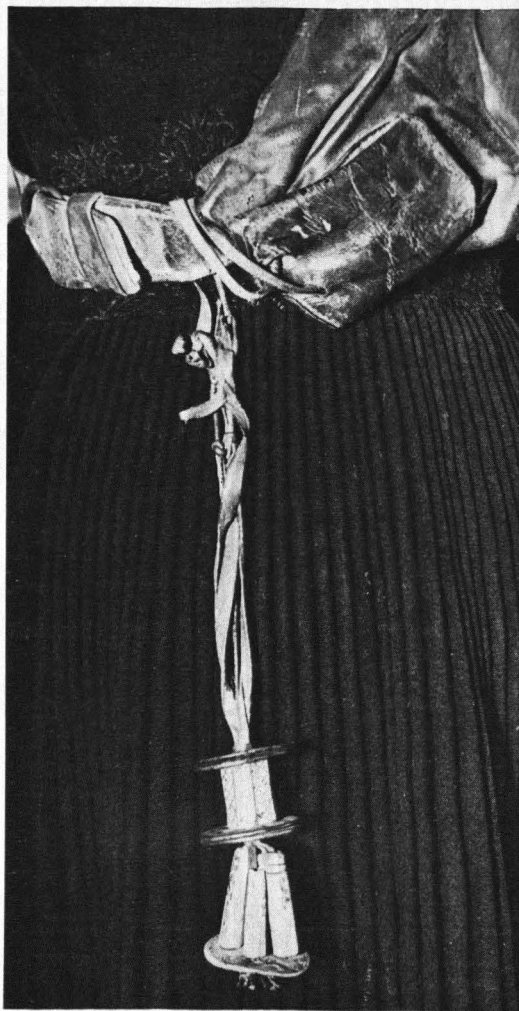
Aufn.: Mus. Ballenstedt

Gerät war ziemlich schwer und mußte jeden Tag sauber geputzt werden. War dies nicht geschehen, so pflegte der Lehrmeister zu sagen: „Der Hammelschwanz sieht wieder saumäßig aus.“ Damit ist auch der volkstümliche Ausdruck festgehalten. Schäfermeister Lüttig sah in diesem Gerät lediglich einen Schmuck des Ranzens.

Dem Schäfermeister außer Dienst Karl Hundt / Artern (Unstrut) ist die Troddel aus Knochen ebenfalls unbekannt. Sie muß also schon vor zwei Generationen nicht mehr benutzt worden sein. Er erwähnt dagegen die „Lyra“, die als Verschluss des Ranzens diente. Nach langen Bemühungen — er ist mit seinen 70 Jahren mit dem Rade von Dorf zu Dorf gefahren! — war es ihm schließlich möglich, für die Schäfersammlung des Museums Ballenstedt eine solche Lyra zu beschaffen.

Das Gerät besteht aus geflochtenen Lederriemen, ist 26 cm lang, viereckig, etwa 1,5 cm breit. In ihm sind 16 Messingringe eingeflochten. Am oberen Ende ist ein größerer Messingring zum Befestigen am Ranzen, während als Beschwerung am unteren Ende eine Messingeichel sich befand, die bei dem Ballenstedter Stück aber fehlt. Zunächst muß festgestellt werden, daß beide Stücke im Prinzip übereinstimmen, nur ist das von Schäfermeister Lüttig beschriebene Stück größer und prunkvoller.

Welche Bedeutung hat nun die Lyra? Der Schäfer hatte im Ranzen seine Verpflegung, meist auch eine geschnitzte Holzmolle und einen Holzlöffel. Der Ranzen hing über der rechten Schulter, seine Öffnung in Höhe der linken Hüfte nach unten zeigend. Wollte der Schäfer dem Ranzen etwas entnehmen, so faßte er ihn mit der linken Hand und zog ihn in etwa Brusthöhe. Nach Gebrauch wurde die Öffnung durch einen Riemen verschlossen. Damit dieser sich nicht während des Tragens lösen konnte, war an seinem Ende die Lyra befestigt. Sie wurde zweimal mit dem



Befestigung der „Troddel“ am Schäferranzen

Aufn.: Städt. Museum Braunschweig

Riemen um die Öffnung geschlungen und hing dann herab. Sie verhinderte durch ihre Schwere ein unbeabsichtigtes Öffnen des Ranzens.

Von den befragten alten Schäfern im Unstrutgebiet kannten fast alle noch die Lyra aus ihrer Jugend oder von ihren Vätern. Es war aber kein weiteres Stück mehr aufzutreiben. Durch weitere Nachfragen stellte sich heraus, daß statt der Bezeichnung Lyra der Ausdruck Leier gebräuchlicher war, sowohl im Unstrutgebiet als auch im Harz. Schäfermeister Maiberg / Aschersleben erinnerte sich, daß am Ränzel seines Vaters drei Dinge befestigt waren, die Knochentrodde, die Leier und das Salzhorn. Aber auch hier war die Bedeutung der Leier und der Troddel als Verschuß nicht mehr in Erinnerung. Wahrscheinlich waren beide Geräte nur noch als Schmuck des Ranzens bekannt. Darauf deutet ja schon, daß beide Geräte ja nicht als Verschuß zu gleicher Zeit verwendet werden konnten.

Auf Anfrage sandte das Braunschweiger Museum drei Fotos von Knochentrodde, eins davon zeigt die Art der Befestigung am Ranz. Daraus geht eindeutig hervor, daß auch die Knochentrodde mit ihrem Riemen zweimal um die Öffnung des Ranzens geschlungen wurde, also ebenfalls als Verschuß diente. Die zwischen den Knochenabschnitten eingeschalteten Messingscheiben verliehen der Troddel die notwendige Schwere. Diese Knochenstücke sind kunstvoll verziert durch Ornamente und Gesichter, die Ritzungen sind mit buntem Wachs ausgelegt.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß sowohl die Knochentrodde als auch die Lyra als Verschußsicherung des Ranzens dienten. Gleichzeitig scheinen aber beide Verschlüsse ursprünglich nicht in Gebrauch gewesen zu sein. Die Knochentrodde sind älter als die Lyra.

Es wurde nun versucht, Genaueres über die Verbreitung beider Geräte in Erfahrung zu bringen. Nach Auskunft des Schweriner Museums und des Wossidlo-Archivs sind beide Verschlüsse in Mecklenburg nicht bekannt gewesen. Ebenso berichtet das Celler Museum für die Lüneburger Heide. Das gleiche meldet Dr. Lühning für Schleswig-Holstein. Beide Verschlüsse sind für das Harzvorland bis in das Braunschweiger Gebiet, für den Harz und Thüringen nachgewiesen, also in einem Gebiet, das man als Mitteldeutschland im engeren Sinne bezeichnen kann.

---

<sup>1)</sup> Dillner, Der Schäfer 1944.

<sup>2)</sup> Nach brieflicher Mitteilung von Museumsleiter Wetzer.

## *Die Wahnemühle, der frühere Alabasterbruch bei Kreiensen*

von Hans Ehlers

Dort wo die von Osten, von Gandersheim her fließende Gande sich in einem scharfen Bogen nach Süden, nach Kreiensen zuwendet und wo ihr Tal durch den Wahn- und den Kohliberg im Norden und den Westerberg im Süden eine starke Einengung erfährt, liegt an der Grenze der Feldmarken von Kreiensen und Orxhausen die Wahnemühle. Sie gehörte bei ihrer Erbauung um das Jahr 1750 zum Kreienser Gemeindebezirk, wurde aber bei der Separation der Orxhäuser Feldmark zugeteilt. Mit „Wahne“ bezeichnete man das Gebiet oberhalb der Mühle.

Unterhalb lag die 8. Wanne des Kreienser Brachfeldes „Vor der Wahne“ und jenseits der Straße die Orxhäuser Wanne „Vor der lütjen Wahne“. „Die Wahne rauf“ wird der Weg von der Mühle nach Heckenbeck genannt, und der Berg am Grünen Jäger heißt auf der Flurkarte v. J. 1758 „Wahnberg“. Was aber der Name Wahne bedeutet, ist nicht geklärt, es ist eine ganz alte Bezeichnung.

Über die Wahnemühle sagt die Ortsbeschreibung von Kreiensen 1757: „Da sich am Westerberge in des Ackermanns E. Bohnsacks Holzteile ein Alabasterbruch hervorgetan, so ist auch seit einiger Zeit diese Grube aufgeräumt und werden die gebrochenen Steine zu allerhand Platten auf der dabey angelegten Mühle verschnitten, der Abfall aber zu Gips gebrannt und auf der dabey befindlichen Mühle gemahlen. Diese Mühle, wobei zugleich eine Öhl- und Walckemühle befindlich, giebet Erbenrins 12 Tl., für den Gipsofen sind an die Gemeinde 16 gr. zu zahlen. Der Hofraum beträgt 10 Rt. und der Garten 40 Rt. Diese Mühle lieget an der Orxhäusischen Grenze.“

Und die Dorfbeschreibung von Orxhausen aus d. J. 1758 besagt: „Die Wahnemühle ist an Kreiensens Grenze wegen des dasigen Gipsbruches als Gipsmühle angelegt, solche hat Hans Jürgen Woldmann vor nicht gar langen Jahren erbaut, ist noch dabey ein Öhlgang wie auch eine Schneidemühle zu Steinen, welche der Dr. Blume zu Gandersheim veranstaltet, um von denen im Gipsbruch ausgesuchten Steinen allerhand Tafelwerk schneiden zu lassen, es scheint aber in Abnahme damit zu kommen und hat der Müller den Schaden. Ferner ist dabey eine Walckemühle zu Fellen. Gips wird in der Kreienser Feldmark gebrochen und ist der Brennofen dabei.“

Am Längsbalken des Schuppens findet sich die Inschrift: Johann Heinrich Waltemann — Maria Lowiese Bartels — anno 1766.

Alabaster ist eine marmorähnliche, feinkörnige, durchscheinende Abart des Gipses von weißer Farbe. Er wurde aus dem Gipsbruch mit Pferdegespann zur Mühle gefahren. Die Steinplatten wurden zum Belag von Hausfluren und dergl. verwandt. Walken nennt man die Behandlung des vom Webstuhle genommenen Tuches, wodurch dieses gefilzt und verdichtet und zugleich von allen Unreinigkeiten befreit wird. In der Mühle wird es eingeweicht und dann mit Seife und immer erneuertem Wasser in einem Troge durch große hölzerne Hämmer durchgearbeitet. In dieser Weise werden auch Felle gewalkt.

Bis vor etlichen Jahren wurde die Mühle noch im Nebenbetrieb zum Holzschneiden und Schroten benutzt. Besitzer ist Wilhelm Müller aus Erzhausen, Schwiegersohn des Besitzers davor: Wilhelm Lillig.

Das Mühlenrad, später durch Turbinen ersetzt, wurde vom Wasser des Kassebaches und der Gande getrieben. Der Kassebrunnen liegt tief im Grunde zwischen der Mühle und dem Grünen Jäger und war früher eine ziemlich große und tiefe Quelle. Die Sage erzählt, es sei einmal ein Pferdegespann von der Straße abgekommen und ziemlich steil herunter in den Kassebrunnen gefallen und nicht wieder herausgekommen.

Der Brunnen hat schönes klares Wasser und liefert es auch an die Badeanstalt in Kreiensen.

# Die Orgel der St.-Andreas-Kirche zu Braunschweig

von U w e P a p e

Es gibt wohl kaum eine Orgel in Braunschweig, über die wir so wenig wissen, wie die Orgel in der St.-Andreas-Kirche. Im Stadtarchiv in Braunschweig sind drei Kopialbücher vorhanden, die in Hinblick auf die Orgel überaus unvollständig sind. Originalurkunden existieren nicht mehr. In dem Kopialbuch von J. P. Woehner aus dem Jahre 1756 finden wir in Abschnitt 141 den Satz:

*„Die Vorsteher der Andreas-Kirche bekennen, daß sie behuf des Orgelbaues derselben Kirche von dem Bürgermeister Arnd Sauer 200 Thl. zu 6 pro Cent aufgeliehen haben“* <sup>1)</sup>).

Das Original war datiert vom 12. Februar 1636. Meier <sup>2)</sup> erwähnt einen Orgelprospekt von 1634.

In Anbetracht dessen, daß F r i t z s c h e nach 1630 in Braunschweig nicht mehr nachweisbar ist und die Prospekte der Orgeln von St. Martini und St. Andreas in ihrem Aufbau genau übereinstimmen, ist anzunehmen, daß Jonas Weigel den Orgelbau ausführte.

1854 wurde die Orgel von Orgelbauer N o a c k gründlich gereinigt, alles Schadhafte repariert und das Instrument durchgestimmt <sup>3)</sup>.

1888 <sup>4)</sup> wurde die Orgel der St.-Andreas-Kirche durch ein großes Werk von L a d e g a s t aus Weißenfels ersetzt <sup>5)</sup>. Der Barockprospekt blieb erhalten. Die Orgel hatte folgende Disposition:

Manual I	Prinzipal 16', Prinzipal 8', Bordun 16', Flöte 8', Doppelflöte 8', Gambe 8', Oktave 4', Rohrflöte 4', Nasat 5 $\frac{1}{3}$ ', Doublette 2-3f, Mixtur 2-3f, Kornett 3-5f, Cymbel 3f, Tuba 16', Trompete 8'.
Manual II	Geigen-Prinzipal 8', Rohrflöte 8', Quintatön 16', Viola 8', harm. Flöte 8', Fugura 4', Flöte 4', Nasat 2 $\frac{2}{3}$ ', Waldflöte 2', harm. Progression 2-4f, Aeoline 8', Oboe 8'.
Manual III	Salizional 8', Viola d'amour 8', Traversflöte 8', Gedackt 16', Gedackt 8' Salizet 4', Flauto amabile 4', Piccolo 2', Harmonia aetherea 3f, Aeoline 8'.
Pedal	Prinzipal 16', Subbaß 16', Untersatz 32', Violon 16', Prinzipalbaß 8', Oktave 4', Quinte 5 $\frac{1}{3}$ ', Posaune 16', Trompete 8', Klarine 4'.

Während des zweiten Weltkrieges wurde der Prospekt nicht ausgelagert. Am 15. Oktober 1944 wurde er mit dem Werk zerstört. Der Wiederaufbau der Kirche ist noch nicht abgeschlossen.

<sup>1)</sup> Stadtarchiv Braunschweig, G II 5, Nr. 3 S. 141. — <sup>2)</sup> P. J. Meier: Die Bau- u. Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig, Braunschweig 1926, S. 30. — <sup>3)</sup> Stadtarchiv Braunschweig, G II 5, Nr. 6 Einzelne historische Nachrichten, 1753—1855. — <sup>4)</sup> Freundliche Mitteilung von Herrn Orgelbaumeister Otto Dutkowski vom 14. 8. 1964. — <sup>5)</sup> Gotthold Frutcher: Die Orgel, J. J. Weber, Leipzig, 1927, S. 174.

# AUS DER HEIMATPFLEGE

---

## *Was muß geschehen, um die Riddagshäuser Landschaft zu retten?*

von Gerhard Schridde

An einem Sommerabend in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts stand am Osthange des Nußberges ein junger Braunschweiger Arzt und blickte über das Tal der Wabe und Mittelriede hinweg zur Riddagshäuser Teich- und Waldlandschaft. Die Zeitungen unserer Stadt füllten damals ihre Seiten mit den Plänen der „Gartenstadt Riddagshausen“. Ihr sollten die Wiesen und Felder des Kloster-gutes geopfert werden. Viele Braunschweiger bauten in dieser Zeit schon ihre Luftschlösser in Riddagshausen.

Unser Arzt sah aber die Wiesen, Felder und Wälder mit anderen Augen. Er meinte, daß diese Landschaft auf jeden Fall in ihrer alten Form erhalten bleiben müsse, um den Bürgern seiner Heimatstadt die Gesundheit zu sichern.

Dr. med. Otto Willke war Vertreter einer medizinischen Richtung, die auch die Kräfte der heimatlichen Natur in den Dienst der Heilkunst stellt. Er wußte schon damals, daß der Großstädter einer technisierten Welt Oasen der Ruhe und Besinnung braucht, um seine seelische und körperliche Gesundheit zu erhalten. Die abwechslungsreiche und naturnahe Riddagshäuser Kulturlandschaft schien ihm als Erholungsgebiet für die Stadt Braunschweig von so großer Bedeutung zu sein, daß er beschloß, den Kampf gegen den Gartenstadt-Gedanken aufzunehmen. Als ungebetener Bundesgenosse kam ihm der Kriegsausbruch 1914 zu Hilfe. Auch in den zwanziger Jahren gab Dr. Willke den Kampf um Riddagshausen nicht auf, dessen Teichlandschaft auch noch die Heimat der gefiederten Freunde des „Vogeldoktors“ war. Mit großem Fleiß schuf er, gemeinsam mit anderen Braunschweiger Ornithologen und Botanikern, eine Bestandsaufnahme der Vogel- und Pflanzenwelt. Mit Hilfe seiner Freunde aus dem Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz erreichte er schon 1936 die Unterschutzstellung der Riddagshäuser Teiche und ihres östlichen Einzugsgebietes, des nördlich der Bundesbahn gelegenen Teils der Buchhorst, sowie der Wabe-Niederung und des Klosterkirchen-Gebietes. 1949 wurde — wieder unter maßgeblicher Beteiligung von Dr. Willke und unserem Landesverein — die südliche Buchhorst zum Landschaftsschutzgebiet erklärt.

Beide Gebiete besitzen eine Gesamtgröße von 687 ha. Davon liegen 474 ha im Naturschutzgebiet.

Die größte Entfernung vom Stadtzentrum beträgt 6 km. Bis vor wenigen Jahren erleichterte die Straßenbahnlinie 8 den Braunschweigern den Besuch ihres geliebten Naturschutzgebietes. Heute können alte und gebrechliche Bürger die Erholungswirkung der Teichlandschaft nicht mehr genießen, da die Linie 13 nicht in der Lage ist, den Verkehr zu meistern. Vielen Mitbürgern, die nicht glückliche Autobesitzer sind, bleibt so die einzigartige Möglichkeit, an die Schönheiten der Natur herangeführt zu werden, weitgehend verschlossen.

Die Naturschutzverordnung von 1936 hat eine häßliche Hypothek. Die Belange des „Reichsjägerhofes“ durften durch den Naturschutz nicht beeinträchtigt werden.





Bruchlandschaft im Riddagshäuser Teichgebiet

Fasanerie, Tontaubenschießstand, Wildgatter und das Gelände des Jägerhofes engten die Buchhorst, die schon durch Eisenbahnlinien und den Militärschießstand zerschnitten war, in einem kaum noch erträglichen Maße ein. Diese Vorrechte der Jägerhofstiftung haben uns Naturschützern auch noch nach dem 2. Weltkriege viel Ärger bereitet. Die Wiedereröffnung des Tontaubenschießstandes, die Einrichtung eines Falkenhofes in der Buchhorst und die Erweiterung des Wildgatters konnten aber verhindert werden. Wären alle Pläne, die man nach dem 2. Kriege mit der Buchhorst vorgehabt hat, durchgeführt, fänden ihre Besucher in ihr heute nur noch schmale Wege zwischen Stacheldraht. Ein großer Vorteil ist es, daß der Militärschießstand, der den südlichen Teil der Buchhorst zerschnitt, verlegt wurde.

Dr. Willkes mutiges Eintreten hat Riddagshausens Landschaft vor der Bebauung gerettet. Die Großstadt rächt sich jetzt, indem sie das Naturschutzgebiet mit den Polypenarmen der Vorortssiedlungen zu umschließen droht. Gelingt es nicht, dieser Entwicklung sehr bald Einhalt zu gebieten, bleibt Riddagshausens Teichlandschaft nicht mehr eine naturnahe Kulturlandschaft von hohem ästhetischen Reiz und artenreicher Flora und Fauna, sondern degeneriert zu einem tier- und pflanzenarmen Stadtpark.

Was uns bei dieser Entwicklung verlorengehen würde, ist uns auf dem Gebiete der Vogelwelt durch die Arbeiten von Dr. R. B e r n d t und seinen Mitarbeitern, aber auch schon durch ältere ornithologische Veröffentlichungen bekannt. Mit der Riddagshäuser Vegetation hat sich seit vielen Jahren Dr. E. F r ö d e eingehend beschäftigt. Leider stehen uns seine Untersuchungen im Augenblick nicht zur Verfügung. Im Auftrage der für das Riddagshäuser Gebiet zuständigen Land-

schaftsstelle hat im Laufe der letzten Jahre Herr Dipl.-Gärtner A. Montag vom Niedersächsischen Verwaltungsamt ein Gutachten über die Pflanzendecke des Riddagshäuser Naturschutzgebietes und ihre Standortbedingungen erarbeitet. Bei der letzten Sitzung der Landschaftsstelle wurde ausführlich über diese Arbeit berichtet. Die mit gründlicher Sachkenntnis durchgeführte Vegetationsschilderung gibt nach einer einleitenden allgemeinen Darstellung der Schutzgebiete in dem Hauptteil eine ausführliche Beschreibung aller im Schutzgebiet vorkommenden Pflanzengesellschaften, ihres Standortes und ihrer Bedeutung. In den der Arbeit beigefügten Vegetationskarten wurden 121 verschiedene Pflanzengesellschaften, die alle im Naturschutzgebiet vorkommen, eingezeichnet. Dieser Hauptteil der Montagschen Untersuchungen ist eine Bestandsaufnahme von hohem dokumentarischem Wert, die auch bei kommenden Arbeiten eine wichtige Grundlage bilden wird.

Ich möchte heute meiner besonderen Freude darüber Ausdruck geben, daß die von Herrn Montag im 3. Teil seiner Untersuchungen erarbeiteten Vorschläge für die künftigen Pflege- und Entwicklungsmaßnahmen, die ja für die praktische Naturschutzarbeit von besonderer Wichtigkeit sind, sich in einem außerordentlich starken Maße mit den Gedanken decken, die bei den Sitzungen der Landschaftsstelle, den regelmäßig durchgeführten Begehungen des Gebietes und anderen Besprechungen schon immer zum Ausdruck kamen.

Für den im Landkreis Braunschweig gelegenen östlichen Teil des Naturschutzgebietes hat der frühere Kreisbeauftragte für Naturschutz und Landschaftspflege im Landkreis Braunschweig, Herr Hauptlehrer Kellermann, in einer gründlichen Arbeit die wichtigsten Punkte zusammengefaßt. Ich möchte mich jetzt an die Vorschläge halten, die Herr Montag empfiehlt.

Beginnen wir mit dem Teichgebiet:

Im Naturschutzgebiet liegen heute noch 11 Teiche, von ihnen 2 in der Wabeniederung und 9 im Talzug des Weddeler Grabens. Einige Teiche liegen auch noch außerhalb der geschützten Landschaft. Der Schapenbruchteich, der größte aller Riddagshäuser Teiche, ist 63 ha groß und war zu zwei Dritteln verlandet. Seine offene Wasserfläche ist mit 15 ha so groß wie der Kreuzteich. Dieser besitzt nur an seinem Nordwestrande eine geschlossene, 50 m breite Verlandungszone. Der Mittelteich, der zwischen den beiden genannten Teichen liegt, ist ungefähr 10 ha groß. Die gesamte Teichfläche beträgt im Naturschutzgebiet 95 ha. Hiervon sind aber nur 40 ha offene Wasserfläche. Auf einer Karte von 1753 betrug die Teichfläche 135 ha. Davon fielen 94 ha allein auf den Schapenbruchteich, dessen Wasserfläche damals noch weit über den heutigen Grenzgraben hinaus nach Osten reichte.

Soll diese Verlandung nicht den Wert des ganzen Gebietes erheblich mindern, müssen die Teiche ständig ordnungsmäßig bewirtschaftet werden. Zu diesem Zwecke müßte auch eine längst überfällige Grundräumung möglichst bald durchgeführt werden. Hierbei wäre eine Randzone zu schonen, um den Ufern den Schutz eines natürlichen Schilfgebietes zu erhalten. Durchblicke auf die Wasserfläche sollten freigehalten werden. Im Kreuz- und Mittelteich könnte das Röhricht in seiner bisherigen Form erhalten bleiben.

Im Schapenbruchteich ist im Laufe der Jahrhunderte die Verlandung weit über das wünschenswerte Maß hinausgegangen. Zur Zurückdrängung der Röhrichtzone bietet sich, wie Montag vorschlägt, das Wasserfenchel-Teichröhricht an. Die





Röhrichtgürtel im Riddagshäuser Teichgebiet

offene Wasserfläche des Schapenbruchteichs könnte von 10 auf 25 ha erweitert werden.

„Der verbleibende Röhrichtgürtel ist dann immer noch sehr groß und kann auch scheueren Wasservögeln ausreichend Schutz gegen Störungen bieten. Die Anhäufung des Räumgutes auf mehreren kleinen Inseln schafft zudem neue sichere Zufluchtsstätten für die Vogelwelt. Je nach ihrer Höhe sollten die Inseln mit standortgerechten Baum- und Straucharten bepflanzt werden.“

Immer wieder meinen Besucher des Naturschutzgebietes, man müsse hier alles nur der Natur überlassen. Der Mensch sollte nicht in das natürliche Geschehen eingreifen. Solche Gedanken mögen für „Urwälder“ und Hochmoore vielleicht richtig sein. In Riddagshausen hat man aber eine K u l t u r l a n d s c h a f t unter Schutz gestellt. Sie ist schwieriger zu schützen als eine Naturlandschaft. Sie muß, wenn sie erhalten werden soll, unter ständiger Pflege stehen. Wird diese versäumt, degeneriert die Landschaft, wie wir es an einigen Stellen des Bruchgebietes östlich des Grenzgrabens schon beobachten können. Hier haben menschliche Eingriffe den einheitlichen Charakter der Niederungslandschaft nicht unerheblich gestört. Die flache Mulde, in der die Zisterzienser-Mönche ihre Teiche naturnah angelegt haben, läuft nach Osten in zwei Arme aus. Diese werden durch die sie trennende „Lange Bank“, die sich bis weit in den Schapenbruchteich hineinschiebt, deutlich sichtbar. Im Gegensatz zu der West-Ost-Erstreckung der Bruchlandschaft verlaufen der Grenzgraben, die Parzellierung im Schapenbruch und die Braunschweig-Schöninger Eisenbahn vom Norden nach Süden. Diese der naturräumlichen Gliederung entgegenwirkende Aufteilung hat die Landschaftsentwicklung im Schapenbruch erheblich gestört. Eine Verbesserung ist auf die Dauer nur zu sichern, wenn man sich bemüht, die menschlichen Ordnungsprinzipien dem natürlichen Landschaftsgefüge in einem größeren Maße anzugleichen.

Auf den Rücken, die die Brucharme trennen, sollte durch Aufforstung mit standortgerechten Holzarten das von der Natur gegebene Relief deutlicher sichtbar gemacht und so die Einheit der Landschaft betont werden. Auch die Reihe der großen Pappeln, die am Grenzgraben wachsen, zerschneidet optisch die Einheit der Bruchlandschaft. Nach Meinung des Gutachters sollte man mit der Anpflanzung von Pappeln im Riddagshäuser Naturschutzgebiet sehr vorsichtig sein. Wegen ihrer Überhöhe dürften sie nur an den Randwegen des Kreuz- und Mittelteiches geduldet werden, da hier die Nachbarschaft zu den großen, offenen Wasserflächen andere Maßstäbe erlaubt als die Landschaft der Röhricht- und Bruchwaldzone. Um aber die Bruchlandschaft wieder gesunden zu lassen, ist eine Neuordnung der Flächennutzung im Schapenbruch unbedingt erforderlich, da bei der derzeitigen Besitzverteilung alle Mühe, Ordnung zu schaffen, umsonst ist. Erfreulicherweise hat die Staatsforstverwaltung schon einige Gebiete aufgekauft. Es wäre sehr wünschenswert, wenn man bei diesen Flächen auf den Nachweis des wirtschaftlichen Ertrages verzichten könnte. Ihr Wert liegt nicht im Heu oder Holz sondern in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung, wie auch das Gutachten zeigt.

Dem Besucher des Teichgebietes bieten sich von den Dämmen beim Kreuz- und Mittelteich weite Blicke auf die offenen Wasserflächen und ihre Vogelwelt. Beim Schapenbruchteich verhindern auf langen Wegstrecken mannshohe Röhrichtwände einen Einblick zu den Wasserflächen. Um die kilometerlange Pflanzenmauer zu unterbrechen und dem Besucher einen Blick in die Weite der Teich- und Bruchlandschaft zu geben, sollten neue Sichtschneisen durch Schilf und Bruchwald geschaffen, und stellenweise der Wald etwas gelichtet werden. Solche Blickschneisen können auch noch für den Abfluß der Kaltluft und als Flugschneisen für die Vogelwelt eine zusätzliche Bedeutung bekommen.

In der Niederung zwischen Riddagshausen und Weddel gibt es viel Wirtschaftsgrünland, das der Mensch dem Bruch abgerungen hat. Es muß den bäuerlichen Besitzern zuerkannt werden, daß sie ihre Wiesen und Weiden nach modernen Gesichtspunkten nutzen, das heißt, daß sie auch Kunstdünger und Herbizide anwenden. Einige typische Flächen sollten aber weiterhin als extensiv bewirtschaftete Mähwiesen erhalten bleiben. Vor ihnen sollte die neuzeitliche Chemie mit ihren Giften haltmachen. Sie sind durch ihren Pflanzen- und Tierreichtum interessant. Sie könnten auch als letzte Beispiele dem staunenden Besucher zeigen, wie in Großvaters Zeiten eine blühende Wiese ausgesehen hat. Die alten Magerwiesen sind ja durch eine intensivere Bewirtschaftung schon fast überall vernichtet. Um die letzten selteneren Pflanzen auf ihnen zu erhalten, sollten die Mähtermine dieser Wiesen mit den Naturschutzstellen abgesprochen werden.

Durch das Schapenbruch ziehen außer dem Grenzgraben, der das Bruch vom Teiche trennt, noch verschiedene andere Gräben. Ihre Funktion als Vorfluter erzwingt eine ständige Räumung. Herr Montag schlägt deshalb vor, eine Entwässerung schon außerhalb des Bruches zu versuchen, damit das Kerngebiet weniger gestört wird.

Neben dem Teich- und dem Bruchgebiet gehört auch noch die 250 ha große Buchorst zum Riddagshäuser Schutz- und Erholungsgebiet. Deshalb sollte in diesem Walde die Verbesserung der Wohlfahrtswirkungen für den Menschen und die Gesamtlandschaft vorrangig vor wirtschaftlichen Erwägungen stehen. Diese Forderung dürfte heute wohl überall Anerkennung finden. Das Gutachten schlägt weiter vor, soweit nur irgend möglich

von der Kahlschlag-Nutzungsweise zu einer plenterwaldartigen Bewirtschaftung zu kommen. Um dieses Ziel zu erreichen, muß auf den Anbau standortfremder Holzarten in Rein- oder Mischbeständen verzichtet werden. Das gilt nach der Meinung des Gutachters auch für alle Nadelhölzer, Hybridpappeln und Roteichen. Jedenfalls sollte der Anteil standortfremder Holzarten 10 % nicht übersteigen und sich auf eine gruppenweise und einzelstammweise Beimischung beschränken.

Einer besonderen Pflege bedarf an verschiedenen Stellen der Randzone der Buchhorst und an den sie durchquerenden Eisenbahnlinien der Waldmantel.

Mit Freude habe ich gelesen, daß auch dem Verfasser der Denkschrift der Gegensatz zwischen dem Naturschutzgedanken und den überbesetzten Wildgehegen, durch das der Wald verwüstet wird, aufgefallen ist. Deshalb fordert er die Aufhebung dieses Geheges, das als ein Überbleibsel der Reichsjägerhofzeit in einem Naturschutzgebiet nichts zu suchen hat.

Die vorwiegend landwirtschaftlich genutzte Randzone des Gebietes dient in der Hauptsache als Schutzzone gegen die verschiedenartigsten Angriffe von außen. Von allergrößter Bedeutung wird sie am Westrande des Teichgebiets. Hier drängen sich die Häuser in Riddagshausen und Glesmarode dicht an den Kern des Schutzgebietes heran.

Durch Pflanzung von Gebüsch und einseitigen Baumreihen an Wegen, Vorflutgräben oder an den Acker-Grünlandgrenzen könnte auch die Feldmark noch besser durchgrünt werden. Das Weidevieh findet dann mehr Schutz vor Sonne und Wind, die Vogelwelt zusätzliche Nistmöglichkeiten, das biologische Gleichgewicht wird verbessert und dem Erholungssuchenden erscheint die Landschaft besser gegliedert, übersichtlicher und weiter.

Kleingärten und Gebäude am Rande des Naturschutzgebietes könnten an einigen Stellen noch besser durch Hecken verdeckt werden.

Aufforstungen kleiner Ödflächen, die nicht eng an den Wald gebunden sind, bleiben leicht Fremdkörper in der Landschaft, die ihr Bild eher stören als beleben.

Am Anfang unserer Betrachtung sahen wir, wie die Riddaghäuser Flur vor den Gartenstadtplänen der Jahrhundertwende geschützt werden mußte. Heute schließt sich der Ring ausgedehnter Vorortgemeinden um die Riddaghäuser Teiche, Feldmark und Buchhorst. Soll unser Naturschutzgebiet das Kleinod Braunschweigs bleiben, um das alle anderen deutschen Großstädte uns beneiden, so müssen unbedingt im Osten zwischen Schapen, Weddel und Klein Schöppenstedt breite Einzugsschneisen offen bleiben, damit Teichgebiet und Buchhorst die Verbindung zur freien Landschaft behalten. Zu diesem Zwecke muß das Gebiet zwischen Klein Schöppenstedt und Weddel zum Landschaftsschutzgebiet erklärt werden. Das Landschaftsschutzgebiet Buchhorst sollte nördlich der Bundesstraße 1 bis zur Stadtgrenze ausgeweitet werden.

Hätte Braunschweig Riddagshausen nicht, so müßte die Stadt Braunschweig viele Millionen D-Mark ausgeben, um andere Erholungsgebiete für ihre Bewohner zu erschließen. Ein Riddagshausen würden die Stadtväter aber doch nicht künstlich schaffen können. Die außerordentlich glückliche Vereinigung von Natur und Kultur in der alten Kloster-Landschaft ist und bleibt einmalig. Möge die Stadt — und auch der Landkreis — einsehen, daß es nicht nur guter Worte sondern der pflegerischen Tat bedarf, uns Riddagshausen und sein Naturschutzgebiet für immer zu erhalten!

# *Die Erweiterung des Botanischen Gartens in Braunschweig*

von Heinz Mollenhauer

Zu den weitläufigen Grünanlagen der Stadt Braunschweig, die dank der Pflege des rührigen Stadtgartenamtes von Jahr zu Jahr schöner werden, gehören wie etwa auch in dem benachbarten Hildesheim die ehemaligen Festungswälle. Zieht man frühere Pläne und Ansichten zu einem Vergleich mit der Gegenwart heran, so darf man ohne Übertreibung sagen, daß Braunschweig noch in keiner Epoche seiner langjährigen Geschichte sich so sehr als eine Stadt im Grünen und zugleich damit so vorteilhaft darstellte wie heutzutage.

Es erscheint sehr merkwürdig, daß ausgerechnet das Gelände, das noch bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinein von riesigen, unförmigen und unübersichtlichen Verteidigungsanlagen in Anspruch genommen wurde, nunmehr geradezu der Mittelpunkt friedlicher Erholungsgebiete in Form von öffentlichen Parks und privaten Gartengrundstücken geworden ist. Die Umwandlung hat sich als so gewaltig erwiesen, daß man nicht mit Unrecht sagen könnte, daß aus einer banalen Festung ein Kurort mit traumschönen Anlagen geworden ist. Leider kommt dieser Vorzug vielen Einwohnern unserer Stadt infolge von Unkenntnis oder platter Gewohnheit des Alltages gar nicht zum Bewußtsein.

Inmitten der früheren Wallanlagen stellt ein besonderes Juwel der sogenannte „Botanische Garten“ dar, der mit unserer Technischen Hochschule zusammenhängt. Er liegt an der beginnenden Humboldtstraße. Wir können ihn gar nicht verfehlen, da er unmittelbar hinter dem entzückenden klassizistischen, nördlichen Torhäuschen liegt, das der bekannte Baumeister Peter Joseph Krahe vor rund 160 Jahren mitsamt dem gegenüberliegenden Pendant geschaffen hat.

Wir besitzen eine aufschlußreiche Veröffentlichung von Professor Dr. G. Gaßner aus dem Jahre 1926 mit dem Titel „Festschrift anlässlich der Einweihung des neuen Botanischen Institutes am 11. Dezember 1926“. Sie ist auch heute noch recht lesenswert, besonders hinsichtlich des historischen Teiles, obwohl sich inzwischen natürlich mancherlei Veränderungen ergeben haben. Wir können aus den Ausführungen ersehen, mit welchen großen Schwierigkeiten der botanische Unterricht und die Anlage eines botanischen Gartens — zunächst an anderer Stelle — zu kämpfen hatten. Der jetzige Zustand beruht auf einer Einrichtung im Jahre 1840. Mit Recht beklagte Gaßner die Kleinheit des Geländes, das 1926 nur etwas mehr als 5 Morgen betrug. Weiter bedauerte er (Seite 14), daß „räumliche Vergrößerungen im Hinblick auf die Bebauung des gesamten umliegenden Terrains kaum noch möglich seien.“ Auf dem kleinen Gelände sind immerhin im Laufe der Zeit bemerkenswerte Forschungsstätten und Gewächshäuser entstanden. Diese werden zu Studienzwecken noch immer von vielen Freianlagen umgeben.

Jeder unbefangene Besucher wird ohne weiteres zugeben, daß die terrassenförmigen Anlagen oberhalb der Oker ganz abgesehen von ihrem Lehrwert durch ihre treffliche gartenkünstlerische Gestaltung und sorgfältige Pflege romantisch und belebend wirken.

Man bewegt sich in einer wunderbaren, schattigen Baumlandschaft mit Hecken, Rasenflächen, Blumen- und Pflanzenbeeten, Pergola-Gerüsten, malerischen Hängen und Wasserflächen sowie sogar mit einer richtigen Talschlucht, die aus einem früheren Kanal entstanden ist. Der Baumbestand weist im allgemeinen auf eine Vergangenheit von rund 60—80 Jahren hin. Ältere Semester von eindrucksvoller



Systematische Abteilung im Botanischen Garten

Aufn.: Martina Kuchen

Wirkung sind die am Eingange linkerhand befindliche Sophora (Schnurbaum) und die mitten im Garten unverkennbare, gewaltige Blutbuche.

Man wird gut tun, für seine Besuche die trefflichen Hinweise zu benutzen, die Gartenoberinspektor Speckamp regelmäßig in den Nummern der Werbezeitschrift „Museen in Braunschweig“ veröffentlicht. Erst durch diese Lektüre wird man auf Besonderheiten aufmerksam gemacht, die man sonst vielleicht übersehen hätte. So sei beispielsweise auf drei kleinere „Wasserlärchen“ (*Metasequoia glyptostroboides*) an der Nordseite hingewiesen, die in der Fachwelt bereits als ausgestorben galten, vor wenigen Jahren jedoch in China in wenigen Exemplaren als lebend wiederentdeckt wurden (vgl. „Museen in Braunschweig“ Sept./Okt. 1964).

Die Baulichkeiten und Anlagen des Botanischen Gartens waren in dem zweiten Weltkriege weitgehend zerstört worden. Es gelang jedoch, besonders seit 1948, unter Leitung von Professor Dr. Bogen und den übrigen Herren einen Wiederaufbau durchzuführen. Erfreulicherweise sind auch die Gewächshäuser wieder in Betrieb. Hier kann man Kakteen und andere Sukkulente, Orchideen und subtropische Hartlaub-Pflanzen bewundern, da die Häuser dankenswerterweise seit einigen Jahren zu bestimmten Zeiten für das Publikum geöffnet sind.

Wider alles Erwarten ist es vor zwei Jahren gelungen, den Botanischen Garten durch Zukauf eines Nachbargrundstückes um etwa 1400 qm zu vergrößern. Es handelt sich um das an der Oker gelegene Anwesen des Kaufmanns Wolf Müller.

Damit ist die Möglichkeit gegeben, neue Institutsräume zu schaffen. Die bisherige Trennungsmauer zwischen den Grundstücken ist bereits weitgehend gefallen. Der Garten konnte schon in eine erste Benutzung genommen werden. Die ebene Fläche dient der Pflege von Arznei-Pflanzen, die Terrassen werden zu Anzuchtswegen benutzt. Die Vorteile des Landgewinns sind augenscheinlich. Es wäre zu begrüßen, wenn es nunmehr auch gelänge, einen weiteren Geländezipfel an der Ecke Humboldtstraße - Büldenweg zu erwerben, da er nur von Schuppen in Anspruch genommen ist. Mit Rücksicht auf die Forschungsaufgaben kann der Botanische Garten im Grunde nur fachlich interessierten Besuchern offen stehen. Das Publikum möge sich immer vor Augen halten, daß die großzügig erteilte Erlaubnis zum Betreten der Anlagen die Verpflichtung zu deren Schutz mit sich bringt.

### *Neues heimatliches Schrifttum*

Fritz Barnstorf, 1000 Jahre Weferlingen. Im Auftrage der Gemeinde Weferlingen gedruckt b. H. Oeding, Braunschweig 1965. 47 S. kart. Es gibt zwei Möglichkeiten, Dorfgeschichte zu schreiben. Handelt es sich um einen großen Ort mit bedeutender Pfarre, oder einem bis in die Neuzeit hinein bestehenden Schloß oder Amtssitz oder mit wichtigen gewerblichen Unternehmungen, für den ein reicher Bestand an archivalischen Quellen eine Fülle von interessanten Nachrichten über eine bewegte Vergangenheit zu bieten hat, so kann der Bearbeiter die Quellen selbst ausführlich sprechen lassen und braucht nicht viel mehr dazu zu tun, als den Stoff sinnvoll zu ordnen, ihn durch weise Beschränkung auf das Wesentlichste zu bändigen und mit eigenen einleitenden, interpretierenden verbindenden und abschließenden Worten ein geschlossenes Ganzes daraus zu machen. In solchen günstigen Fällen ist die Kunst des Auswählens und Weglassens bei der Veröffentlichung einer Ortsgeschichte in einem finanziell tragbaren Umfange das Wichtigste. Ist aber der zu bearbeitende Ort ein kleines Dorf ohne ungewöhnliche Anlagen und Einrichtungen, wo sich ein rein bäuerliches Leben durch die Jahrhunderte in durchschnittlich ruhigen Bahnen bewegt und daher auch nur einen bescheidenen Niederschlag in Urkunden und Akten gefunden hat, so muß der Historiker versuchen, aus der „Not“ eine „Tugend“ zu machen, indem er die besonderen Angaben über die Begebenheiten seines Ortes einbettet in eine allgemeine Darstellung der Siedlungsgeschichte wie des bäuerlichen und gemeindlichen Lebens in der Heimatlandschaft während der Vergangenheit. Diesen Weg hat Fr. Barnstorf mit schönem Erfolge beschritten. In vorzüglichem Stil hat er mit Sachkenntnis und spürbarer Liebe zu seiner Dorfheimat ein Lebensbild von Weferlingen geschaffen, das jeden

Leser und zumal den Dorfgenossen lebhaft fesseln wird. Soweit es dabei um Namensdeutungen, siedlungs- und stammesgeschichtliche Fragen der frühgeschichtlichen Zeit und um die Erörterung von rechtlichen und sozialen Verhältnissen des Bauerntums im Mittelalter geht, mag manches noch nicht der Weisheit letzter Schluß sein, weil die dabei zu Rate gezogene Fachliteratur selbst noch zum Teil im Kreuzfeuer des gelehrten Meinungsstreites steht. Aber das ist für den Wert einer Ortsgeschichte auch nicht entscheidend, da sie nicht in erster Linie für Fachhistoriker geschrieben ist, sondern für die Dorfgenossen, die in ihrem heimatlich gebundenen Geschichtsbewußtsein bestärkt werden sollen. Dieses Ziel hat der Verfasser der vorliegenden Ortsgeschichte zweifellos in vorzüglicher Form erreicht. Dank dieser Veröffentlichung sind wir auch in der Lage, einige Fehler in den topographisch-statistischen Angaben über Weferlingen zu berichtigen, die sich infolge unrichtiger örtlicher Informationen für die Behandlung des Dorfes in unserer Artikelreihe „Kennst Du die Heimat?“ („Braunschweigische Heimat“ 1965, S. 49) eingeschlichen hatten. Die romanische Kirche ist nicht am 14. Januar, sondern am 15. März 1944 zerstört und der Kirchenneubau nicht 1959, sondern schon 1957 fertiggestellt worden. Die Figuren der Maria und des Johannes in der Kirche stammen nicht von dem zerstörten Schnitzaltar, sondern von einer mittelalterlichen Kreuzigungsgruppe. Die Wehranlage „Zingel“ lag am Übergange des alten Osterwieck-Weges über die Altenau. Diese Angabe und vieles andere, was den Heimatfreund bei Wanderungen zwischen Asse und Elm beim Besuche Weferlingens interessieren dürfte, findet man in der gut mit Kunstdruckpapier und 15 Abb. ausgestatteten Veröffentlichung von Fr. Barnstorf, die für 2,— DM bei der Gemeindeverwaltung zu bekommen ist. Fl.

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

52. Jahrgang

November 1966

Heft 3/4

## Unserem Landesmuseum zum Gruß

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz nimmt das 75 jährige Bestehen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum gern zum Anlaß, diesem in herzlichster Verbundenheit Glück zu wünschen.

Seit seiner Gründung im Jahre 1908 waren sehr häufig die kleidenden Herren beider Institutionen die gleichen – ein Zeichen dafür, wie eng die sachlichen Beziehungen von jeher auf dem umfangreichen Gebiet der Erforschung und Darstellung der braunschweigischen Geschichte und Volkskunde waren.

Der Landesverein war und ist bestrebt, durch seine Vereinsarbeit in Studienfahrten und Vorträgen diese Aufgaben weiten Kreisen immer wieder nahezubringen und sie damit auf die staatliche Forschungsstätte, auf das Landesmuseum, hinzulenken. Das Braunschweigische Landesmuseum seinerseits kann sich bei seiner Forschungs- und Sammeltätigkeit auf die stattliche Zahl unserer Vereinsmitglieder vornehmlich in den Landkreisen stützen. So sind viele Angehörige des Landesvereines in den Städten und Landgemeinden treue Helfer, ja Vertrauensleute für die landesgeschichtliche und volkskundliche Arbeit geworden.

Es ist unser Wunsch, daß das Braunschweigische Landesmuseum auch weiterhin schöne Erfolge in der Forschung, in der damit einhergehenden Vermehrung der Sammlungen und in seiner so notwendigen musealen Tätigkeit aufweisen kann. Möge das Landesmuseum sehr bald den seiner Bedeutung angemessenen Raum erhalten, um aus der durch die Kriegswirren hervorgerufenen, auf die Dauer unerträglichen Beengtheit befreit zu werden, damit die jetzt magazinierten Bestände endlich wieder in ganzer Fülle der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden können!

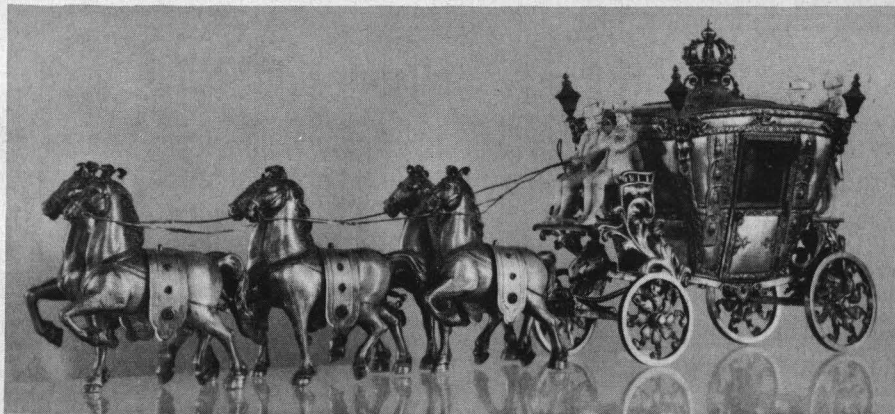
Möge das Land Niedersachsen Möglichkeiten finden, dieser volksbildnerischen Aufgabe des Landesmuseums gerecht zu werden! Möge es in dieser Hinsicht der Verpflichtung eingedenk sein und bleiben, die es 1947 bei der Eingliederung des vormals selbständigen Landes Braunschweig zur Wahrung von dessen kultureller Eigenständigkeit übernommen hat!

Im Namen des Vorstandes  
W. G e f f e r s, Oberkreisdirektor



# Das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

Beiträge zu seinem 75. Geburtstage



Modell einer Staatskarosse aus der Barockzeit im Landesmuseum.

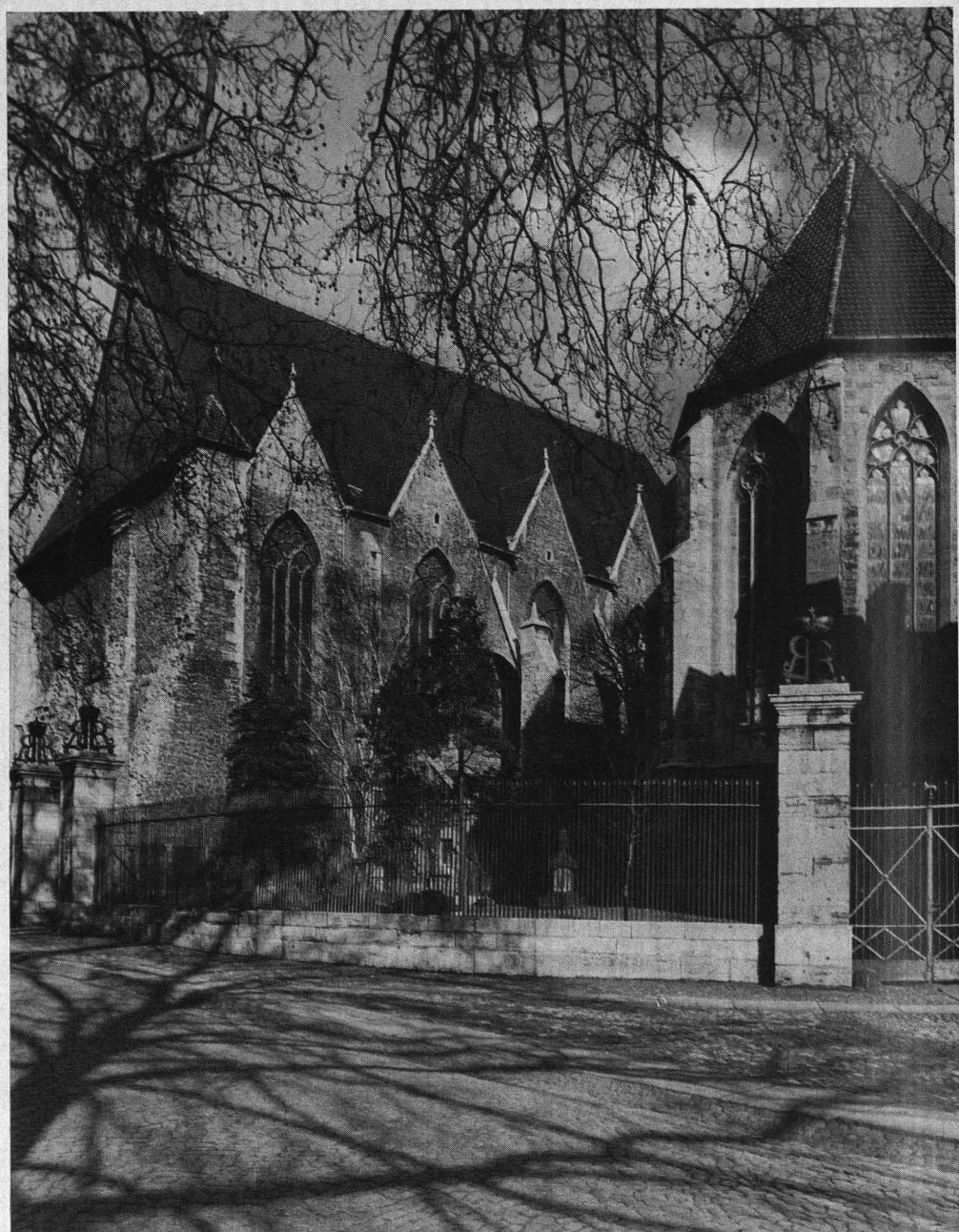
Zur Feier des fünfundsiebzigjährigen Bestehens des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, das 1891 als Vaterländisches Museum gegründet wurde, erscheint eine reich bebilderte, ausführliche Darstellung seines Werdeganges im Verlage der Waisenhaus-Buchdruckerei. Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz fühlt sich angesichts seiner engen Verbundenheit mit dem Museum verpflichtet, dieses Jubiläums in seiner Zeitschrift ebenfalls mit einigen Beiträgen zu gedenken, die unseren Mitgliedern die Entwicklung des Museums von seinen Anfängen bis zur Gegenwart, seine Bedeutung als Institut der wissenschaftlichen Heimatforschung und die Probleme seiner künftigen Gestaltung vor Augen führen sollen. Die Schriftleitung ist sich dessen bewußt, daß die hier vorgetragenen Gedanken über die bauliche Erweiterung des Landesmuseums lediglich die Privatmeinung des 1965 in den Ruhestand getretenen früheren Museumsdirektors wiedergeben, da sich die zuständigen Verwaltungs- und Baubehörden bisher weder zum Raumprogramm noch zu einer baulichen Verwirklichung verbindlich geäußert haben. Gleichwohl erscheint es uns nützlich, durch diesen Beitrag die Diskussion in Fluß zu bringen, da die räumliche Entfaltung des Landesmuseums für seine Zukunft von lebenswichtiger Bedeutung ist. In der Reihe der Berichte über die Forschungsarbeiten des Museums fehlt noch der Beitrag aus der Abteilung für Vor- und Frühgeschichte, den Herr Dr. Franz Niquet wegen einer langwierigen Erkrankung nicht rechtzeitig liefern konnte. Er soll in Heft 1 des nächsten Jahrganges unserer Zeitschrift folgen.



## *Das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum 1891-1966*

von Rolf Hagen

Vor nunmehr 75 Jahren öffnete das Vaterländische Museum, Keimzelle des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, erstmals seine Pforten. Das Jubiläum gibt Anlaß zur Rückschau auf den Werdegang und zur Überprüfung der in der Gegenwart gestellten Aufgaben. Zwar gilt für das heutige Institut mit seinen Abteilungen Vor- und Frühgeschichte, Landesgeschichte, Kultur- und Geistesgeschichte, Landes- und Volkskunde sowie Sozial- und Wirtschaftsgeschichte noch immer das von seinem ersten Leiter, Karl Steinacker, formulierte Programm, „mit allen Mitteln der Anschauung die Vergangenheit des Landes Braunschweig wie der von ihm abhängigen Nachbargebiete vorzuführen und ihr Nachwirken bis in die Gegenwart zu zeigen“, aber die Sehweise unserer Zeit und der neue Bildungsauftrag der Museen erfordern andere Formen der Darstellung ebenso wie eine Modifikation des Sammelprogramms. Die derzeitige Schausammlung, die weder der Bedeutung des Museums noch dem Umfang der Bestände gerecht wird, ist bedingt durch die räumliche Beschränkung als Folge von Kriegseinwirkungen. Der verbliebene stimmungsvolle Rahmen, einst mit Bedacht als dauerndes Heim des Museums gewählt und selbst von musealem Reiz, bietet der kirchlichen Kunst angemessenen Raum, aber er verlangt Rücksichten, die in der gegenwärtigen Lage nicht leicht zu erfüllen sind. Im Mittelpunkt der ständigen Ausstellung steht die Landesgeschichte, durch besonders aussagekräftige Zeugnisse umrißhaft veranschaulicht und aus dem fast unerschöpflichen Vorrat an kultur- und geistesgeschichtlichen Dokumenten jederzeit in Gestalt von Sonderausstellungen ergänzbar. Die Vor- und Frühgeschichte, vorläufig in Wolfenbüttel zu Gast, wird hoffentlich einst die historische Abfolge logisch erweitern und der anschaulichen pädagogischen Nutzung einzigartige Möglichkeiten eröffnen. Ein geschlossenes, wenn auch im Umfang bescheidenes Bild einstigen bäuerlichen Lebens vermittelt die Herdstelle mit den ihr zugeordneten volkskundlichen Sachgütern wie Trachten, Möbeln, Haus- und Arbeitsgerät. Hier sind ebenso wie auf dem Gebiet der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte neue Aufgaben entstanden, die durch intensive und systematische Sammelarbeit wahrgenommen werden und eine wesentliche Bereicherung des Museums erlauben. Von beachtlichem Umfang sind einzelne Sammelgebiete wie die Apotheke mit Einschluß der Medizingeschichte, die musik- und theatergeschichtlichen Dokumente, die Textil- und Kostümsammlung, die auch als Zeugnis der Handwerkskunst wichtigen Waffen und Ausrüstungsgegenstände, die Jahrtausende umspannenden Bestände an Keramik und das an Bildnissen, Landschafts- und Ortsansichten sowie Landkarten außerordentlich reiche Kupferstichkabinett. Damit ist jedoch keineswegs alles Wesentliche erfaßt. Vielmehr soll ein mehrbändiger Katalog in absehbarer Zeit Auskunft geben können über das, was vorhanden, aber noch immer schwer zugänglich ist. Als erstes Heft dieser Reihe erscheint demnächst die Museumsgeschichte, ohne deren Kenntnis die gegenwärtige Situation des Museums kaum verständlich ist. Ein Blick auf Entstehung und Geschichte des Hauses soll deshalb auch an dieser Stelle folgen:



Die St. Ägidienkirche (links) und der Paulinerchor (rechts).

Aufn.: Hoppe

Am 12. Dezember 1888 regte der Landsyndikus A. von Rhamm in einer Versammlung des Geschichtsvereins an, im Sommer 1890 eine Ausstellung zur Erinnerung an die Zeit der napoleonischen Herrschaft und an die 75 Jahre zuvor erfolgte Befreiung durch die Entscheidungsschlachten bei Quatre Bras und Waterloo mit Leihgaben aus privatem und öffentlichem Besitz zu veranstalten. Ein Ausschuß unter dem Vorsitz des Generalleutnants von Wachholtz und des Wolfenbüttler Oberbibliothekars Dr. O. von Heinemann erließ am 4. Februar 1890 in den Zeitungen einen Aufruf zur Einsendung von Leihgaben vaterländischer Altertümer. Erbeten wurden „Gegenstände, die zu dem Herzogtume Braunschweig und seinem Fürstenhause in unmittelbarer Beziehung stehen“, und zwar „um ein anschauliches Bild von den Erscheinungen zu liefern, in denen die Zeit der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege sich hierzulande darstellte“.

Dem Aufruf war ein überraschend großer Erfolg beschieden, und am 3. Juni 1890 konnte in der Ägidienkirche eine Ausstellung mit Leihgaben der herzoglichen Hofhaltung, der Landschaft und staatlicher wie städtischer Behörden aber auch zahlreicher Privatpersonen eröffnet werden. Der starke Widerhall, den die Gedächtnisausstellung beim Braunschweiger Publikum zur Folge hatte, ließ in Kreisen der Bevölkerung, vor allem aber unter den Mitgliedern des Geschichtsvereins den Wunsch laut werden, die einmal gesammelten Gegenstände in einem zu gründenden vaterländischen Museum auch in Zukunft der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Einem Ausschuß prominenter Persönlichkeiten gelang es, einen großen Teil der bisherigen Leihgaben als Schenkung für das Museum zu gewinnen. Sie wurden nach Beendigung der Ausstellung zunächst in einigen vom Stadtmagistrat bereitgestellten Räumen des zum Abbruch bestimmten Collegium Carolinum am Bohlweg untergebracht. Nachdem auch der Regent, Prinz Albrecht von Preußen, und das Staatsministerium für das geplante Vaterländische Museum gewonnen worden waren, stellte das Ministerium einige Räume des Obergeschosses im nördlichen Flügel des alten Museumsgebäudes am Hagenscharrn zur Verfügung, die durch Übersiedlung des Herzoglichen Museums in seinen Neubau an der Museumstraße frei geworden waren.

Am 11. Oktober 1891 konnte das Vaterländische Museum am Hagenscharrn eröffnet werden, nachdem am Tage zuvor in den Braunschweiger Tageszeitungen ein von Dr. P. Zimmermann verfaßter programmatischer Aufruf Zweck und Ziel des neuen Unternehmens folgendermaßen umrissen hatte:

„Die Aufgabe des Vaterländischen Museums ist, kurz gesagt, ein klares Abbild der Geschichte unseres Herzogtums zu geben. Es soll demnach alles, was seine Vergangenheit uns vergegenwärtigen kann, darin nach Möglichkeit vollständig gesammelt und übersichtlich und anschaulich dargestellt werden. Alle Zeiten, Stände und Einrichtungen sollen in den für sie charakteristischen Erscheinungen und Formen uns vorgeführt, das Gedächtnis an hervorragende Männer und bedeutende Ereignisse in sichtbarer Weise festgehalten werden...“ Im ganzen lassen die Ausführungen Zimmermanns über die künftigen Sammelgebiete des Vaterländischen Museums bereits die Umriss der landesgeschichtlichen, kultur- und geistesgeschichtlichen sowie volkskundlichen Abteilungen erkennen, die noch heute den Grundstock des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum bilden. Es war allerdings ein Verdienst Karl Steinackers, den Blick über die dynastisch, aber nicht stammesgeschichtlich begründeten Gren-

zen des Herzogtums Braunschweig hinaus auf den ganzen ostfälischen Kulturkreis gelenkt zu haben. Dem Staatsminister von Otto ist es zu danken, daß die wegen angeblicher Baufälligkeit vom Abbruch bedrohten Räume des Ägidienklosters sowie die Ägidienkirche unter Aufwand eines hohen Geldbetrages restauriert und als dauernde Unterkunft des Vaterländischen Museums ausersehen und damit vor dem Untergang gerettet wurden. Um den Raumbedarf des Museums für alle Zeiten — wie man damals glaubte — befriedigen und zugleich die baugeschichtlich besonders wertvollen Teile des Paulinerklosters, das am Bohlweg dem neuen Behördenhaus weichen mußte, retten zu können, wurde der Chor auf dem Grundstück des Ägidienklosters wieder aufgebaut. Ägidienkirche, Klausurreste des Klosters und Paulinerklosterchor bildeten somit einen stimmungsvollen und historisch bedeutsamen Ort musealer Sammlung, dessen idelle Mitgift allerdings ungleich größer war als die praktische Eignung.

Wichtige Stationen auf dem weiteren Entwicklungsgang des Museums waren die Eröffnung der neuen Räume auf dem Gebiet des einstigen Ägidienklosters in Anwesenheit des Prinzregenten Albrecht von Preußen, des Staatsministeriums und zahlreicher Ehrengäste am 25. April 1906 sowie schließlich am 1. April 1910 die Ernennung von Dr. Karl Steinacker zum herzoglichen Museumsinspektor mit dem Auftrage, die Geschäfte eines Konservators beim Vaterländischen Museum zu besorgen. Bei aller Würdigung der hohen Verdienste, die sich die bisher ehrenamtlich tätigen Vorstandsmitglieder um das wachsende Haus erworben haben, kann man von diesem Zeitpunkt eine besonders günstige Entwicklung datieren.

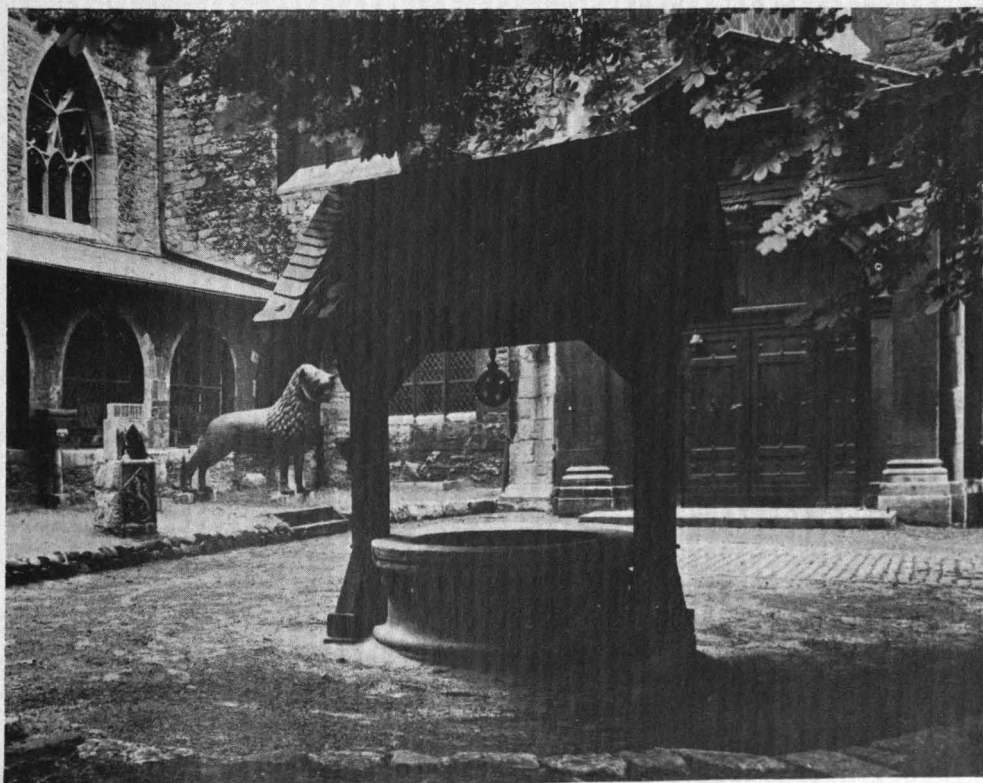
Nach vierjähriger Unterbrechung der Aufbauarbeit durch den 1. Weltkrieg setzte Steinacker seine erfolgreiche Sammeltätigkeit fort, indem er neben den üblichen Anschaffungen dem Museum zwei wesentliche Neuerwerbungen hinzufügte: im Jahre 1925 gelang es ihm, die Hornburger Synagoge aus dem Jahre 1766 für das Museum zu gewinnen und im Chor der Ägidienkirche einzubauen und 1928 ein Bortfelder Bauernhaus von 1737 in den Museumsgarten an der Ostseite der Klosterräume zu versetzen. Wie groß die Anziehungskraft des Instituts auf die Braunschweiger Bevölkerung inzwischen geworden war, erhellt deutlich aus den Besucherzahlen, die für 1929 mit 20 069, für 1931 sogar mit 23 669 Personen angegeben wird. Bedenkt man die völlig unzulängliche personelle Besetzung des Museums und die räumlichen und finanziellen Schwierigkeiten, die schon damals bestanden, dann kann man die Leistung Steinackers nicht hoch genug veranschlagen.

Das Jahr 1935 brachte nicht nur die Gewinnung des Saalbaus des Gasthauses „Handelshof“, sondern auch die Übernahme der Stiftung „Vaterländisches Museum“ durch den Braunschweigischen Staat. Beides sollte Steinacker nicht mehr während seiner Amtszeit, sondern nur noch als Pensionär erleben. Am 1. Oktober 1935 war er auf eigenen Wunsch in den Ruhestand getreten. Der Aufbau der dem Museum angegliederten prähistorischen Abteilung, die später als „Haus der Vorzeit“ vorübergehend verselbständigt wurde, und die notwendige Neuordnung der Sammlung konnten nicht mehr durchgeführt werden, weil der Ausbruch des 2. Weltkrieges die Auslagerung aller wertvollen Gegenstände erforderlich machte.

Der Krieg unterbrach jäh — und wie es lange Zeit scheinen mochte — fast endgültig eine kontinuierliche und fruchtbare Entwicklung. Das Museum wurde durch Bomben, die Ägidienkirche und Paulinerchor schwer beschädigten und das Bortfelder Bauernhaus im Klostergarten sowie das Domizil der heutigen vor- und



frühgeschichtlichen Abteilung zerstörten, für mehrere Jahre jeder Ausstellungsmöglichkeit beraubt. Der Wiederaufbau stieß auf unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten, denn die seit dem 12. Dezember 1948 von der Propstei-Pfarrgemeinde St. Nikolai benutzte St. Agidienkirche ging 1959 käuflich in das Eigentum der Kirchengemeinde über. So verblieben dem Museum nur der Paulinerchor, die Reste der ehemaligen Klostergebäude und als vorläufige Unterkunft für die prähistorische Abteilung die alte Kanzlei in Wolfenbüttel. Erst 1959 konnten endlich Teile der kostbaren Sammlung dem Publikum zugänglich gemacht werden. Aber die einstigen Kirchen- und Klosterräume, deren Nutzung für museale Zwecke jedem Fachmann so verlockend erscheinen muß, bieten doch nur einer kleinen Auswahl aus den Beständen ausreichende und geeignete Unterbringungsmöglichkeiten. Der größte Teil des wertvollen Museumsgutes ist infolge des Verlustes von mehr als 1600 qm Ausstellungsfläche im 75. Jahr des Bestehens des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum noch immer behelfsmäßig magaziniert. Bis zur Errichtung eines Neubaus kann nur der Versuch gemacht werden, in Wechselausstellungen wenigstens Teilaspekte vorzuführen, damit die Bevölkerung den Reichtum ihres Heimatmuseums, das nach Worten Karl Steinackers „ein Spiegel ihrer Seele, ein Mittel ihrer selbstbewußten Kräftigung, ihrer einsichtigen Erneuerung“ sein könnte, nicht ganz aus den Augen verliert.



Innenhof des ehemaligen St. Agidienklosters mit dem Klosterbrunnen von 1473 und dem Eingang zum Braunschweigischen Landesmuseum

Aufnahme: Hoppe

## *Das Landesmuseum als landesgeschichtliche Sammel- und Forschungsstätte*

von Hans-Adolf Schultz

Unser Landesmuseum für Geschichte und Volkstum, ursprünglich „Vaterländisches Museum“, war seit seiner Gründung bestrebt, die Geschichte unseres braunschweigischen Gebietes sowohl in seiner örtlichen Bedeutung als in seinem großen Zusammenhange mit der deutschen Reichsgeschichte „zum Gedächtnis und zur Dokumentation“ darzustellen, wie es einst von Prof. Dr. K. Steinacker in den Richtlinien des „Vaterländischen Museums“ niedergelegt war \*).

Zur Zeit K. Steinackers erstreckte sich die Aufgabe des Museums auf eine planmäßige Vervollständigung der einzelnen Sammlungsgebiete, so u. a. der der Uniformen, der Waffen, der Ausrüstungsstücke, der Orden, der Medaillen, der Münzen, auf eine bildliche oder plastische Darstellung der regierenden Persönlichkeiten und auf eine — der Zeit entsprechende, leicht subjectiv gefärbte Heraushebung geschichtlich-politischer Ereignisse.

Eine weitere, sehr wichtige Aufgabe sah K. Steinacker innerhalb seiner Museumstätigkeit in der Erfassung geschichtlich und kunstgeschichtlich bedeutender Stätten und Bauten unseres Braunschweiger Landes. Unter der Leitung von Prof. Dr. P. J. Meier, Direktor des damaligen Herzoglichen Museums, arbeitete er maßgeblich mit an der Inventarisierung der „Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums Braunschweig“, die seit 1896 kreisweise veröffentlicht wurde. Mit hervorragender Sachkenntnis und peinlicher Genauigkeit schufen die beiden Braunschweiger Wissenschaftler ein Werk, das noch heute volle Anerkennung genießt und gern von dem zur Hand genommen wird, der sich mit der braunschweigischen Landesgeschichte und ihren Bauten beschäftigen will. Es ist ein Grundlagewerk im wahrsten Sinne geworden.

Unter seinem Nachfolger, Dr. J. Dürkop, wurde ein Teil dieser wertvollen Arbeit fortgesetzt. Er richtete hauptsächlich sein Augenmerk auf eine geradezu technisch anmutende Organisation der Sammlungen und sah sein Ziel sowohl in einer Neubestimmung der Gegenstände wie in einer Neuaufrichtung. Die Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges ließen die Maßnahmen jedoch nicht zum Abschluß kommen.

Gleichzeitig setzte er die Forschungsaufgaben im Lande Braunschweig fort. Dies war ihm im Vergleich zu K. Steinacker um so leichter möglich, da er als Leiter des Museums „Vorsitzender des Ausschusses für Denkmalpflege“ war und somit die Tätigkeit eines braunschweigischen Landeskonservators ausübte. Hierdurch waren die Aufgaben des Museums eindeutig festgelegt. —

Nach dem Zweiten Weltkriege bestand die Landesgeschichtliche Abteilung nur noch aus Trümmern. Sie war sehr hart durch Kriegseinwirkungen getroffen. Nach Übernahme dieser Abteilung durch den Verfasser dieses Überblickes galt es, zunächst einmal Ordnung zu schaffen. An Hand der vielen Aufzeichnungen K. Steinackers mußten die ehemals so großen Bestände gesichtet werden. Arbeiter- und Raummangel beeinträchtigten diese vorwiegend organisatorischen Arbeiten leider sehr. Trotzdem blieb daneben Forschung ein wichtiges Aufgabengebiet der Ab-

\*) S. Hagen, R. Das Braunschweigische Landesmuseum im gleichen Heft.

teilung. Es galt, durch sie immer wieder nach außen hin, zumal das Museum selbst noch nicht wieder eröffnet werden konnte, die Zuständigkeit des Landesmuseums zu zeigen und neue Gegenstände laufend zu sammeln. Richtungweisend waren dabei die bereits seit etwa 1948 begonnenen Maßnahmen anderer Landesmuseen.

Während noch zur Zeit K. Steinackers ausschließlich die Bestimmung des Einzelstückes in Hinsicht auf geschichtliche und kunstgeschichtliche Bedeutung das Hauptanliegen war, wurden nun — dem Fortschritt der Forschung entsprechend — die Problemstellungen innerhalb der braunschweigischen Landesgeschichte in den Vordergrund gerückt und behandelt. Dabei bildeten selbstverständlich einzelne Gebiete zeitbedingte Schwerpunkte:

Hervorgerufen durch die Umwandlung der bäuerlichen Landschaft in eine oft recht eigennützige Industrielandschaft war es erforderlich, zunächst die geschichtliche Grundlage der bäuerlichen Siedlung in archäologischer, bodenkundlicher und allgemein-historischer Hinsicht zu erarbeiten. Dies konnte nur in engster Zusammenarbeit mit den Instituten der angrenzenden Fachwissenschaften geschehen. Hierbei ergab sich ein umfangreiches Material für eine Ausstellung innerhalb der Landesgeschichte.

Parallel zu dieser Untersuchung der Strukturveränderung der Siedlungslandschaft ging die Festlegung und teilweise Aufdeckung ehemaliger, zumeist im 15.—16. Jahrhundert wüst gewordener Ortschaften. Dies ist ein schweres, noch mit vielen Problemen versehenes Arbeitsfeld unserer braunschweigischen Geschichte, das sicherlich viele weitere Generationen beschäftigen wird.

Diese Wüstungsforschung greift unmittelbar in einen wichtigen, benachbarten Forschungszweig ein, der als Kern den Wandel der Bevölkerungsstruktur in unseren braunschweigischen Städten und Dörfern bis in die Jetztzeit hat.

Aus diesem ist ersichtlich, daß die Landesgeschichte nicht mehr die Darlegung der Geschichte des Landes in einzelnen Ereignissen sein kann. Nach heutiger Anschauung schließt sie den festen Begriff Geschichte des Landes, das heißt der Landschaft und der Bevölkerung zum Teil als Voraussetzung, zum Teil als Tatsache der geschichtlichen Abläufe ein.

In dieses Gebiet gehört auch die Stadtkernforschung — vornehmlich in Braunschweig, Helmstedt, Schöningen, Bad Gandersheim und Schöppenstedt durchgeführt. Gerade nach 1945, nach den Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges war sie ein vordringliches Arbeitsgebiet des Landesmuseums. Alljährlich mußte eine große Zahl von Notuntersuchungen bei Schacht- und Baggararbeiten, zumeist in großer Eile erfolgen, da die Benachrichtigung sehr kurzfristig geschah. Dennoch waren die Ergebnisse sehr wichtig und verbesserten manches Bild vom topographischen und historischen Aufbau der einzelnen Städte, in Braunschweig vornehmlich seiner Weichbilder:

Ägidienmarkt 12 (ass. 2578), Stelle des ehemaligen Altewiek-Rathauses, Gefäßreste, Tonwirtel, Eisengegenstände, 15.—16. Jahrhundert (14. Jahrh. nicht eindeutig).

Alter Hauptbahnhof, Fundamentmauern, Mitte 19. Jahrhundert.

Alte Knochenhauerstraße 6 (ass. 512), Ecke Südstraße, Fundamentuntersuchungen zur Festlegung der Bebauung und des Weges an der ehemaligen Stadtmauer, Gefäßreste 13.—19. Jahrhundert.

Altstadtmarkt-Gewandhaus, im Kellerfundament, Kugeltöpfe des 13.—15. Jahrhunderts (Bauopfer?)

Am Bruchtor 1 (ass. 468), oberhalb des Stadtgrabens, Gefäßreste 16.—17. Jahrhundert.

Am Bruchtor 5 (ass. 481), im Außengraben, Gefäßreste 14.—15. Jahrhundert.

Auguststraße 21—23 (ass. 2557, 2560) — Ecke Mönchstraße, 2,20 m starke Fundamentmauern vermutlich Teil der Altewiek-Befestigung, 13.—18. Jahrhundert.

Auguststraße, ehemals -Platz 2, unter und neben Grundstück ehemals „Dannes Hotel“, zwei Siedlungsschichten mit Brandspuren 15.—17. Jahrhundert.

Auguststraße, ehemals -Platz — Ecke (jetziger) Kurt-Schumacher-Straße, Hausfundamente, 15. Jahrhundert.

Bankplatz 1—4 (ass. 464, 465, 466), frühe Stadtmauer an zwei Stellen erneut festgestellt, 12.—13. Jahrhundert.

Beckenwerkerstraße 5—8 (ass. 1046, 1047, 1048, 1049), Siedlungsschicht mit Fundamentresten, 13. Jahrhundert.

Bohlweg 69 (ass. 2020) — Ecke Schloßplatz, Wegepflasterung, 14. Jahrhundert.

Rohlweg 2 (ass. 2030) — Ecke Waisenhausdamm, Verlauf des Bohlenweges, nach Osten abbiegend (Schloßplatz?), 13.—14. Jahrhundert. Festlegung von zwei Wasserläufen, der eine im 19. Jahrhundert kanalisiert, der andere frei mit Pfahlrosten an den Böschungen, 14.—15. Jahrhundert, daneben Hausfundamente der gleichen Zeit.

Breite Straße 25 (ass. 890), 2 Pflaster übereinander, sicherlich 14. und 16. Jahrhundert, Renaissancekeller.

Bruchtorwall 8 (ass. 3429), Fundament, Schuttstelle, 15. Jahrhundert.

Eiermarkt 2 (ass. 452), (St. Jacob-Kirche), Freilegung des Grundrisses, um 1100, besonders 12. Jahrhundert, Chorraum mit Trennwand.

Gördelingerstraße 47—48 (ass. 88, 89), Fundamente, Kemnate, 14. Jahrhundert.

Güldenstraße 8 (ass. 603), Pflasterungen, 15.—17. Jahrhundert.

Güldenstraße, an der Michaeliskirche (bei Liedtke und Wiele), Fundamente der Kemnate, 14. Jahrhundert und 16. Jahrhundert.

Hagenbrücke, Fundamente der Brücke, Gefäßreste, 15.—17. Jahrhundert, Lederstücke, Flechtwerk.

Hagenbrücke 12—14 (ass. 2111, 2112, 2113), Südseite, Fundamente von Häusern, 13.—16. Jahrhundert, Festlegung des Okerarmes und seiner Befestigung, zwei Siedlungsschichten mit Brandspuren a) 14. Jahrhundert, b) 16. Jahrhundert mit Renaissance-Kacheln.

Hagenmarkt 14 (ass. 1403), Ecke Markthalle, Fundamente einer Kemnate, Rogenstein, 14. Jahrhundert, anschließende Fundamentmauern von Wohnhäusern an Südseite, Fundamentmauern, wahrscheinlich ehemaliger Fachwerkbauten, 14.—15. Jahrhundert, an Passage nach Reichsstraße, Abfallgrube 14.—19. Jahrhundert, Brunnen (Eiche) in Ecklage.

Hinter Aegidien 2—3 (ass. 44, 43), schwere Bruchsteinmauern unmittelbar angrenzend an Okerarm, 14.—16. Jahrhundert.

Jacobstraße, St. Jakobkirche siehe Eiermarkt 2.

Jacobstraße 3 (ass. 448), Ecke Brabantstraße, Stein-Brunnen der ehemaligen Ratsapotheke, 17.—18. Jahrhundert, Holz-Brunnen, 16. Jahrhundert, reiches Apothekengeschirr.

Kannengießerstraße 4—5 (ass. 2692, 2693) (alter Verlauf) Haus-Fundamente, 15.—16. Jahrhundert.

Kattreppeln, Johanniter-Friedhof, 3 Bestattungen erhalten, 6 beschädigt, 14. Jahrhundert, Fundament der Johanniter-Kapelle.

Klint 30 (ass. 2519), alte Wegebefestigung, 14.—16. Jahrhundert.

Kurt-Schumacher-Straße, Fundament der Anschlußmauer an Bastion.

Küchenstraße 11 (ass. 1394), (unter Wullbrandt und Seele) Fundamentmauern von Häusern, ein Hölzerner Brunnen, 13.—19. Jahrhundert.

Lange Straße 36 (ass. 956), Ecke Radeklint, Brandschicht, 15. Jahrhundert.

Löwenwall — Befestigungsturm, Ecke Auguststraße, Siedlungsschichten, 15.—19. Jahrhundert, mit Apothekergefäßen.

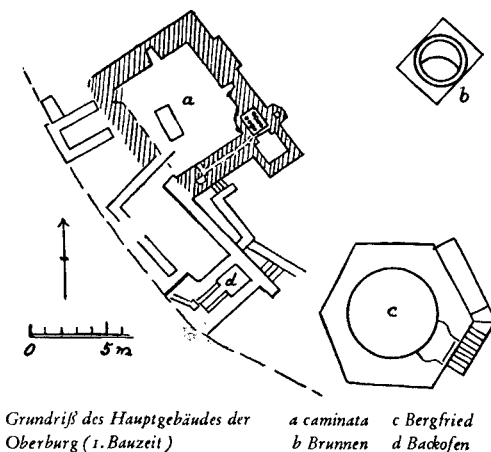


Magnikirche, Fundament des Baues von 1031.  
 Martinikirche, Süd-West-Seite, Fundament eines Hauses, keine Kapelle, zwei Bauperioden, 15.—17. Jahrhundert.  
 Maschstraße 41 (ass. 2881), Gebäudemauern des 18. Jahrhunderts.  
 Mönchstraße, auf Auguststraßenseite, Festlegung der Umfassungsmauer, Fundamentmauern von Wohngrundstücken, Pflaster eines jetzt unbekannten Weges nach dem Augusttor, 14. Jahrhundert.  
 Münzstraße 7 (ass. 220) — Ecke Waisenhausdamm (ehemalige Feuerwehr), Fundamente von Häusern, 14.—19. Jahrhundert.  
 Museumstraße 3 (ass. 3132 I), Mauerzug, Fundament?, 18.—19. Jahrhundert.  
 Nickelnkulk 23 (ass. 1252—54), Fundamentmauern eines Hauses, 15. Jahrhundert, Reste eines Weges, vermutlich der gleichen Zeit.  
 Olschlägern 22 (ass. 2278), Hausfundamente an altem Okerarm, 14.—15. Jahrhundert.  
 Ostbahnhof, Wohnfläche ab 13. Jahrhundert.  
 Passage Hermann Vick, Stadtmauer, 12.—13. Jahrhundert, Stadtgraben, Oker, Traversen-vorbauten, Brunnen, 13. Jahrhundert.  
 Radeklint, Mitte, Siedlungsschicht 15. und 17. Jahrhundert.  
 Radeklint, Südteil, Piepenleitung, Gefäßreste, 15.—18. Jahrhundert.  
 Radeklint, Brücke nach „Neuem Petritor“, 15.—16. Jahrhundert.  
 Radeklint, Hausbauten (Reste) 14. Jahrhundert.  
 Radeklint, Ecke Weberstraße, Brandschicht (Holzkohle, Lehm), 15.—16. Jahrhundert, zwei Siedlungsschichten darunter mit Kugeltöpfen des 13. Jahrhunderts.  
 Radeklint, Ecke Lange Straße, Brandschicht des 15. Jahrhunderts.  
 Radeklint, Westseite, Mauerzug des 14.—15. Jahrhunderts, daneben starke Grundstücksmauern, wichtig für Straßenzug und Straßenfront, 15.—16. Jahrhundert.  
 Reichsstraße 8 (ass. 1117), Westseite, Ecke Kröppelstraße, Abfallgrube, 14.—15. Jahrhundert, daneben schwaches Fundament.  
 Ritterbrunnen (Mitte Straße), Pfahlrost eines alten Weges, 15. Jahrhundert, Okerarm, Anbauten verschiedener Häuser — leichte Fundamente.  
 Ritterstraße, an Straße altes Pflaster des 13. und 17. Jahrhunderts, Scherben und Eisens-funde.  
 Sack — Vor der Burg (Straße), Fundamentmauern, 14. Jahrhundert.  
 Schloßplatz, an Bohlwegseite, Pflasterung einer alten Straße, etwa 1400, die nach Osten abbog(!)  
 Schuhstraße 5 (ass. 18), Ecke Kleine Burg, im Keller Bauopferfund um 1500.  
 Schützenstraße (Mitte), Umfassungsmauern des ehemaligen Franziskaner-Klosters, 14. Jahr-hundert.  
 Spohrplatz, Ostseite, Fundamentmauern, 15.—17. Jahrhundert.  
 Spohrplatz, Westseite, Grundmauern von Wirtschaftsgebäuden des 13.—15. Jahrhunderts, im Zusammenhang mit Klosterbau sehr wichtig!  
 Steinstraße, anschl. an Hypothekenbank, Kemnatenbau des 13.—15. Jahrhunderts. (Neuer Befund, nicht in Steinacker-Aufzählung!)  
 Steinstraße, Schachtungsarbeiten an Straßen-Südseite, Hausfundamente sehr stark, 12.—17. Jahrhundert, dazu altes Straßenpflaster mit Platten.  
 Steinstraße, Aufdeckung der Fundamente der bei Steinacker genannten Kemnate.  
 Steinstraße, neben ehem. Synagoge Massivkeller gefunden, jedoch ohne Säulenver-strebung, 16. Jahrhundert.  
 Steinweg, Südseite, Bohlenweg vermutlich 17.—18. Jahrhundert.  
 Steinweg, Mitte, Nordseite, Okerarm mit alten Fundamenten und Strauch-Wege-befestigungen.

Südclint 16—17 (ass. 837, 838), Keller aufgedeckt, Teil des Ofens, barock — Untersatz.  
 Südstraße 13—15 (ass. 497, 508, 509), Stadtmauer — Fundamente, 13.—14. Jahrhundert, Fundamente von schweren Gebäuden, „Vorwerke“, 13. Jahrhundert.  
 Südstraße 24 (ass. 507), Ecke Alte Knochenhauerstraße, Fundament-Untersuchungen zur Klarlegung der Bebauung des Weges an der Stadtmauer, 13.—19. Jahrhundert.  
 Waisenhausdamm — Ecke Münzstraße, Untersuchung der angenommenen aber nicht bestätigten Wik-Stelle, ab 14. Jahrhundert alle Zeiten.  
 Waisenhausdamm — Ecke Bohlweg, Festlegung von zwei Wasserläufen des Stobengrabens a) kanalisiert im 19. Jahrhundert, b) freier Lauf 14.—15. Jahrhundert.  
 Waisenhausdamm, Fundamente an zweitem Wasserrarm, Keramik des 14.—19. Jahrhunderts.  
 Waisenhausdamm, Mitte an Ostende, Flecht-Schichtverband des 13.—16. Jahrhunderts.  
 Wallstraße 3 (ass. 391), Fundamente von Gebäuden des 16.—18. Jahrhunderts.  
 Wendenstraße 33 (ass. 1486) — Ecke Nickelnkulk, Reste eines Weges, Kopfplaster, daneben Fundamentschichten eines Wohnhauses mit kurzem Pfahlrost, 14.—16. Jahrhundert.  
 Werder (Straße), Oberflächlich liegende Flechtwerkschichten des 16.—17. Jahrhunderts.  
 Wilhelmstraße 73 (ass. 1522), Nordostteil, bisher unbekannter Okerarm mit Flechtwerk-anbauten, vermutlich 17. oder 18. Jahrhundert.  
 Wolfenbüttler Straßen-Brücke, alte Brückenkonstruktion auf Pfählen, 16.—17. Jahrhundert.  
 Ziegenmarkt 4 (ass. 285), Okerarm-Stadtgraben, erste Stadtmauer, Gefäße, 12.—13. Jahrhundert.

Ähnliche Forschungen konnten bei Kirchenbauten, die infolge Kriegseinwirkung und anderer Gebäudeschäden umgebaut oder erneuert werden mußten, unter gleichen, recht schwierigen Bedingungen durchgeführt werden. Auch sie ergaben sehr aufschlußreiches Material für die Landeskirchengeschichte und für eine Auswertung in einer vorgesehenen Ausstellung über den heimischen frühen Kirchenbau. Hierzu gehört auch die Behandlung und Darstellung der frühen Archidiaconatskirchen u. a. Schöningen, Evessen im Landesmuseum.

Seit vielen Jahrzehnten steht die Burgenforschung im Blickpunkt. Erneut wurde sie nach 1945 aufgenommen. Sie galt keineswegs nur Heimat- oder landesgeschichtlichen, sondern auch reichsgeschichtlichen Problemen. Es seien hier erwähnt

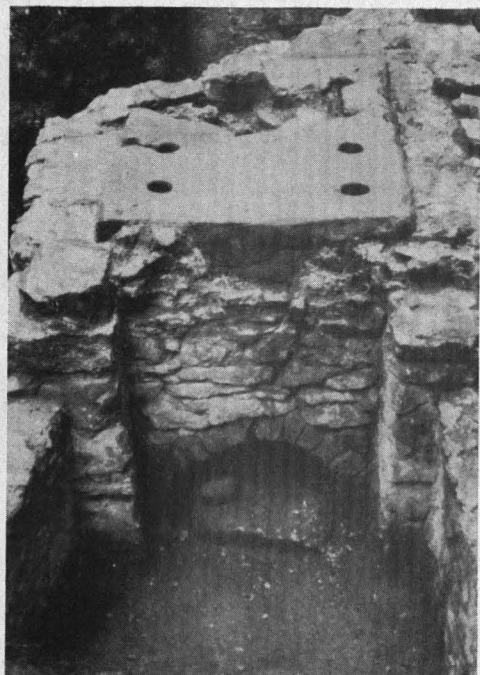


Lichtenberg - Burg, 1957—1959, Untersuchung der Gesamtfläche der romanischen Anlagen, Einfahrt, Torturm, Kapelle, Wirtschaftshaus, Bergfried, Keminat aus der Zeit Heinrich d. Löwen, ferner Palatium Kaiser Ottos IV.

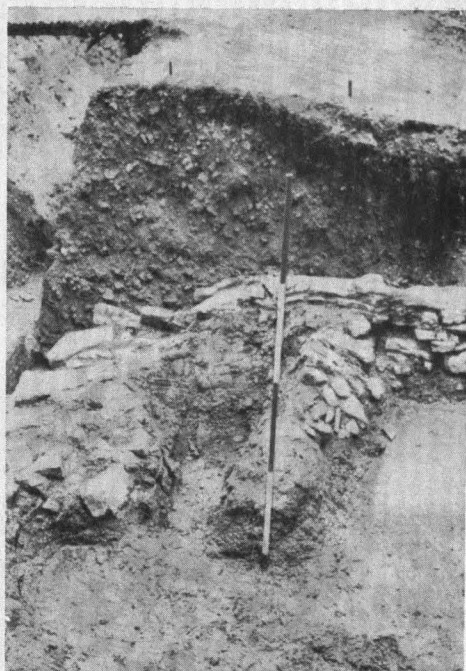
Aufschlußreiche Befunde und dadurch Kenntnisse für die Auseinandersetzung mit Friedrich Rotbart.

1964—66. Kalkofen auf dem benachbarten Kalkrosenberg, archäologische und technische Untersuchung dieses Ofens, da in ihm vermutlich der Mörtel für die Burg Lichtenberg hergestellt worden ist.

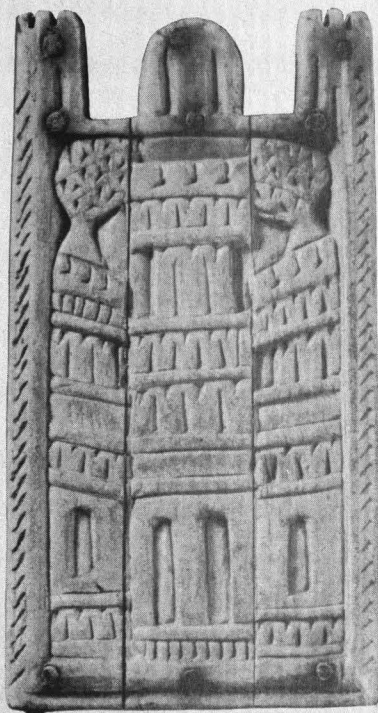
1965, im Wirtschaftshof, der „Domäne“, bei Abbruch Ermittlung früherer Bauten, u. a. eines Gewölbekeller der Renaissance-Zeit.



Freigelegter Ofen  
in der Burg Lichtenberg.



Aufgedeckte Herdstelle  
in dem Wirtschaftshaus der Burg Warberg.

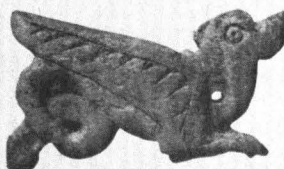


Harzburg, Grosse, 1958—1960, Aufdeckung der Fläche auf dem „Petersilienbleek“, Bestätigung der Anlage für 1065.

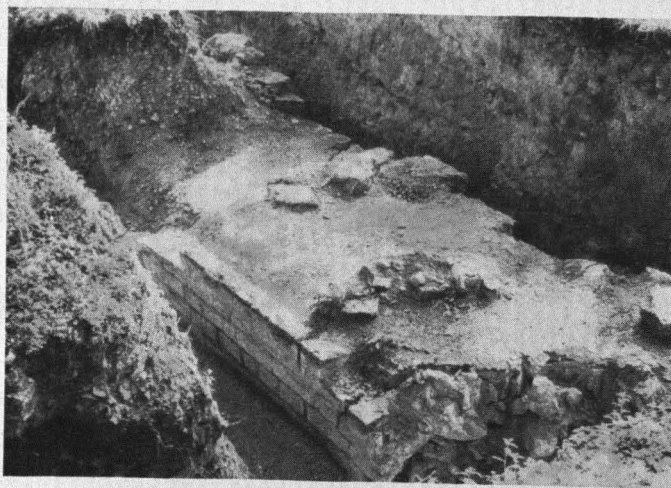
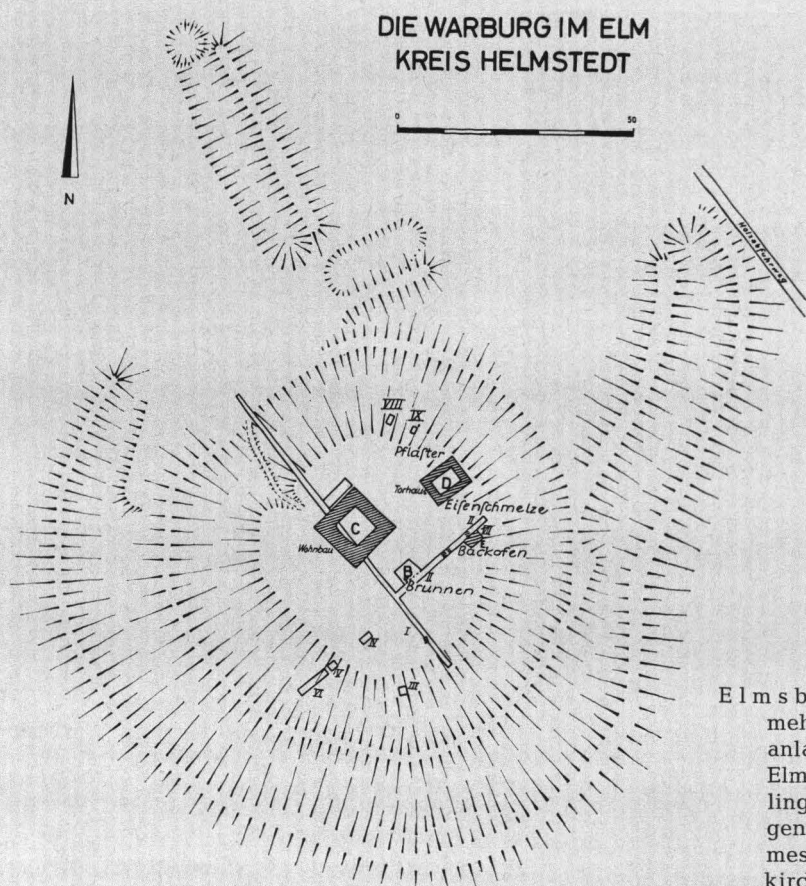
Erweiterte Festlegung des Grundrisses der ältesten Anlage mit ihren späteren Umbauten.

Warberg, Burg, 1963—1966, Turmhügelburg im Nordostteil des Elmes, Freilegung in allen Teilen, sehr wichtige Erkenntnisse in geschichtlicher, topographischer und kunstgeschichtlicher Hinsicht (Romanik). Knochenschnitzereien, vergoldete Kupfertreibarbeiten für Reliquiare, besonders aber eine einwandfrei nur für das 12. Jahrhundert datierbare Keramik, da die Burg nach ihrer Zerstörung 1199 nicht wieder aufgebaut worden ist.

Darstellung eines Basilisken, ebenfalls Knochenschnitzerei, aus der Burg Warberg.



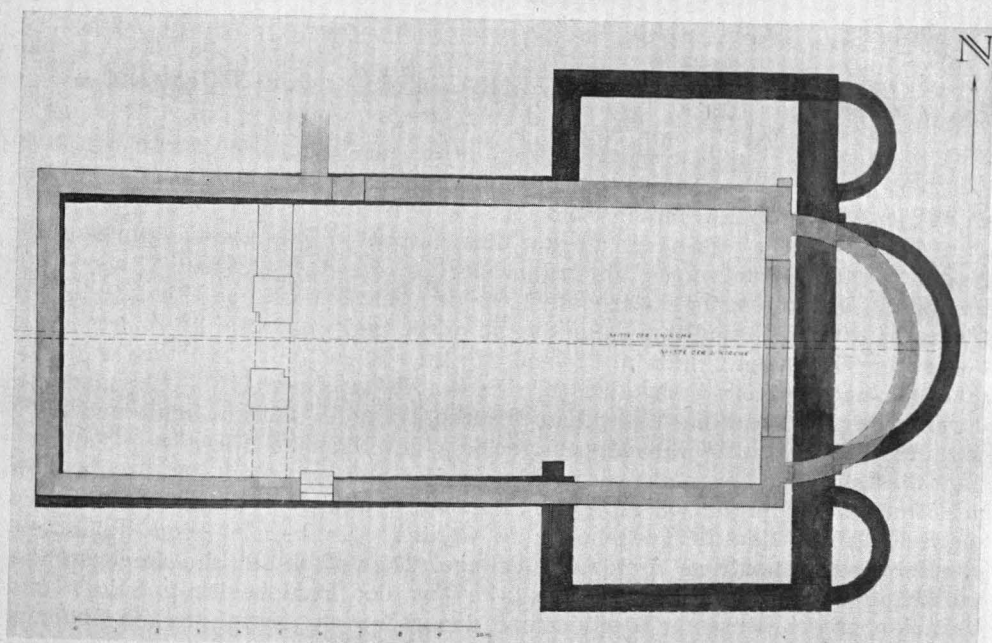
Knochenschnitzerei mit der Darstellung eines Turmes in Vorder- und Seitenansicht, Burg Warberg.



Süd-Ost-Mauer des Wohnhauses in der Turmhügelburg Warberg.

Elmsburg, 1959—1962, mehrschichtige Burganlage im Ostteil des Elmes über Twiefelingen und Schöningen, Freilegung, Aufmessung einer Burgrkirche mit T-förmigem Grundriß, an Ostseite eine Haupt- und zwei Nebenapsiden, ehemals mit Gewölbe, Westbau in gleicher Breite; zwei Bauperioden: um und nach 1000 n. Chr. Geb., dann nach 1221 mit Umbau als Deutschordenskommende, viele Architekturteile, Gefäße (ganz erhalten und in Bruchstücken), Geräte mancherlei Art aus Eisen, 12 Bestattungen neben der Kirche, z. T. übereinander, ein Grabstein, ein sehr interessanter kulturgeschichtlicher Befund.





Grundriß der Kirche in der Elmsburg mit Eintragung der zwei verschiedenen Bauperioden.

Ein gesonderter, ungemein bedeutungsvoller Abschnitt ist die Erforschung der „curtes“. Urkundlich sind sie von verschiedenen Stellen her bekannt. Leider ist jedoch bisher nirgends im Braunschweiger Land ein einwandfreies Ergebnis in topographischer Hinsicht erzielt worden. Untersuchungen haben in den letzten Jahren stattgefunden in

Evessen, Kr. Wolf., 1960—1965, Versuch einer örtlichen Festlegung der „curtis Hebesheim“ auf den Grundstücken Kurland und Krause, nördlich der Kirche, nur ein Mauerzug des 11.—12. Jahrhunderts und eine Fundamentdecke des Bergfriedes aufgefunden, datierbar durch Gefäßreste.

Schöningen, Kr. Helmstedt, 1954—1957, Grabung im Gebiet der Kesselstraße und der ehemaligen St. Stephani-Archidiaconatskirche, Ergebnis: ein Mauerverband des 11.—14. Jahrhunderts.

Schladen, Kr. Goslar, 1960—1965, „curtis Sladheim“, in allen Teilen der Gemeinde wurden Schnitte angelegt und Flächenabdeckungen vorgenommen. Hinweise vermutlich nur in der Kirchstraße gefunden.

Es ist beabsichtigt, diese recht schwierigen Untersuchungsergebnisse an den „Curtes“-Stellen einmal in einer Sonderausstellung zu zeigen.

Eine Landesgeschichtliche Abteilung muß voller Leben sein. Sie darf sich innerhalb des Museumsverbandes nicht damit begnügen, nur Gegenstände zu zeigen und diese typenmäßig aneinander zu reihen. Jeder Gegenstand muß als ein Stück der Geschichte das Leben selbst widerspiegeln. Zu der Landesgeschichte hat die Kulturgeschichte u. a. zu treten, die den Gegenstand zwar als Typ, doch vornehmlich in seiner geschichtlichen Bedeutung erläutert. Hierzu verhilft in hervorragendem Maße die Forschung des Landesmuseums selbst. Und damit schließt sich ein Kreislauf Museum — Forschung — Museum.

Ein Landesmuseum als landesgeschichtliche Sammel- und Forschungsstätte ist allein in der Lage, eine lebendige Landesgeschichte auszustellen und zu pflegen.

## *Das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum als volkskundliche Forschungsstätte*

von Werner Flechsig

Schon bald nach der Gründung des Vaterländischen Museums zu Braunschweig im Jahre 1891 wurde es zu einer bedeutenden Sammelstätte volkskundlicher Gegenstände aus dem Herzogtum Braunschweig und seiner Nachbarschaft. Dafür sorgte vor allem der Gutsbesitzer August Vassel in Beierstedt, Kr. Helmstedt, der seit 1892 dem ehrenamtlichen Vorstande des Museums angehörte und ihm seine eigene große und wertvolle Privatsammlung bäuerlicher Altertümer teils als Schenkung zu seinen Lebzeiten, teils als Vermächtnis nach seinem Tode überwies. Es waren insgesamt 1011 Gegenstände, darunter Möbel, Trachten- und Schmuckstücke, Keramik, Gläser, haus- und landwirtschaftliche Arbeitsgeräte aller Arten, die das Museum allein dem Sammeleifer dieses großen Mäzens verdankt. An zweiter Stelle verdient das Vermächtnis des Braunschweiger Arztes Prof. Dr. Hermann Seidel, Vater der Dichterin Ina Seidel, besonders hervorgehoben zu werden. Aus seinem Besitz gelangten, ebenfalls schon vor dem Ersten Weltkriege, 206 volkskundliche Gegenstände, vorwiegend Trachten- und Wäschestücke aus den Amtsbezirken Salder und Vechelde, in das Museum. Daneben und danach haben jahrzehntelang Zugänge von kleineren Beständen aus Schenkungen und Ankäufen die volkskundliche Abteilung des Museums immer mehr abgerundet, so daß eine umfassende Übersicht über die Sachgüter der bäuerlichen Kultur des Braunschweiger Raumes aus dem 17. bis zum frühen 20. Jahrhundert gewonnen werden konnte.

Als 1950 bei Auflösung des Braunschweigischen Landes-Kulturverbandes der frühere Landesheimatpfleger als wissenschaftlicher Sachbearbeiter für Volkskunde an das Braunschweigische Landesmuseum versetzt wurde, brachte er mehrere volkskundliche Forschungsvorhaben mit, die teils schon vor dem letzten Kriege von der 1938 gegründeten „Braunschweigischen Landesstelle für Heimatsforschung und Heimatpflege“, teils während des Krieges von deren Nachfolger, dem Kulturverband, in Angriff genommen und dann infolge der widrigen Zeitumstände zum Stillstand gelangt waren: die Bestandsaufnahme alter bäuerlicher Wohn- und Wirtschaftsgebäude und ihres altbäuerlichen Hausrates im Lande Braunschweig, die Erfassung der noch lebendigen oder erst vor kurzem abgekommenen Volksbräuche des braunschweigischen Landvolkes und die Sammlung seiner volkssprachlichen Überlieferungen. Zur gleichen Zeit wurde auch die im Jahre 1910 begründete Flurnamensammlung des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz in das Landesmuseum überführt.

Hier wurden diese Forschungsgrundlagen seit 1950 Jahr für Jahr systematisch weiter ergänzt, um stammeskundliche und siedlungsgeschichtliche Probleme einer Lösung näher zu bringen, die Richard Andree in seiner vortrefflichen und immer noch vorbildlichen Braunschweiger Volkskunde nicht befriedigend hatte klären können. Die ständige Vermehrung der Flurnamensammlung zeitigte bereits 1950 die ersten Früchte in einem Aufsatz über „Ostfälische Volkstums-grenzen im Lichte der Dialekt- und Flurnamengeographie“, den ich im 35. Jahrgange unserer Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ auf S. 51—89 veröffentlichte. Die dabei aus der Verbreitung typischer Flurnamenwörter im nördlichen Harzvorlande gezogenen Rückschlüsse auf die frühere Ausdeh-

nung eines einheitlichen ostfälischen Kulturkreises zwischen Südheide, Harz, Mittelelbe und Oberweser fußten auf der schon vor einem halben Jahrhundert von der Sprachforschung gewonnenen Erkenntnis, daß die Mundarten der niederdeutschen Altstämme zwischen Rhein und Elbe in drei große Gruppen gegliedert werden können, die nordniedersächsische, die westfälische und die ostfälische. Die mittelniederdeutschen Schriftquellen dieser Gebiete ließen deutlich landschaftliche Unterschiede in den Lautformen, in der Wortbildung und zum Teil auch im Wortschatz hervortreten. Allerdings waren es in der Hauptsache Chroniken, Urkunden und Akten verhältnismäßig weniger und noch dazu ziemlich weit voneinander entfernter Hansestädte, deren schriftsprachlicher Überlieferung die Merkmale sprachlicher Besonderheiten der drei großen Sprachlandschaften entnommen waren, in Ostfalen vor allem Halle, Magdeburg, Braunschweig, Goslar, Hildesheim, Hannover und Göttingen. Das spärliche und spröde Material jener alten Schriftquellen reichte nicht aus, um die Besonderheiten der Volkssprache Ostfalens in ungetrübter Reinheit und breiter Fülle darstellen zu können, und die Zahl der Belegorte war zu gering, um den ganzen Geltungsbereich solcher Besonderheiten der Sprachlandschaft geographisch genauer gegen die Nachbargebiete abgrenzen zu können.

Es galt daher, die vielversprechenden Ergebnisse der Flurnamengeographie und der aus mittelniederdeutschen Quellen schöpfenden Sprachwissenschaft durch dialektgeographische Untersuchung an der lebenden ostfälischen Volkssprache zu erhärten. Zu diesem Zwecke wurde zunächst eine Sammlung des mundartlichen Wortschatzes des Braunschweiger Landes im Museum angelegt, um festzustellen, was für die ostfälische Sprachlandschaft in ihrem Zentrum an landschaftsgebundenen Eigenwörtern typisch ist. Danach wurde diese Sammlung durch Einbeziehung gedruckter, handschriftlicher und mündlicher Quellen aus den an das ehemalige Land Braunschweig angrenzenden Gebietsteilen der Regierungsbezirke Magdeburg, Lüneburg, Hannover und Hildesheim nach und nach auf ein immer größeres ostfälisches Gebiet ausgedehnt, so daß ein Ostfälisches Wörterbucharchiv in Zettelform entstand, in das außer Wortbelegen aus dem 19. und 20. Jahrhundert auch ältere Belege aus Mundartdichtungen und archivalischen Quellen des 17.—18. Jahrhunderts eingefügt wurden. Ich habe über diese Arbeit 1952 im 38. Jahrgang unserer Zeitschrift auf S. 34—41 ausführlicher berichtet.

Bei der Einordnung der verzettelten Wortbestände aus verschiedenen ostfälischen Orten traten nun allerdings nicht nur weitgehende Übereinstimmungen in der Hauptmasse des Wortschatzes zutage, sondern auch einige auffallende Unterschiede im Lautstande und in der Wortwahl, die eine Gliederung der gesamtostfälischen Sprachlandschaft in mehrere Gebietsteile von gewisser Eigenständigkeit geboten erscheinen ließ. Um neben den Außengrenzen der ostfälischen Sprachlandschaft auch solche vielleicht auf alte Gau- und Stammesbereiche hindeutende Binnengrenzen genauer festlegen zu können, verschickte ich 1951—1960 vom Braunschweigischen Landesmuseum aus 11 Mundartfragebogen mit rund 1150 Wort- und Satzfragen an Mundartkenner in 450 Orten des Verwaltungsbezirks Braunschweig und der Nachbarkreise Haldensleben, Wanzleben, Oschersleben, Halberstadt, Wernigerode, Zellerfeld, Osterode, Einbeck, Holzminden, Alfeld, Hildesheim-Marienburg, Peine, Burgdorf und Gifhorn. Die Ergebnisse dieser Fragebogen wurden nach und nach im Museum ausgewertet und auf Karten im Maßstab 1 : 200 000 eingetragen. Da sich wegen der unzureichenden Anzahl von



Gemeinderatssitzung in Bortfeld, Kr. Braunschweig, um 1900.

Gemälde von H. Hoffmann im Br. Landesmuseum

Belegorten im Südwesten und Nordwesten des Untersuchungsgebietes dort noch keine zusammenhängenden Sprachgrenzen ziehen ließen, wurden die Erhebungen 1964—1965 auf weitere 305 Orte in den Kreisen Zellerfeld, Osterode, Einbeck, Holzminden, Hameln-Pyrmont, Springe, Alfeld, Hildesheim-Marienburg, Hannover, Grafschaft Schaumburg, Schaumburg-Lippe, Nienburg, Neustadt, Burgdorf und Celle ausgedehnt, wozu in zwei neuen Fragebogen der Extrakt aus den dialektgeographisch ergiebigsten Lautformen und Wörtern der bisherigen 11 Mundartfragebogen zusammengestellt worden war. Die Ergebnisse der Erhebungen über Lautstand und Wortschatz der ostfälischen Mundarten wurden im Landesmuseum kreisweise zusammengefaßt und für monographische Veröffentlichungen ausgewertet. Erschienen sind bisher davon in der vom Niedersächsischen Landesverwaltungsamt herausgegebenen Reihe der amtlichen Kreisbeschreibungen die Darstellungen der Volkssprache in den Landkreisen Helmstedt (1957), Alfeld (1957) und Braunschweig (1965), ferner im 22. Jahresbericht des Vereins für Geschichte und Altertümer der Stadt Einbeck und Umgegend „Die Volkssprache im Kreis Einbeck“ (1956). In Vorbereitung sind die Monographien über die Kreise Goslar und Blankenburg-West.

Einen vorläufigen Bericht über die aus diesen Umfragen gewonnenen Erkenntnisse für die kulturelle und wahrscheinlich auch stammliche Abgrenzung Ostfalens gegen das Lüneburgische und das Engisch-Westfälische gab ich in den Aufsätzen „Die Nordgrenze Ostfalens und das Lüneburgische“ (Braunschweigische Heimat 1964, S. 65—72) und „Das Leine- und Weserbergland als Grenzraum zwischen Ostfalen und Engern“ (Braunschweigische Heimat 1965, S. 1—22). Sie sollten



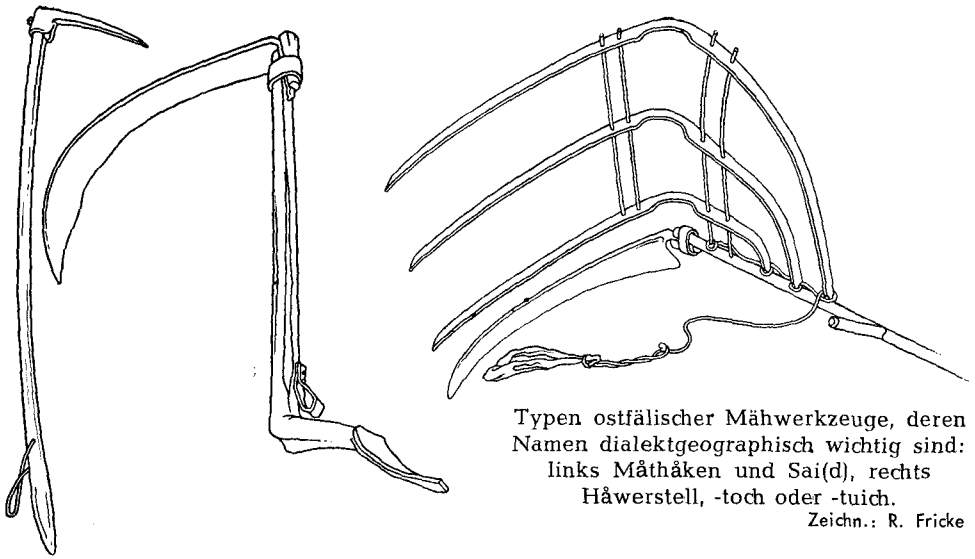
zeigen, wie man mit den Mitteln der Dialektgeographie dazu gelangen kann, die Ausdehnung mittelalterlicher Gaue genauer zu umreißen, als es bisher aus den meist recht lückenhaften Angaben der alten Chroniken und Urkunden möglich war, und frühgeschichtlichen Stammesgebieten auf die Spur zu kommen, deren Bereiche durch archäologische Untersuchungen allein wegen der allzu weiten Streuung der bisher entdeckten Fundplätze nicht ermittelt werden konnten. So wurde die im Landesmuseum betriebene dialektgeographische Forschung zu einer bedeutungsvollen Hilfe für die Arbeiten der Historiker und Prähistoriker.

Eine weitere Förderung erwuchs den siedlungsgeschichtlichen Untersuchungen der Historiker und Prähistoriker aus der in Anlehnung an die Flurnamensammlung im Landesmuseum in Angriff genommenen *Ortsnamenforschung*. Im Jahre 1955 übernahm ich auf Wunsch der Historischen Kommission für Niedersachsen die Sammlung der mundartlichen Ortsnamenformen des ostfälischen Raumes für das von der Kommission vorbereitete „Geschichtliche Ortsverzeichnis von Niedersachsen“ und verschickte zu diesem Zwecke vom Museum aus einen *Ortsnamenfragebogen*, durch den außer den plattdeutschen Ortsnamen selbst auch die volkstümlichen Bei- und Spottnamen für die Orte und ihre Bewohner sowie die in Flur- und Forstortsbezeichnungen überlieferten Namen wüstgewordener Wohnplätze einschließlich ehemaliger Wehranlagen erfaßt werden sollten. Die Ergebnisse dieser Umfrage kamen nicht nur dem „Geschichtlichen Ortsverzeichnis“ selbst zugute, sondern sie verhalfen durch die Möglichkeit des Vergleiches zwischen der mündlichen und schriftlichen Namenüberlieferung auch dazu, für die in vielen Fällen durch die Willkür der Kanzleien entstellten Ortsnamen die unverfälschten Ausgangsformen zu erschließen und damit ihren Sinn wie ihre Herkunft und ihr relatives Alter besser als bisher zu bestimmen.

Dialekt- und Ortsnamenforschung dienen neben ihrem Nutzen für die Aufhellung der frühen Besiedlungsgeschichte unseres Landes aber natürlich in erster Linie der *Volkskulturforschung* selbst. Die Volkssprache ist ja doch die wichtigste unter allen geistigen Lebensäußerungen des Volkes, mit denen sich die wissenschaftliche Volkskunde zu befassen hat. Nicht nur das Lied- und Erzählgut, nicht nur Sprichwort, Rätsel und Kinderreim sind Schöpfungen eines und desselben Volksgeistes, der nur durch das Mittel der mundartlich ausgeprägten Sprache in der Gemeinschaft wirksam werden konnte, sondern auch die Personen-, Orts- und Flurnamen, die Benennungen für Tiere, Pflanzen und Naturerscheinungen, für Haus und Hof, für Arbeit und Spiel, für Glauben und Brauch. Da Wörter und Sachen, untrennbar mit einander verbunden sind, so liefert die dialektgeographische Wortforschung selbstverständlich auch über die rein sprachliche Form des Wortes hinaus wesentliche neue Beiträge zum Wissen von Art und Verbreitung der volkskundlichen Sachgüter wie auch des Volksbrauches und des Volksglaubens in der von ihr untersuchten Landschaft. Die wichtigsten Punkte, zu denen die 11 Mundartfragebogen des Landesmuseums in dieser Hinsicht neue Erkenntnisse beizusteuern vermochten, werden aus der folgenden Zusammenstellung ersichtlich, in der die bereits kartierten Begriffe durch ein Sternchen gekennzeichnet sind. Es wurden erfragt die Wörter für

1. Haus und Hof: Mauer, Backstein\*, Ständerabstand im Fachwerk, Giebel\*, Dachtraufe, -first und -ziegel, seitlicher Anbau unter Pultdach, Türschwelle, waagerecht geteilte Tür, Fenstergriff, Flur im Erd- und Obergeschoß, Stube\*, Küche, Keller, Kammer, Fußbodendiele, Raum zwischen Ofen und Wand, Pfeiler, waagerecht angebrachte Stange zum Aufhängen von Zeug und Handtüchern, Vorrichtung zum Aufhängen von Würsten,





mehl, Streifen von Plattenkuchen, gegersterte flache Roggenbrotfladen, Endstück des Brotlaibes, Butterbrot, Butter, Käse, Molke, Milchrahm, Rührei, Spiegelei, Hirsegrütze, Bohnen, Erbsen, Linsen\*, Kohlkopf, Grünkohl, Kohlrabi, Selleri, Mohrrübe\*, Runkelrübe\*, Feldsalat, Gurke, Apfel, getrocknete Apfelschnitte, Birne, Zwetsche, Erdbeere, Nuß\*, Salz, Pfeffer, Senf, Kümmel, Meerrettich, Knoblauch, Zimt, Wermut\*, Backhefe.

4. Landwirtschaftliche Geräte: der Pflug und seine Bestandteile, die Egge und ihre Zähne, die verschiedenen ostfälischen Arten der Mähwerkzeuge\*, die Nachharke\* und ihre Zähne, Spaten\*, Schaufel und Rübenrodegerät, Mist- und Heugabel\*, Gerät zum Reinigen der Pflugschar, der Ackerwagen und seine Bestandteile\*, Jauchefäß, Ernteseil, Spannknüppel\*, Pflugleine, Sielen- und Kummetsgeschirr, Pferdetränse, Halfterarten und Zügel.

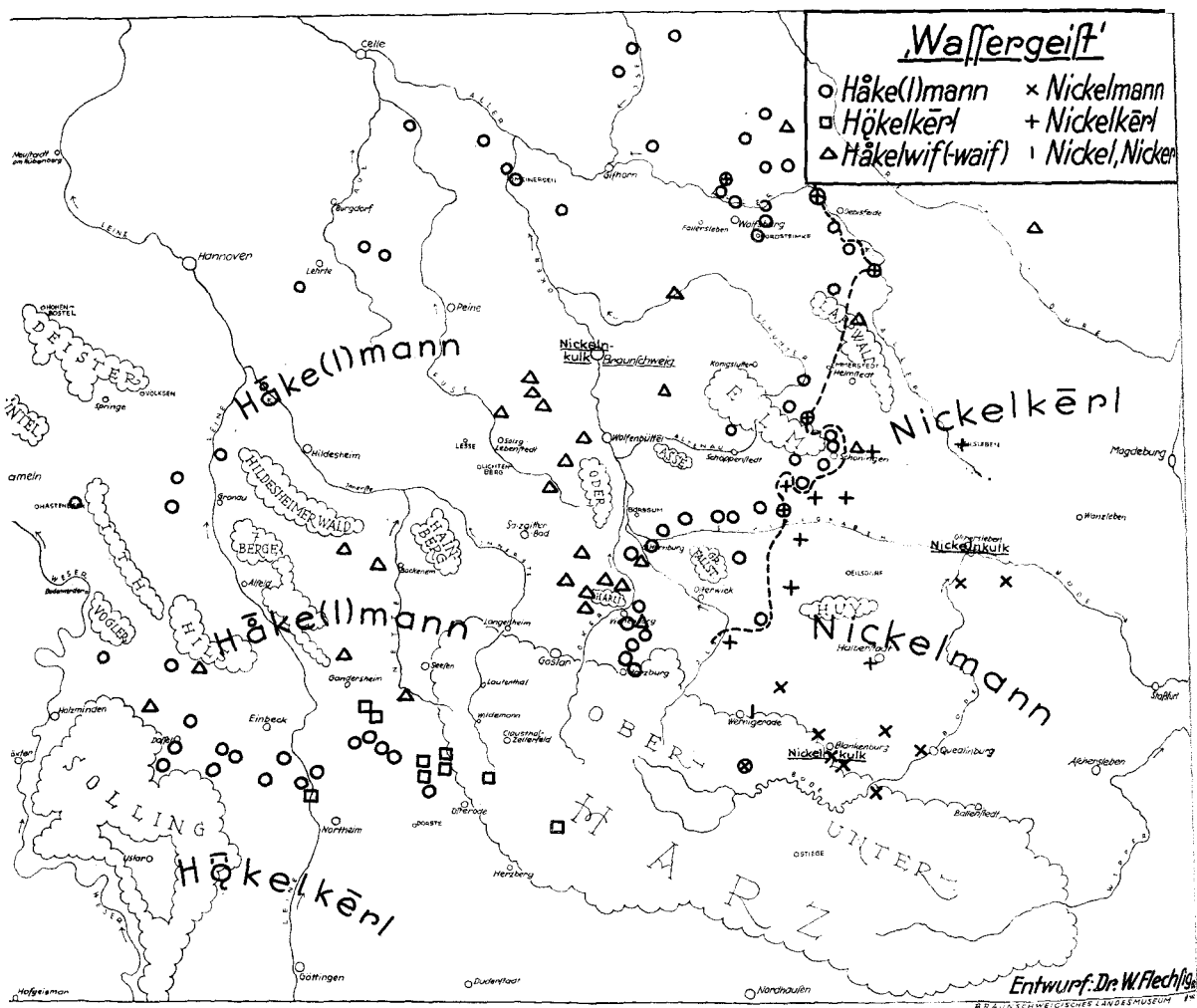
5. Landwirtschaftliche Arbeiten: verschiedene Arten des Pflügens, Mist streuen, eggen, walzen, säen, mühlen, dreschen\*, Rauhfutterschwad auf dem Felde, Rauhfutterbund, Aufstellung der Korngarben auf dem Felde\*, Nachgeharktes, Diemen\*, Stroh, glattes Bund Langstroh, rauhes Bund Kurzstroh, Häcksel\*, Handvoll unbearbeiteter Flachsstengel, Bund bearbeiteter Flachsstengel, Flachsabfall, Heu\*, Grummet\*, Stütze für rankende Hülsenfrüchte, Vogelscheuche, Kartoffelstauden behäufeln, Gartenbeet, Spargelbeet, Furche zwischen zwei Pflanzenreihen, Ackerrain, Pflugwendestelle\*, zusammenhängende Ackerfläche, Gewanne der Dreifelderwirtschaft, ostfälische Ackermaße\*, ruhender Acker\*, Jauche, roden, Umgrabefurche, Entwässerungsfurche auf dem Acker\*, Wiesen künstlich bewässern, Vieh tränken, Pferdeschwemme, anschirren, Befehle für Zugtiere, Lockrufe für Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Gänse und Enten.

6. Berufe und Stände: Bauer, Kotsasse, Altenteiler, Tagelöhner, Großknecht, Kuhhirt, Hofmeister, Müller, Schlachter, Stellmacher, Böttcher\*, Schmied, Klempner, Sattler, Maurer, Glaser, Abdecker, Förster, Jäger, Köhler, Gendarm, Hebamme.

7. Spiel und Unterhaltung: auf dem Eise mit den Füßen gleiten\*, Schneebälle werfen, Schlitten fahren, Kinder- und Pferdeschlitten, Schaukel, Wippe, Springkugel, lustige kleine Geschichten.

8. Volksbräuche: Schlag mit der Lebensrute und Bursche in Erbsenstroh beim Fastnachtbrauchtum\*, Osterfeuerplatz\*, Festplatz für die Pfingstwettkämpfe vor dem Dorfe\*, laubverhüllter Bursche beim Pfingstumzug\*, Reiterwettkampf mit Ringstechen\*, Erntefest, Getreideopfer auf dem Felde bei der Ernte, Spinnstubengesellschaft, Weihnachtswort\*, Versammlungs- und Gerichtsplatz im Dorfe\*, Spitzname\*.

9. Volksglaube: Wilder Jäger\*, Frau Holle\*, Wassergeist\*, Korngeist, Hausgeist, Irrlicht, Zweites Gesicht, Zukunft weissagen, Wünschelrute, Krankheiten besprechen.



Bei der Kartierung der Bezeichnungen für eine Gestalt des Volksglaubens trat die östliche Grenze des ostfälischen Kerngebiets deutlich hervor.

Ein Teil der Forschungsergebnisse von diesen volkskundlichen Einzelfragen wurde bereits durch Aufsätze in unserer Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ bekanntgegeben: „Die Fleischwürste und ihre Namen in Ostfalen“ (1957, S. 6—8, 36—43, 74—80), „Der Schlag mit der Lebensrute“ (1958, S. 11—16), „Alte ostfälische Erntegeräte“ (1958, S. 70—77 und 105—110), „Alte Namen für Feldabteilungen und Ackermaße in Ostfalen“ (1959, S. 41—47, 84—91, 105—110), „Feld-, Wasser- und Hausgeister im ostfälischen Volksglauben“ (1960, S. 32—37, 65—71, 100—106). Berichte über die Verbreitung der ostfälischen Bezeichnungen für den Dorfversammlungsplatz, den Wilden Jäger, die Frau Holle, die strohverhüllte Gestalt des Fastnachtsbrauchtums, die laubverhüllte Gestalt des Pfingstbrauchtums und den Osterfeuerplatz sind in Vorbereitung.

Es wurden aber nicht nur die Geltungsbereiche der für Ostfalen typischen Bezeichnungen der Volksbräuche vom Museum erfragt, sondern auch Einzelheiten der Brauchtumsvorgänge selbst. Zur Ergänzung der schon erwähnten Umfrage des Braunschweigischen Landes-Kulturverbandes nach den Jahreslaufbräuchen des Braunschweiger Landes vom Jahre 1943 wurde 1958 und 1961 je ein Brauchtum s f r a g e b o g e n an die Gewährsleute der 11 Mundartfragebogen versandt, um festzustellen, wie und von wem die Bräuche beim Schlachtfest, in den Zwölften von Weihnachten über den Jahreswechsel bis zum Dreikönigstag, am Fasselabend und während des Osterfestes im Verwaltungsbezirk Braunschweig und seinen ostfälischen Nachbarkreisen ausgeübt wurden. Die Ergebnisse dieser Umfragen fanden ihren Niederschlag in dem Aufsatz „Glaube und Brauch der Zwölften in Ostfalen“, der 1964 im 50. Jahrg. unserer Zeitschrift auf S. 106–111 erschien.

Eine reichhaltige weitere Quelle für die Erforschung geistiger Volksüberlieferungen des ostfälischen Raumes bot neben den Mundart- und Brauchtumsfragebogen der handschriftliche Nachlaß des 19. verstorbenen Braunschweiger Namenforschers und Volkskundlers Prof. Otto Schütte, der 1951 von seiner Schwiegertochter dem Landesmuseum geschenkt wurde. Schütte hatte einerseits umfangreiche Sammlungen von mittelniederdeutschen Wörtern, Orts-, Flur- und Personennamen aus archivalischen Quellen des Braunschweiger Stadtarchivs angelegt; andererseits hatte er auf häufigen Erkundungsfahrten durch das Braunschweiger Land aus dem Volksmunde eine Fülle von Angaben über Volksbräuche des Jahres- und Lebenslaufes, Zeugnisse des Volksglaubens und der Volksmedizin, Wetterregeln, Sprichwörter, Volksreime, Kinderlieder und -spiele, Rätsel, Sagen, Ortsneckereien und vieles andere mehr zusammengetragen. Er selbst hatte nur einen kleinen Teil seiner umfangreichen Aufzeichnungen, die eine wichtige Ergänzung zu Andrees „Braunschweiger Volkskunde“ darstellten, in einer Reihe von Aufsätzen veröffentlicht. Das meiste, was aus seinem Nachlaß ins Landesmuseum gelangte, erschloß daher Neuland für die volkskundlichen Forschungsarbeiten, die hier seit 1950 in Angriff genommen wurden.

Auf Grund dieses Materials sowie der Ergebnisse aus den Mundart- und Brauchtumsfragebogen wurden im Landesmuseum zusammenfassende Darstellungen der Wesensmerkmale des Volkstums in den Landkreisen Helmstedt und Braunschweig als Beiträge zu den Kreisbeschreibungen des Niedersächsischen Landesverwaltungsamtes erarbeitet und dort 1957 bzw. 1965 veröffentlicht. Die entsprechenden Zusammenfassungen für die übrigen Kreise des Verwaltungsbezirks Braunschweig sind in Vorbereitung.

Über eine besondere Seite der Volksdichtung und des Volkshumors in Ostfalen erbrachten die Antworten auf die Frage nach Bei- und Spottnamen der Orte und ihrer Bewohner in dem bereits genannten Ortsnamenfragebogen wichtige neue Aufschlüsse. Ihre Veröffentlichung in der Aufsatzreihe „Beinamen für ostfälische Orte und deren Bewohner“ begann 1965 im 51. Jahrgang unserer Zeitschrift auf S. 102 und wurde 1966 in dem jetzt laufenden Jahrgang fortgesetzt. Eine zusammenfassende Sammlung der ostfälischen Sprichwörter, die sich als Nebenfrucht aus der Arbeit am Ostfälischen Wörterbuch im Landesmuseum ergab und einen noch tieferen Einblick in die Denkweise und Empfindungswelt des Volkes unserer Stammeslandschaft vermittelt, soll in Buchform erscheinen und ist bis zum Sprichwort Nr. 1175 bereits gesetzt.

Über die Ergebnisse der 1966 begonnenen Landesaufnahme volkskundlicher Sachgüter wird zu gegebener Zeit berichtet werden.

# *Gedanken zur Neuplanung des Braunschweigischen Landesmuseums*

von Alfred Tode

Das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum, seit 1945 vereinigt mit dem ehemals selbständigen staatlichen Vorgeschichtsmuseum, hat nach den schweren Kriegszerstörungen und den nach dem Kriege noch weiter verfügbaren räumlichen Abtretungen heute — über 20 Jahre nach Kriegsende! — noch immer unter schwersten räumlichen und personellen Einschränkungen zu leiden. Nur ein sehr geringer Teil der reichen Bestände zur Vorgeschichte, Landesgeschichte, Volkskunde und allgemeinen Kultur- und Technikgeschichte des ostfälischen Raumes kann trotz Ausnutzung sämtlicher dem Museum zur Verfügung stehenden Räume bisher der Öffentlichkeit in Dauerausstellungen gezeigt werden, ein Zustand, der in tragischer Weise umgekehrt wieder zu einer geringeren Einschätzung und Dotierung des Museums durch das Land Niedersachsen geführt hat. Das in Kisten, Schränken und Truhen und in den Lagerräumen des früheren Eichamtes eng gestapelte Museumsgut läßt auch bei bester Vorstellungskraft eine gerechte Einschätzung des Umfanges und der Bedeutung der beiden im Landesmuseum zusammengeschlossenen staatlichen Museen nicht zu.

Es ist daher dankbar zu begrüßen, daß das Niedersächsische Kultusministerium auf entsprechende Vorstellungen hin schon vor einiger Zeit zugesagt hat, daß auch für das so schwer angeschlagene Braunschweigische Landesmuseum etwas Entscheidendes getan werden soll.

Nachdem in der Zwischenzeit eine entsprechende Neubauplanung nicht nur mit den Herren des Verwaltungsbezirks Braunschweig und des Kultusministeriums in Hannover sondern auch mit den zuständigen Behörden der Stadt Braunschweig (Planungsamt, Umlegungsamt, Liegenschaftsamt usw.) beraten und in vielen wesentlichen Punkten der Planung Übereinstimmung erzielt werden konnte, darf die augenblickliche Finanzsituation der öffentlichen Verwaltungen unter keinen Umständen dazu führen, daß alles wieder in ferne Zukunft geschoben wird. Hier liegen Verpflichtungen des Landes Niedersachsen den Kultureinrichtungen des alten Landes Braunschweig gegenüber vor, die nicht einfach beiseite geräumt werden können. Die Planung sollte also mit höchster Intensität fortgeführt werden, damit möglichst bald Landesmittel oder Zonenrandmittel für einen ersten Bauabschnitt eingesetzt werden können.

## **Zur Lage des Museums**

In der Erkenntnis, daß die Lage des Landesmuseums am Lessingplatz, also fast im Zentrum der Stadt, in einem ruhigen, traditionsreichen Bezirk um St. Ägidien, nahe an wichtigen Bus- und Straßenbahnknotenpunkten, mit guten Parkmöglichkeiten in der Nähe insgesamt als besonders günstig bezeichnet werden kann und daß der jetzige Kern des Museums neben der Ägidienkirche nicht aufgegeben werden sollte, hat der Verfasser dieses Berichtes vor einer Reihe von Jahren den Plan entwickelt und den vorgesetzten Behörden vorgetragen, am Lessingplatz und auf den nördlich anschließenden Grundstücken der Straße Hinter Ägidien und der Ägidienstraße unter Benutzung der vorhandenen Gebäude die notwendigen Ergänzungsbauten für das Braunschweigische Landesmuseum, insbesondere für die

Schausammlungen zur Landeskunde, Volkskunde und Kulturgeschichte, durchzuführen.

Auf den hier vorgeschlagenen Grundstücken in unmittelbarer Nähe des jetzigen Landesmuseums ist auf absehbare Zeit der dringend erforderliche Raumbedarf des Landesmuseums zu erfüllen. Ein Gesamtneubau des Museums etwa irgendwo am Rande der Stadt mit einer dann unvermeidlichen Gesamtbausumme von vielleicht sechs bis acht Millionen Mark oder mehr würde bestimmt gegenüber anderen dringenden Neubauprojekten immer wieder verschoben und schließlich vielleicht nie Wirklichkeit werden.

Im übrigen entspricht der Übergang zu einer lockeren Verteilung eines Museums über eine Reihe von verschiedenen Grundstücken und Gebäuden — im Gegensatz zu mehrstöckigen großen Museumsgebäuden — durchaus den Erkenntnissen und Tendenzen des modernen Museumswesens: Der Besucher soll möglichst dazu geführt werden, sich jeweils nur wenige Abteilungen anzusehen. Er soll aufnahmebereit und museumsinteressiert bleiben. Museen mit allzu vielen Abteilungen, die in vielen Sälen hintereinander aneinandergereiht sind, ermüden einen gutwilligen Besucher, der mit Pflichtgefühl und Ehrgeiz alle Abteilungen durchwandert, derart, daß Gefahr besteht, daß er für längere Zeit oder für immer „museumsmüde“ wird.

#### Zu den Grundstücken und Gebäuden

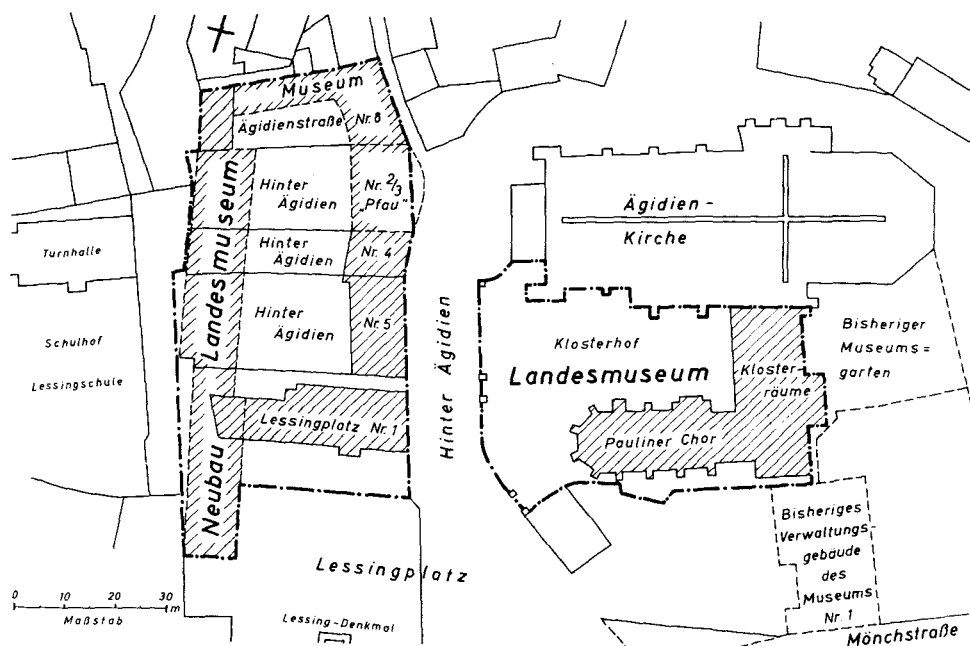
Die Vorschläge des Verfassers zur Neubauplanung des Landesmuseums können am besten unter Heranziehung des Lageplanes (Abb. 1) erläutert und verstanden werden.

Zunächst ist nochmals zu betonen, daß die Klosterräume von St. Ägidien, der Pauliner Chor und der Klosterhof mit ihrer besonderen geschichtlichen und male- rischen Atmosphäre auf alle Fälle dem Museum erhalten bleiben müßten. Hier könnten die Abteilungen für Kirchengeschichte und kirchliche Kunst sowie für die allgemeine braunschweigische Landesgeschichte weiter eine würdige Aufstellung finden.

Im Rahmen der bereits rechtskräftig gewordenen Neuplanung des Stadt- gebietes am Spohrplatz und Lessingplatz muß aber in absehbarer Zeit auf das bis- herige Verwaltungs- und Magazingebäude des Landesmuseums Mönchstraße 1 und auf den etwa 600 qm großen Museumsgarten am Spohrplatz (früher Platz des Bortfelder Bauernhauses) mit seinen jetzigen Unterstellräumen für bäuerliche und technische Geräte verzichtet werden. Dieses Gebiet soll weitgehend der Katholi- schen Kirche für den Bau der schon so lange notwendigen Propstei zu St. Ägidien sowie für Grün- und Parkflächen zur Verfügung gestellt werden.

Für das zu räumende Grundstück am Spohrplatz und das abzureißende jetzige Verwaltungsgebäude Mönchstraße 1 muß nach den Umlegungsbestimmungen die Stadt Braunschweig dem Land Niedersachsen, bzw. dem Eigentümer von Mönch- straße 1, der Braunschweig-Stiftung, an anderer Stelle gebäude- und grundstücks- mäßigen Wertausgleich geben.

Da die Stadt Braunschweig im Rahmen des laufenden Umlegungsverfahrens das Vorkaufsrecht an den Grundstücken Hinter Ägidien und Ägidienstraße inne- hat und bereits ein Doppelgrundstück (Hinter Ägidien 2/3) zur späteren Abgabe an das Land angekauft hat, liegen schon greifbare Möglichkeiten für die Umlegung vor. Auch gebäudemäßig könnte die Stadt durch Übernahme eines Neubauanteiles den notwendigen Ausgleich ermöglichen.



Entfaltungsmöglichkeiten  
für das Br. Landesmuseum um die Ägidienkirche in Braunschweig.

Entwurf: A. Tode

Sehr günstig für den hier entwickelten Plan ist es weiter, daß das Gebäude Lessingplatz 1, die ehemalige Garnisonschule, (Eigentümer Kloster- und Studienfonds) seit Jahren von staatlichen Behörden genutzt wird, also bei gutem Willen für Zwecke des Landesmuseums freigemacht werden könnte.

Auch das nördlich anschließende größere Grundstück Hinter Ägidien 5 (Eigentümer der Bischöfliche Stuhl der Diözese Hildesheim) dürfte sofort der Stadt bzw. dem Land im Austausch zur Verfügung stehen, sobald die Grundstücke am Spohrplatz und an der Mönchstraße an die Katholische Kirche gegeben werden können, während der Ankauf der noch in Privathand befindlichen beiden restlichen Grundstücke Hinter Ägidien 4 und Ägidienstraße 8 — notfalls über das Vorkaufsrecht der Stadt — ohne nennenswerte Schwierigkeiten den restlichen Grundstücksbedarf sicherstellen könnte.

#### Zur Neuplanung und Gebäudenutzung

Auf den fünf Grundstücken Lessingplatz 1 bis Ägidienstraße 8 mit einer Tiefe von über 40 Metern ließen sich nach Ansicht des Verfassers und maßgeblicher Baufachleute je nach Geldmitteln abschnittsweise die benötigten Neubauten für die verlorengegangenen Museumsräume durchführen. In einer in diesem Flurstück genehmigten zweigeschossigen Bauweise könnte bei einer Gebäudebreite von etwa 10 bis 12 Metern am Westrand der Grundstücke vom Lessingplatz nach Norden ein Neubauzug durchgeführt werden. Dabei würde ein ansprechend zu gestaltender Museumsinnenhof zwischen dem Neubau und den schon vorhandenen Fachwerkhäusern an der Straße entstehen. Der Zugang zum Hof mit breiter Toreinfahrt könnte auf dem jetzt unbebauten Grundstück Hinter Ägidien 2/3 vorgesehen werden.





Von links nach rechts: Lessingplatz 1 und Hinter Ägidien 5 und 4.

Aufn.: A. Tode

Was die Gebäude im einzelnen betrifft, so könnte das Behördenhaus Lessingplatz 1 ohne besondere Umbauten Verwaltung und Werkstätten des Landesmuseums aufnehmen.

Die beiden nördlich folgenden Gebäude Hinter Ägidien 5 und 4 sind ansehnliche Fachwerkhäuser, die unter Denkmalschutz stehen (s. Abb. 2) und die nur instandgesetzt, aber nicht umgebaut zu werden brauchen, da sie je nach Freiwerden von der heutigen Privatvermietung für Magazin- und Studiensammlungen sowie für Dienstwohnungen von Museumsbediensteten (Sicherheit!) genutzt werden könnten.

Auf den durch Kriegseinwirkungen heute fast unbebauten Grundstücken Hinter Ägidien 2/3 und Ägidienstraße 8 könnte zum Abschluß der malerischen Front von Fachwerkhäusern noch ein repräsentatives Fachwerkhaus von 14 m Frontbreite aufgebaut werden, das an dieser Stelle der Straße Hinter Ägidien und überhaupt dem ganzen Bezirk um Landesmuseum und Ägidienkirche städtebaulich einen besonderen Reiz geben könnte. Es handelt sich um das jetzt noch am Damm Nr. 3 in hoffnungsloser Isolierung neben dem modernen Kepa-Kaufhaus stehende wertvolle Fachwerkhaus des Magazin zum Pfau, das von dem bisherigen Eigentümer Zeumer bereits an die Kepa verkauft ist (vgl. Abb. 3).

Da das Gebäude unter Denkmalschutz steht, konnte die Stadt Braunschweig erreichen, daß die Umsetzungskosten des Fassadenteils weitgehend von der Kepa, Kaufhaus GmbH übernommen werden. Wenn das Land dem Vorschlag der Hochbauverwaltung der Stadt folgt, also diese ansehnliche Gebäudefassade für den Abschluß der Grundstücke des Landesmuseums fast kostenlos übernimmt, entsteht



in dem durch Schaufenster-Einbau verlorengegangenen Erdgeschoß dieses Gebäudes die Möglichkeit, eine zum Gebäude passende würdige Toreinfahrt für den Museumshof zu schaffen. Da die Umsetzung des gesamten, sehr alten Gebäudes des Pfau-Hauses ohnehin viel zu kostspielig werden würde, kann der innere Ausbau des Hauses gleich so erfolgen, wie es museal am ansprechendsten erscheint, also vielleicht mit einer Museums-Weinstube, einer alten Apotheke oder mit eingerichteten alten Bürgerstuben usw.

Haus Damm 3 in Braunschweig mit Fachwerk aus dem 1. Drittel des 16. Jahrhunderts auf der Vorder- und Rückseite.

Aufn.: A. Tode

### Zum Raumprogramm des Museums

Was die Frage des Raumprogramms betrifft, so möchte der Verfasser alle Überlegungen und Vorschläge seinen Nachfolgern im Amt überlassen. Der Umfang an Beständen und Aufgaben ist schon genannt. Dabei muß zusätzlich auf die bisher in Braunschweig noch gar nicht in Erscheinung getretenen Abteilungen zur Landeskunde (Boden, Landschaft, Bodenschätze, Industrie usw.), Vor- und Frühgeschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des ostfälischen Raumes hingewiesen werden.

Je nach dem hinzuerworbenen oder neu gebauten Raum wird sich das jeweilige Raumprogramm bis zu einer letzten optimalen Lösung ändern müssen. Es mag in diesem Zusammenhang auf den programmatischen Aufsatz des Verfassers von 1950 im 36. Jahrgang der „Braunschweigischen Heime“ auf S. 166 ff. hingewiesen werden, in dem Forderungen und Wünsche vorgetragen sind, die heute noch der Erfüllung harren. Dem Verfasser wäre es eine Herzensfreude, wenn er es noch erlebte, daß die oben skizzierten Pläne Wirklichkeit würden.

Wenn das Land Niedersachsen durch den Mund von Ministerpräsident Hinrich Kopf bei seiner Gründung feierlich erklärt hat, daß die kulturellen Einrichtungen des alten Landes Braunschweig erhalten und gepflegt werden sollten, dann bedeutet dieses Versprechen heute für unseren Zonengrenzraum eine ganz besonders schwerwiegende moralische Verpflichtung!

# 30 Jahre Naturschutzgebiet Riddagshausen

---

## *Ein halbes Jahrhundert Sorge um das Riddagshäuser Teichgebiet*

von Gerhard Schridde

In meinen Kinderjahren vor dem ersten Weltkriege lag mein Heimatdorf Riddagshausen noch ziemlich weit von der Stadt Braunschweig entfernt. Die Straßenbahnlinie 7 endete schon im Hopfengarten, und von dort war es ein ordentlicher Spaziergang nach Riddagshausen mit seinen Gaststätten, in deren Gärten man sommertags gern im Freien Kaffee trank.

Bis zur Jahrhundertwende trennte ein sandiger, schattenloser Exerzierplatz die Stadt Braunschweig von Riddagshausen. Er machte den Gang beschwerlich und sorgte für den nötigen Kaffeedurst.

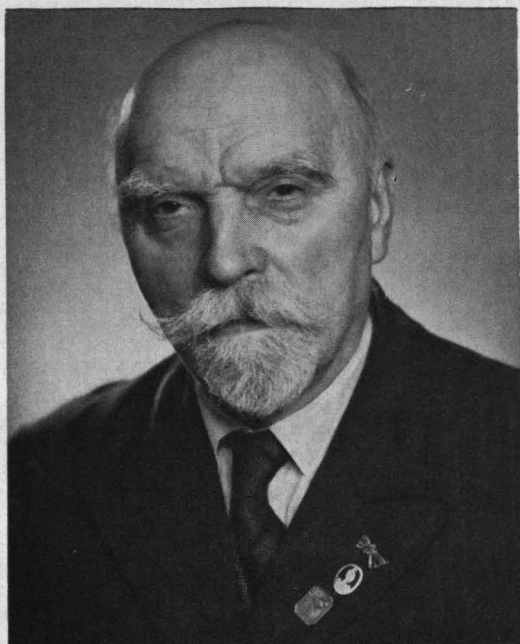
Auch Gliesmarode lag damals weit weg. An der Stelle, wo auf der Kreuzung der Berliner Straße mit dem Messeweg heute großstädtischer Verkehr herrscht, stand mitten im freien Felde ein einsamer Wegweiser an der Straßenecke, der mit vier Armen die Richtungen nach Gliesmarode, Volkmarode, Querum und Riddagshausen zeigte. Im Zeichen der Hundertjahrfeiern der Befreiungskriege nannten stammesbewußte Braunschweiger damals diese Stelle „Quatre bras“.

Am Rande des nur an Sonn- und Festtagen von Erholung suchenden Städtern stärker bevölkerten Dorfes Riddagshausen lag mitten zwischen weiten Feldflächen, entrückt den schädigenden Einflüssen der weit entfernten städtischen Zivilisation die Teichlandschaft, von der nur Eingeweihte wußten, welche ornithologischen und botanischen Kostbarkeiten sie barg. Die Familie Nehrkorn, die lange Zeit die Pächter des Klostersgutes stellte, sorgte für einen wirkungsvollen Schutz dieser einzigartigen Landschaft, indem sie das Betreten der Teichdämme verbot. Botanisch oder ornithologisch besonders interessierte Bürger bekamen einen Ausweis, der ihnen das Studium des Teichgebietes jederzeit erlaubte.

Um die Jahrhundertwende dehnte sich die Stadt weiter nach Osten aus, und die schönen Anlagen des Prinz-Albrecht-Parkes, der auf dem Gelände des alten Exerzierplatzes entstand, ließen durch ihre gepflegten und schattigen Wege Riddagshausen näher an Braunschweig heranrücken.

Kurz vor dem ersten Weltkriege tauchten Pläne einer „Gartenstadt Riddagshausen“ auf, in denen die Talauen der Wabe und Mittelriede mit ihren benachbarten Hängen aufgesiedelt werden sollten. Von der Riddagshäuser Feldmark wäre bei Durchführung dieser Absichten nicht viel übriggeblieben. Die Teichlandschaft hätte ihre Eigenart völlig verloren. Man schwärmte schon von betonierten Teichufern, Inselrestaurants, Motorbooten und Lampionnächten am Kreuzteich.

Als diese Pläne Riddagshausen bedrohten, fand sich im rechten Augenblick ein streitbarer Kämpfer für den Schutz der Riddagshäuser Landschaft. Dr. med. Otto Willke, der Vater des Naturschutzes im Braunschweiger Lande, erkannte den großen Erholungswert der Teich- und Waldlandschaft im Osten Braunschweigs. Als naturverbundener Arzt seiner Zeit vorausdenkend, sah er, daß es



Dr. med. Otto Willke

wurde von dieser Behörde die Notwendigkeit des Schutzes bestritten. Auch in den darauf folgenden Jahren setzte sich Dr. Willke, jetzt als offizieller Beauftragter des Landesvereins, mit Unterstützung anderer Mitglieder unermüdlich in Vorträgen, Zeitschriftenartikeln und Besprechungen für das Riddagshäuser Teichgebiet ein.

„Das Riddagshäuser Gebiet ist ein botanisch, ornithologisch und landschaftlich so reichhaltiges, interessantes, wichtiges und wertvolles Gelände, wie es in solcher Weise kein gleiches Stück in unserem engeren Vaterlande gibt, es ist ein Schatzkästlein, das in unserer Heimat seinesgleichen sucht.“ (O. Willke 1925).

Eine neugegründete Arbeitsgemeinschaft für Naturschutz im Braunschweiger Lande versuchte, den Forderungen erhöhten Nachdruck zu verschaffen. Im Jahre 1929 wurde der Plan des Riddagshäuser Naturschutzgebietes noch einmal vom Landesdomänenamt abgelehnt. Eine erneute Eingabe des Landesvereins für Heimatschutz und der Arbeitsgemeinschaft für Naturschutz im Jahre 1933 führte schließlich zur Verordnung über das „Naturschutzgebiet Riddagshausen“ vom 26. November 1936.

So können wir in diesen Tagen auf „30 Jahre Naturschutzgebiet Riddagshausen“ zurückblicken, und wir müssen uns fragen, ob die Schutzverordnung aus dem Jahre 1936 ihre Aufgabe, die Riddagshäuser Landschaft und ihre Pflanzen- und Vogelwelt zu schützen, erfüllt hat.

Die Schutzwürdigkeit der Riddagshäuser Natur fand jetzt ihre internationale Anerkennung dadurch, daß unser Naturschutzgebiet ausersehen wurde, in die Reihe der Europareservate eingereiht zu werden. An anderer Stelle wird hierüber berichtet.

hier seine Aufgabe sei, nicht nur die Natur, sondern auch den Menschen vor seinen eigenen Werken zu schützen. Riddagshausens Kulturlandschaft mußte eine „Oase der Ruhe“ für Braunschweigs Großstadtbevölkerung bleiben. Sie sollte darüber hinaus auch ein Teil der „grünen Medizin“ werden, die Dr. Willke mindestens ebenso wichtig erschien wie Vitaminbonbons und Hormonspritzen.

Dr. O. Willke suchte Bundesgenossen in seinem Kampf. Im Jahre 1915 legte er seine Gedanken dem Vorstande des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz vor. Nach den nötigen Vorarbeiten machte der Landesverein am 12. Juli 1918 die erste Eingabe über den Schutz der Riddagshäuser Landschaft an das Braunschweigische Staatsministerium. Im Jahre 1921





Riddagshäuser Teichlandschaft.

Aufn.: Stadtbildstelle Braunschweig

Die Entwicklung der Stadt Braunschweig hat in den letzten Jahrzehnten gezeigt, daß die Väter der Schutzverordnung recht gehandelt haben, indem sie nicht nur Teich, Bruch und Wald, sondern auch die benachbarten Felder unter Schutz gestellt haben. Das ganze Riddagshäuser Gebiet ist eine Kulturlandschaft, die von den Zisterzienser-Mönchen geschaffen wurde. Zu ihr gehören auch die Ackerflächen. Die Vielzahl der verschiedensten, eng aneinandergrenzenden Lebensräume bedingt den Artenreichtum der Pflanzen- und Tierwelt Riddagshausens. Die Ackerflächen sind aber auch gleichzeitig die Schutzwälle, die die besonders wertvollen Kerngebiete vor der immer näher heranrückenden städtischen Zivilisation abschirmen. Die Großstadt schließt sich langsam mit ihren Vororten wie ein Ring um das Naturschutzgebiet. Über die Aufgaben, die zur Sicherung der Riddagshäuser Landschaft heute erforderlich sind, habe ich auf den Seiten 56 ff des laufenden Jahrgangs der „Braunschweigischen Heimat“ schon ausführlich berichtet. Daß den bisherigen Schutzmaßnahmen ein Erfolg nicht versagt blieb, zeigen die in diesem Hefte erscheinenden Berichte über Einzelgebiete aus der Riddagshäuser Pflanzen- und Tierwelt.

Die „Braunschweigische Heimat“ hat die Entwicklung der Riddagshäuser Teichlandschaft durch Jahrzehnte verfolgt. Die wichtigsten Veröffentlichungen auf diesem Gebiete werden am Schluß aufgeführt.

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz hängt mit besonderer Liebe an der Riddagshäuser Kulturlandschaft, deren Schutz sein Werk ist. Er bittet die zuständigen Dienststellen der Stadt und des Staates, daß sie seine Wünsche und Sorgen anhören und bedenken und bei entscheidenden Maßnahmen im Riddagshäuser Schutzgebiet auch ihn zu Rate ziehen. Er glaubt, ein Recht darauf zu haben.

### Literatur

- Willke, O. Heimat und Natur, Naturverschandelung und Naturschutz. Riddagshausen. Br. H. 1925 p. 6.
- Freyenberg, O. Das Zisterzienser Kloster Riddagshausen im 16. Jhd. Br. H. 1931, p. 6. ff.
- Willke, O. Die Vogelwelt des Teichgebietes Riddagshausen. Bg. H. 1935 p. 79. ff.
- Willke, O. Die Pflanzenwelt des Teichgebietes Riddagshausen. Br. H. 1935 p. 116 ff.
- Willke, O. Schutz der Natur! Naturschutzpark Riddagshausen. Br. Bl. 1937 p. 16 ff.
- Vorstand des Landesvereins für Heimatschutz: Naturschutzgebiet Riddagshausen, Br. Bl. 1936 p. 14.
- Westermann, E. Die Teichlandschaft von Riddagshausen Br. Bl. 1938 p. 10 ff.
- Berndt, R. 100 Jahre Bestandsentwicklung der Sumpf- und Wasservögel an den Riddaghäuser Teichen bei Braunschweig. Jahrbuch 1951 der Naturwarte Br.-Riddagsh. p. 14 ff.
- Willke, O. Aus der Erinnerung eines Natur- und Heimatfreundes. Jahrbuch 1951 der Naturwarte p. 9 ff.
- Schridde, G. Der Weg des Naturschutzes in unserer ostfälischen Heimat. Beiträge zur Braunschweigischen Heimatpflege und -forschung. Braunschweig 1959.
- Schridde, G. Das Wabetal bei Braunschweig im Laufe der Jahrhunderte. Festschrift zur Weihe der Neubauten des Großen Waisenhauses B.M.V. Braunschweig 1962.
- Schridde, G. Was muß geschehen, um die Riddagsh. Landschaft zu retten? Br. H. 1966 p. 56 ff.

## Das Naturschutzgebiet Riddagshausen als Europa-Reservat

von Rudolf Berndt

Das erste große von Menschen bewirkte Ereignis in der Entwicklung der Landschaft bei Riddagshausen war im Mittelalter die Umgestaltung ihres ausgedehnten, aus der Verlandung eines nacheiszeitlichen Sees hervorgegangenen Sumpf- und Bruchgeländes zu einem großen Teichgebiet durch die Mönche des Riddaghäuser Zisterzienserklosters. Das zweite große Ereignis trat ein, als dieses Teichgebiet seiner landschaftlichen Schönheit, seines Erlebnis- und Erholungswertes für die Bevölkerung, seiner zoologischen und botanischen Forschungsmöglichkeiten, besonders aber der Erhaltung seiner arten- und individuenreichen Sumpf- und Wasservogelwelt ebenso wie seiner seltenen Pflanzen und zahlreichen Pflanzengesellschaften wegen 1936 — vornehmlich aufgrund der Bemühungen des Braunschweiger Arztes Dr. Otto Willke — zum Naturschutzgebiet erklärt wurde (vgl. Willke 1925, 1935 und 1956). Als drittes bedeutendes Geschehen ist 1949 die Erweiterung des Naturschutzgebietes Riddagshausen durch die Angliederung eines Landschaftsschutzgebietes Buchhorst zu werten, wurde doch dadurch das Heranwachsen der Stadt von der Südseite her verhindert.

Vierter und jüngster Markstein in der Geschichte der Riddaghäuser Landschaft ist nun die 1962 auf Antrag der Vogelschutzstation Braunschweig erfolgte Erklärung des Naturschutzgebietes zum „Europa-Reservat“ (vgl. Drost 1962). Hierunter versteht man vom Internationalen Rat für Vogelschutz (International Council for Bird Preservation) als „Internationale Zugvogelreservate“ anerkannte Schutzgebiete. Als solche kommen nur Gebiete in Frage, die als Brutplätze oder als Raststationen schützenswerter Vogelarten, besonders von Sumpf- und Wasservögeln, nicht allein von überregionaler sondern von internationaler — zumindest europäischer Bedeutung sind.

Welchen Wert die Riddaghäuser Teiche in dieser Beziehung haben, mögen einige Zahlen beleuchten: Insgesamt wurden bis jetzt für dieses Gebiet etwa 220 Vogelarten registriert, von denen rund 135 Arten brüten oder gebrütet haben.

Der jährliche Bestand an Brutvögeln mag ungefähr 600 Paare in 70 bis 75 verschiedenen Arten betragen. Hierin sind ca. 50 Paar Stockenten, 25 Paar Tafelenten (einziger fester Brutplatz dieser Art in Niedersachsen!), 1—3 Paar Knäkten und gelegentlich in Einzelpaaren auch Löffel-, Krick- und Spießenten enthalten, dazu 1965 von der — wie die Schnatterente — sonst seit Jahrzehnten nicht mehr brütenden Moorente ein einzelner Erpel, der sich mit einem Tafelentenweibchen verpaart hatte. Die Wiedereinbürgerungsversuche mit der um 1900 ausgerotteten Graugans durch die Vogelschutzstation Braunschweig verliefen so erfolgreich, daß 1966 erstmals in diesem Jahrhundert wieder ein freifliegendes Paar 5 Junge aufziehen konnte. Dazu gibt es ein Dutzend Paar Lappentaucher: außer den regelmäßig nistenden Zwerg- und Haubentauchern sogar den Rothalstaucher als wohl seltenste und nur hier noch vorkommende Vogelart Niedersachsens! Ferner brüten 4—5 Rallen-Arten, die Zwergdommel, die Rohrdommel (nicht alljährlich), 2—3 Paar Rohrweihen, Wiesenpieper, Weidenmeisen, Rohrammern sowie über 200 Paar Rohrsänger und Schwirle, darunter auch der seltene Rohrschwirl. Selbstverständlich fehlt es nicht an einer artenreichen übrigen Vogelwelt wie Finken, Laubsängern, Grasmücken, Drosseln, Erdsängern (z. B. ein Dutzend Paar Nachtigallen!) und vielen anderen. (Obige Zahlenangaben entstammen unserer ersten vorläufigen Gesamtbestandsaufnahme der Brutvogelwelt des Riddagshäuser Teichgebietes 1966 durch Fräulein Dipl.-Ing. Margrit Frantzen, Weddel; vgl. auch Blasius 1862 und 1896, Nehrkorn 1876 und Berndt 1950, 1951 und 1965.)

Zur Zugzeit halten sich zahlenmäßig noch viel größere Vogelmengen an den Teichen auf: Allein an Schwimmvögeln sind es dann bis über 3000 und insgesamt zwischen 5000 und 10 000 Stück, wozu als Ansammlungen am Schlafplatz im Schilfrohr abends noch bis zu zehntausend Rauch- und Uferschwalben und hunderttausend Stare kommen können.

Mit dieser reichen Vogelwelt hat Riddagshausen nicht nur selbst einen hohen Status als Vogelschutzgebiet, sondern ist weit über seinen lokalen Wert hinaus im Rahmen des ganzen an natürlichen Gewässern armen südöstlichen Niedersachsens von internationaler Bedeutung als ein wichtiger Punkt im Netz der Europa-Reservate, das sich von nordeuropäischen Sumpf- und Wasservogelbrutstätten über mitteleuropäische Brut- und Durchzugsgebiete bis zu südeuropäisch-nordafrikanischen Winterquartieren erstreckt.

Eine solche weitreichende Bedeutung als Vogelschutzgebiet ist zwar die Voraussetzung für ein Europa-Reservat, jedoch müssen noch weitere Bedingungen erfüllt sein. So ist erstens eine gewisse Mindestflächengröße erforderlich; dies wird zwar von Riddagshausen nur knapp erfüllt, doch durch den überragend hohen Wert des Gebietes in seiner weiteren und weitesten Umgebung voll ausgeglichen. Zweite Voraussetzung ist eine regelmäßige Betreuung und Bewachung eines solchen Gebietes; diese ist durch die Erklärung zum Naturschutzgebiet, durch die Zugehörigkeit zum Grundbesitz der Stadt Braunschweig, durch den zuständigen Beauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege (Studienrat G. Schrikde), die Vogelschutzstation Braunschweig und ihre freiwilligen Mitarbeiter, besonders aber dadurch gewährleistet, daß von der Stadt Braunschweig in ebenso aner kennenswerter wie beispielhafter Weise beim Ordnungsamt als Unterer Naturschutzbehörde zusätzlich eine Aufsichtsperson (R. Reinecke) für alle Schutzgebiete im Stadtbereich angestellt ist. Dritte, unabdingbare Voraussetzung für ein Europa-Reservat ist sodann, daß die Jagd auf Vögel ganzjährig ruht. Eine solche Jagdruhe (mit Ausnahme eines gewissen Hegeabschlusses kranker oder entarteter

Exemplare oder anderer Maßnahmen eines gelenkten Vogelschutzes) besteht an den Riddagshäuser Teichen, seitdem 1954 die Jagdausübungsberechtigung von der britischen Besatzungsmacht wieder in den Zuständigkeitsbereich der deutschen Behörden zurückgegeben wurde.

Wenn auch die Erklärung zum Europa-Reservat für das Naturschutzgebiet Riddagshausen keine zusätzliche rechtliche Sicherung bedeutet, so stellt sie doch als hohe Anerkennung und Auszeichnung eine überaus bedeutsame moralische Unterstützung der Schutzbestrebungen in Riddagshausen auch von internationaler Seite aus dar. Gleichzeitig ist sie für alle interessierten, zuständigen und verantwortlichen Personen, Institutionen und Behörden höchste Verpflichtung zur Aufrechterhaltung und Verbesserung des Schutzes. Dies muß sich sogar, wenn nicht alles Bestehende durch die bauliche Umklammerung der bisherigen Schutzgebiete von seiten der Großstadt und ihrer östlichen Nachbarorte in Frage gestellt werden soll, schon bald im nächsten Markstein in der Geschichte des Riddagshäuser Naturschutzes auswirken: nämlich in der Erklärung der östlich angrenzenden Wälder und Fluren zwischen Volkmaroode, Schapen, Weddel, Hordorf, Schandelah, Destedt, Cremlingen und Klein Schöppenstedt zu Landschaftsschutzgebieten, um hierdurch Vogelflugschneisen und Wildwechsel zwischen dem Naturschutzgebiet Riddagshausen und der freien Landschaft offen zu halten und damit gleichzeitig den für die Teiche lebensnotwendigen Quellwasserzufluß aus diesem Gelände ungeschmälert und rein zu erhalten.

Ähnlich wie früher (Berndt 1951) sei auch heute gesagt: Hoffentlich werden Stadt und Landkreis Braunschweig, die wie kaum ein zweites deutsches Gebiet stolz darauf sein können, ein Naturkleinod von solchem Rang in der Randzone einer Großstadt zu beherbergen, das Naturschutzgebiet Riddagshausen, besonders die Riddagshäuser Teiche als Europa-Reservat, immer entsprechend zu schätzen und zu schützen wissen.

#### *Literatur*

- Berndt, R. 1950: Wandlungen im Artenbestande der Braunschweiger Vogelwelt während der letzten Jahrhunderte. In: Braunschw. Kalender, Jubiläumsjahr. 300, p. 44—46.
- Berndt, R. 1951: Hundert Jahre Bestandsentwicklung der Sumpf- und Wasservögel an den Riddagshäuser Teichen bei Braunschweig. In: Jahrbuch 1951 der Naturwarte Braunschweig-Riddagshausen, p. 14—29.
- Berndt, R. 1965: Tierwelt: In: E. Hundertmark, Der Landkreis Braunschweig I, p. 1010/111.
- Blasius, R. 1862: Beobachtungen über die Brut- und Zugverhältnisse der Vögel bei Braunschweig. In: Ber. ü. d. XIV. Vers. d. Deutsch. Ornith.-Ges. 1862, p. 37—75.
- Blasius, R. 1896: Die Vögel des Herzogthums Braunschweig und der angrenzenden Gebiete. Braunschweig (J. H. Meyer); 74 p.
- Drost, R. 1962: „Europa-Reservate“ in der Bundesrepublik Deutschland. In: Internat. Rat f. Vogelschutz, Deutsch. Sekt., Bericht 2, p. 60.
- Nehrkorn, A. 1876: Die Riddagshäuser Teiche. In: Journ. f. Ornith. 24, p. 154—162.
- Willke, O. 1925: Heimat und Natur, Naturverschandelung und Naturschutz. Riddagshausen. In: Braunschw. Heimat 16, p. 27—36.
- Willke, O. 1935: Die Vogelwelt des Teichgebietes Riddagshausen. In: Br. Heimat 26, p. 79-84.
- Willke, O. 1956: Fünfunddreißig Jahre Kampf um Schutz und Erhaltung des Teichgebietes Riddagshausen und der Buchhorst. In: Braunschw. Heimat 42, p. 48—51.
- Anschrift des Verfassers: Dr. rer. nat. R. Berndt, Vogelschutzstation Braunschweig, Thielemannstr. 1.



## Botanische Beobachtungen bei Riddagshausen

von Wilhelm Osterloh

Die Schutzgebiete bei Riddagshausen umfassen die Teichlandschaft einschließlich des Lagesteiches, Spitzen Teiches, Lünischteiches und Kaulenteiches sowie die Waldlandschaft der Buchhorst. Heute soll nur von der Teichlandschaft erzählt werden. Sie zeigt sich dem Besucher in der Gestalt großer offener Wasserflächen mit verschiedener Wassertiefe, die umgeben sind von Verlandungszonen, Erlendbrüchen, Wiesen, Wiesenmooren, Uferdickichten, Entwässerungs- und Abzugsgräben. Ihre zahlreichen Pflanzengesellschaften sind durchweg sehr artenreich. Viele Pflanzenarten kommen natürlich in mehreren Pflanzengesellschaften vor. Eine lückenlose Aufzählung aller Pflanzenarten dieses Gebietes ist im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich und außerdem den meisten Lesern nicht zumutbar. Es kann sein, daß jemand die eine oder andere von mir angegebene Pflanzenart bei einem Spaziergang nicht entdeckt. Möglich ist auch, daß jemand eine nicht angegebene Pflanze für durchaus erwähnenswert hält. Der Wert einer Pflanze kann nun einmal in ihrer Seltenheit, in ihrer Zugehörigkeit zu einer Pflanzengesellschaft, in ihrem Bau oder in der Pracht ihres Erscheinungsbildes liegen. Spaziergänger interessieren sich meistens für Pflanzen, die besonders auffällig sind und leicht gesehen werden. Erfahrenere Naturkenner, deren es in diesem Gebiet sehr viele gibt, freuen sich über besonders seltene oder biologisch wertvolle Arten, deren Auffinden gewöhnlich schwierig ist. Ich hoffe, recht viele Leser zufriedenzustellen. Wenn auch der Artenreichtum des Gebietes immer noch sehr groß ist, dürften seit Jahrzehnten doch einige seltene und schöne Pflanzenarten verschwunden sein. Hierüber erfolgen, mit aller Vorsicht, genauere Angaben. Gute Einblicke in die Flora des Gebietes gewinnen wir auf mehreren Streifzügen durch das gesamte Gebiet vom zeitigen Frühjahr an bis in den Spätherbst, die in einigen aufeinanderfolgenden Jahren wiederholt werden sollten.

Die ersten Frühlingsboten zeigen sich nach einigen warmen Tagen bereits recht früh. Schwarzerle (*Alnus glutinosa* [L.] Gaertn.) und Hasel (*Corylus avellana* L.), deren Kätzchen in geschlossenem Zustande den Winter überdauerten, entfalten sie nun schnell. Verschiedene Weiden-Arten (*Salix* L.) folgen bald. Die Weidenkätzchen sollten für jeden Besucher gänzlich unantastbar sein. Sie bilden einen besonders schönen Frühlingsschmuck, die nach langer Winterruhe begierig ausschwärmenden Bienen finden hier ihre erste Nahrung, und geplünderte Weidensträucher bieten einen unsäglich trostlosen und beschämenden Anblick. Der aufmerksame Beobachter entdeckt vielleicht an feuchten Stellen die rötlichen Blütenstände der Gebräuchlichen Pestwurz (*Petasites hybridus* [L.] Gaertn. u. a.). Wenn die einen abstoßend-unangenehm riechenden Saft enthaltende Pflanze einige Wochen später die sehr großen Blätter entwickelt hat, sind die inzwischen verlängerten Fruchstände an ihrer silberweißen Farbe leicht erkennbar. Das häufige Pflänzchen mit den etwas glänzenden, rundlichen Blättchen und den goldgelben Blüten ist das Scharbockskraut (*Ranunculus ficaria* L.). Es ist in den Gemäßigten Zonen der Erde sehr verbreitet, vitaminreich und war in früheren Epochen sogar wichtig für die Schifffahrt. Schwer an Skorbut, einer Vitaminmangelkrankheit, leidende Schiffsbesatzungen mögen früher oft im letzten Augenblick gerettet worden sein, wenn an fremden Gestaden diese Pflanze aufgefunden werden konnte. An grasigen Stellen erfreuen uns die weißen Blütenköpfe des Gänse-

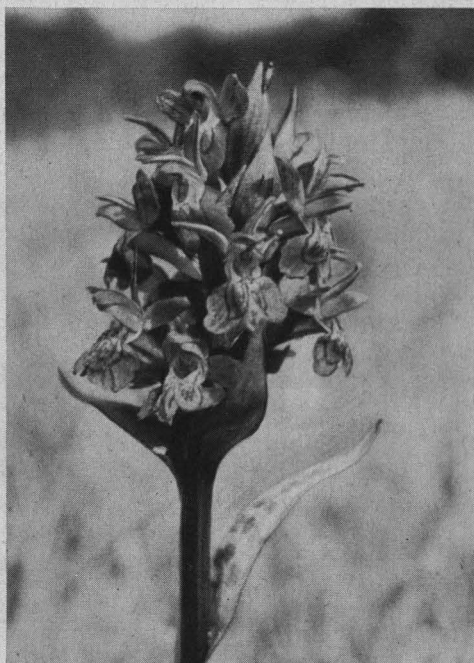
Geiers

blümchens (*Bellis perennis* L.) und die gelben Köpfe des Löwenzahns (*Taraxacum officinale* Web.).

Später entdecken wir in nassen Gräben die Sumpf-Dotterblume (*Caltha palustris* L.) mit ihren großen, am Grunde herzförmigen Blättern und den gleichfalls auffallend großen, goldgelben Blüten. Auf nassen Wiesen blüht das Wiesen-Schaumkraut (*Cardamine pratensis* L.). Wo es gehäuft auftritt, verleiht es den Wiesen einen weißlichen bis lilafarbenen Schimmer. Die Gras-Sternmiere (*Stellaria graminea* L.) und Große Sternmiere (*St. holostea* L.) stehen an grasigen Stellen



Weißer Seerose (Nymphaea alba L.).



Breitblättriges Knabenkraut  
(*Orchis latifolia* L.).

Aufn.: W. Hartwich (2)

manchmal so dicht, daß ihre Blüten aus der Ferne betrachtet ein deckendes Weiß vortäuschen. Auf Wiesenstücken zeigt sich ein neuer Farbton: Es ist die Kuckucks-Lichtnelke (*Lychnis flos-cuculi* L.) mit ihren rosaroten Blüten. An schattigen Orten schmückt sich die Gefleckte Taubnessel (*Lamium maculatum* L.) mit großen, roten, zu Quirlen vereinigten Lippenblüten. Den Rand der Wege, Gräben oder Baum- und Strauchgruppen säumen die blauen Blüten dreier Ehrenpreis-Arten, des Dreiblättrigen Ehrenpreises (*Veronica triphyllos* L.), Efeublättrigen Ehrenpreises (*V. hederifolia* L.) und des Gamander-Ehrenpreises (*V. chamaedrys* L.). In kleinen Baumbeständen mag der Zottige Hahnenfuß (*Ranunculus lanuginosus* L.) seine großen, dichtbehaarten Stengel, Blätter und Stiele sowie die goldgelben Blüten zeigen. Am Damm des Lagesteiches und Spitzen Teiches bewundern wir den Gefleckten Aronstab (*Arum maculatum* L.) mit seinen Kesselfallenblüten.

Suchen wir jetzt die moorigen Wiesen östlich des Schäpenbruchteiches auf, so finden wir vielleicht den Zweihäusigen Baldrian (*Valeriana dioica* L.). Er ist viel niedriger als der Gemeine Baldrian, aber seine Pflanzen bilden entweder nur röt-

liche Blütenstände aus männlichen Blüten oder nur weiße Blütenstände aus weiblichen Blüten. Hier wächst auch spärlich der Fieberklee (*Menyanthes trifoliata* L.), leicht kenntlich an den großen, dreizähligen Blättern. Die zu einer langgestielten Traube vereinigten Blüten haben eine weiße Krone mit bärtigem Saum. Das Sumpf-Blutauge (*Comarum palustre* L.) fällt eigentlich nur während der Blütezeit auf. Die dunkelpurpurnen Kronblätter würden zwar kaum gesehen werden, aber die großen Kelchblätter sind ebenfalls braunrot, und so werden große Blüten vorgetauscht. In ganz nassem, teilweise unbetretbarem Gelände prahlt die Sumpf-Schwertlilie (*Iris pseudacorus* L.) mit ihren großen, gelben Blüten. Sie zeigt uns, daß der Sommer herannaht.

Die im Sommer blühenden Pflanzen des Gebietes leben teilweise im offenen Wasser. In einigen kleineren Teichen, z. B. dem Kaulenteiche, beobachten wir die an geringere Wassertiefe gebundenen Arten. Allgemein bekannt ist der Gemeine Froschlöffel (*Alisma plantago-aquatica* L.). Die langen Blattstiele entspringen am Grunde der Pflanze und heben die eiförmigen Blattspreiten über die Wasseroberfläche. Der Blütenstiel ragt mit einer großen, lockeren Rispe weit über das Wasser. Die Blüten sind indes nicht sehr zahlreich, klein und weiß. Die Pflanze lebt manchmal außerhalb des Wassers auf überschwemmt gewesenen Boden oder Verlandungsstellen. Beim Froschlöffel findet sich oft das Pfeilkraut (*Sagittaria sagittifolia* L.). Seine über das Wasser ragenden Blätter sind ebenfalls grundständig, langgestielt, jedoch pfeilförmig. Untergetauchte Blätter sind lineal und flutend. Mehrere weiße Blüten bilden einen kleinen Quirl, die Quirle insgesamt eine Traube. Oben in der Traube stehen die Staubblüten, unten die Stempelblüten. An den großen kugeligen Blütenköpfen, von denen die oberen nur Staubblüten, die unteren, igeligen aber nur Stempelblüten enthalten, erkennen wir den Ästigen Igelkolben (*Sparganium ramosum* Huds., Stengel verästelt) und den Einfachen Igelkolben (*Sp. simplex* Huds., Stengel oben nicht verästelt). Zwei weißblühende Doldenblütler lieben diese Wassertiefe, der Wasserschierling (*Cicuta virosa* L.), der nicht gerade reichlich vorhanden, aber giftig ist; und der Wasserfenchel (*Oenanthe aquatica* [L.] Poir.) Diese Pflanze wächst im Kaulenteiche sehr gesellig. Die prächtigste Wasserpflanze ist die Schwanenblume (*Butomus umbellatus* L.). Die bis 1 cm breiten, grundständigen Blätter werden bis 1 m lang. Der Blütenstiel kann bis 1,50 m Höhe erreichen und trägt an der Spitze eine auffallend große Scheindolde aus vielen rosafarbenen, dunkel geaderten, unterwärts violett überlaufenen Blüten. Sehr verbreitet ist natürlich das Schilfrohr (*Phragmites communis* Trin.) Bekannt ist auch der Breitblättrige Rohrkolben (*Typha latifolia* L.). Bedeutend seltener ist der Schmalblättrige Rohrkolben (*Typha angustifolia* L.).

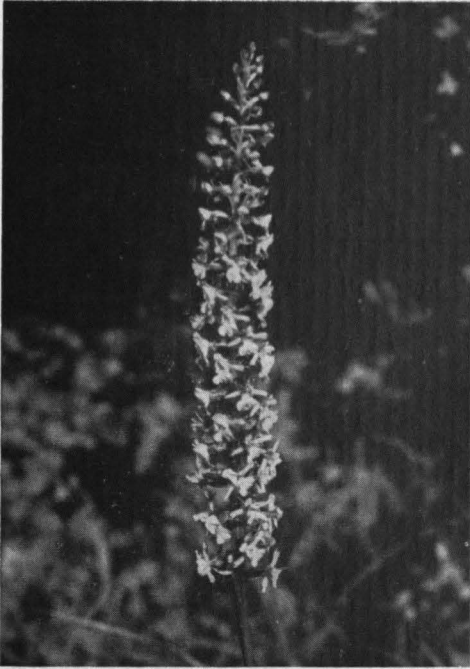
Das tiefere Wasser beherbergt nur zwei noch am Grunde verankerte Arten. Die eine ist die Weißer Seerose (*Nymphaea alba* L.), der schönste Schmuck unserer Gewässer. Allein ihretwegen lohnt sich ein Besuch des Gebietes. Nur wenigen Teichen bei Riddagshausen fehlt sie. Zwar geschehen noch vereinzelte Naturfrevel gegenüber der Seerose, aber infolge der Schutzmaßnahmen und wachsenden Einsicht der Besucher hat sie zahlenmäßig in den letzten Jahrzehnten zweifellos zugenommen. Die andere Art ist der Wasser-Knöterich (*Polygonum amphibium* L.). Diese Pflanze vermag im Notfall aufrecht stehende Landformen zu bilden. Im Wasser flutet sie, wobei die oberen der länglichen Blätter auf dem Wasser schwimmen. Die Blütenstiele halten die aus vielen kleinen rosenroten Blüten zusammengesetzten und daher ziemlich auffallenden Scheinähren über das Wasser. Ein prächtiger Anblick, wenn große Bestände dieser Pflanze blühen!

Die übrigen Wasserpflanzen sind freischwimmend. Ich nenne den Froschbiß (*Hydrocharis morsus-ranae* L.). Mit rosettenartig angeordneten, runden, am Grunde tief herzförmigen Blättern hält er sich schwimmend. Die Oberfläche der lederartigen Blätter wird durch Wasser nicht benetzt. Die oberen Blütenstände mit etwas größeren Blüten enthalten nur Staubblätter, die unteren nur Stempel. Die Pflanze blüht und fruchtet nur selten und vermehrt sich stark durch Ausläuter. In diese Gruppe gehören auch das Glänzende Laichkraut (*Potamogeton lucens* L., im Schapenbruchteich) und das etwas häufigere Durchwachsene Laichkraut (*P. perfoliatus* L.). Größere Bestände zweier Wasserpflanzen, deren weiße Blüten so zahlreich und dicht beieinanderstehen können, daß von weitem die Wasseroberfläche schneeweiß erscheint, sind entweder der Wasser-Hahnenfuß (*Ranunculus aquatilis* L.) oder der Spreizende Hahnenfuß (*R. circinatus* Sibth.). Auch das ist ein reizvoller Anblick. Die Wasserlinsen sind wohlbekannt. Im Gebiet sind drei Arten vertreten, die Dreifurchige Wasserlinse (*Lemna trisulca* L.), die Kleine Wasserlinse (*L. minor* L.) und die Vielwurzelige Teichlinse (*Spirodela polyrrhiza* Schleid.).

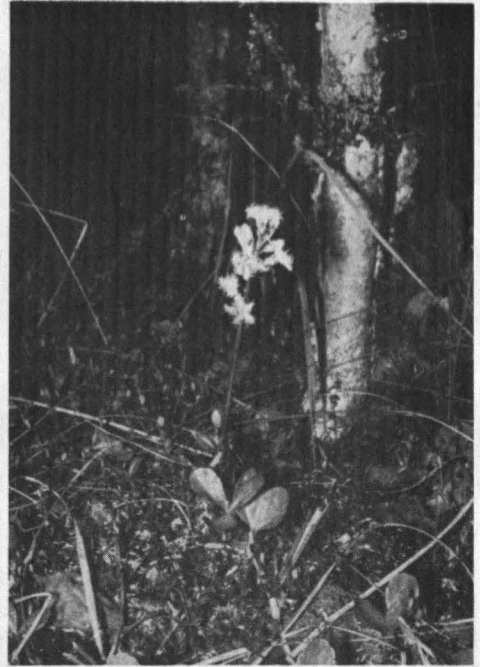
Land- und Wasserformen können die im allgemeinen in Wassergräben siedelnden Wassersterne bilden. Die Landformen sterben im Herbst ab, die Wasserformen sind ausdauernd. Die Wassersterne besitzen meistens Schwimmblattrosetten. Ihre Blüten sind winzig klein. Männliche und weibliche Blüten sind getrennt. Die männlichen Blüten bestehen praktisch nur aus einem Staubblatt, die weiblichen nur aus dem Fruchtknoten und der Narbe. Untergetauchte Pflanzen vermögen im Wasser zu blühen. Die Bestäubung wird dann durch das Wasser bewirkt. Im Gebiet finden sich der Großblütige Wasserstern (*Callitriche stagnalis* Scop.) und der Sumpf-Wasserstern (*C. palustris* L.).

Von den Wasserpflanzen abgesehen siedeln im Gebiet noch zahlreiche feuchtheitsliebende Pflanzen. Sie können nicht alle aufgezählt werden, so viele sind es. Zudem kommen eine Menge von ihnen auch in anderen Lebensräumen vor. Auf nassem Boden häufig ist der Wassernabel (*Hydrocotyle vulgaris* L.) mit seinen langgestielten, rundlichen Blättern und winzigen kopfförmigen Dolden aus drei bis fünf Blütchen. Sehr leicht wird der Dreiteilige Zweizahn (*Bidens tripartita* L.) übersehen. Er wächst am Rande des Wassers, vermag aber auch auf trockenen Stellen zu leben. Seine dreiteiligen, dunkelgrünen Blätter sind in einen geflügelten Stiel verschmälert, die aufrechten Blütenköpfe gelbbraun. Im Ziegelkamp- und Jürgensteiche kommt, wenn sie trocken sind, eine Form mit kleinen, einfachen Pflanzen und ungeteilten Blättern vor. Ähnliche Orte besiedelt der Nickende Zweizahn (*Bidens cernuus* L.) mit gelbgrünen, sitzenden, lanzettlichen Blättern und nickenden, gelben Köpfen. Auch er kann eine kleine, einköpfige Form bilden. Der Brennendscharfe Hahnenfuß (*Ranunculus flammula* L.) ist eine der kleinsten *Ranunculus*-Arten. Sein Stengel liegt meistens dem Boden auf und wurzelt an den Knoten, die gelben Blüten sind nur etwa ein Zentimeter breit, die Blätter sind schmal. Der Gift-Hahnenfuß (*R. sceleratus* L.) ist dagegen aufrecht, sehr stark verästelt, hat einen dicken, saftigen Stengel und handförmig geteilte, fleischige, etwas fettig glänzende Blätter. Er bildet zahlreiche, blaßgelbe, kleine Blüten, aus denen länglich-walzenförmige Fruchtköpfe mit vielen Früchten entstehen. Sehr gern und massenhaft tritt er in Gräben auf, die zuvor gesäubert wurden. Hier kommt auch der Sumpf-Dreizack (*Triglochin palustre* L.) vor. Die sehr schlanke Pflanze hat fast nur grundständige, schmale Blätter und an der Spitze des Stengels eine lange Traube aus vielen kleinen, gelbgrünen Blüten.





Fliegenartige Höswurz  
(*Gymnadenia conopsea* L. R. Br.).



Fieberklee (*Menyanthes trifoliata* L.).

Aufn.: W. Hartwich (2)

Ziemlich nasse Orte bevorzugen zwei stattliche, weißblühende Doldenblütler, der Aufrechte Merk (*Sium erectum* Huds.) und der Breitblättrige Merk (*S. latifolium* L.). In den Gräben des Gebietes gedeihen hier und da drei sehr hübsche Ehrenpreis-Arten. Der Schild-Ehrenpreis (*Veronica scutellata* L.) hat wechselständige Trauben mit bläulichweißen Blüten. Bachbungen- und Wasser-Ehrenpreis (*V. beccabunga* L. und *V. anagallis-aquatica* L.) besitzen gegenständige Trauben mit schön blauen Blüten. In den Verlandungszonen leuchten die blauvioletten Blüten des Sumpf-Helmkrautes (*Scutellaria galericulata* L.). Auf den nassen Wiesen östlich des Schapenbruchteiches sehen wir die weißen Blütendolden des Sumpf-Haarstrangs (*Peucedanum palustre* [L.] Moench). Im Ufergebüsch klettert der Bittersüße Nachtschatten (*Solanum dulcamara* L.), leicht kenntlich an den violetten Blüten. Zwei Farne enthält das Gebiet, den Dornigen Schildfarn (*Dryopteris austriaca* [Jacq.] Woyen.) auf Teichdämmen und den Sumpffarn (*D. thelypteris* [L.] Gray) in der Nähe des Kreuzteiches. Einige weitere häufige und ziemlich bekannte Pflanzen zähle ich nur auf: Sumpf-Vergißmeinnicht, Wasser-Hanf, Wiesen-Platterbse, Sumpf-Hornklee, Sumpf-Ziest, Spierstaude, Lysimachie, Behaartes Weidenröschen, Zaunwinde, Wasser-Kreuzkraut, Wolfsfuß, Sumpf-Ruhrkraut und Blut-Weiderich.

Besonders bemerkenswerte Seltenheiten sind außerdem: Zypergras-Segge (*Carex cyperoides* L.) und Zypergrasähnliche Segge (*C. pseudocyperus* L.), beide am Nordrande des Schapenbruchteiches.

Nadel-Sumpfried (*Eleocharis acicularis* [L.] R. u. Sch.) und das Eiförmige Sumpfried (*E. ovata* [Roth] R. u. Sch.), beide im Ziegelkamp- und Jürgensteiche, besonders in trockenen Jahren. Schwarzbraunes Zypergras (*Cyperus fuscus* L.), 1946 und in den folgenden Jahren am Grunde der zerborstenen Betonbecken des Lünischteichbades in Menge, aber wohl wieder verschwunden. Bertram gibt es 1908 für Riddagshausen an.

Gemeiner Wasserschlauch (*Utricularia vulgaris* L.) und Übersehener Wasserschlauch (*U. neglecta* Lehm.), Kamm-Laichkraut (*Potamogeton pectinatus* L.) und Großer Hahnenfuß (*Ranunculus lingua* L.), alle vier in den Entwässerungsgräben im Südteil des Schapenbruchteiches; Wasserfeder (*Hottonia palustris* L.), in Gräben bei Schäfersruh.

Breitblättriges Knabenkraut (*Orchis latifolia* L.) auf Wiesen bei Schäfersruh. Königsfarn (*Osmunda regalis* L.).

Zu achten ist auf die Kreuzungsformen zwischen der Kohlartigen Kratzdistel und der Stengellosen Kratzdistel (*Cirsium oleraceum* [L.] Scop. x *C. acaule* [L.] Scop.), die ich vor etwa 35 Jahren im Gebiet beobachtete.

Gefahndet werden müßte nach folgenden von Bertram angegebenen Arien: Wiesen-Alant (*Inula britannica* L.), Ährenblütiges Tausendblatt (*Myriophyllum spicatum* L.), Gemeines Hornblatt (*Ceratophyllum demersum* L.), Kleines Quellkraut (*Montia verna* Neck.), Kanadische Wasserpest (*Elodea canadensis* Rich. em. Rchb.) und die Krebschere (*Stratiotes aloides* L.).

Im Gebiet sind sicherlich verschwunden:

Herbst-Zeitlose (*Colchicum autumnale* L.), Gelbweißes Ruhrkraut (*Gnaphalium luteo-album* L.), Niederliegendes Fingerkraut (*Potentilla supina* L.), Wasser-Schlammkraut (*Limosella aquatica* L.), Strandling (*Littorella uniflora* Asch.) und der Farn Nattertunge (*Ophioglossum vulgatum* L.) am Südrande des Kaulenteiches. Die Orchideen-Art Fliegenartige Höswurz (*Gymnadenia conopsea* [L.] R. Br.) beobachtete ich zuletzt blühend 1942 im Übergangsraum zwischen dem Westrande des Kaulenteiches und der Buchhorst nahe dem Fußwege nach Waldfrieden.

## Über die Wasserschneckenfauna der Teiche und Gräben des Naturschutzgebietes Riddagshausen

von Ellen Weber

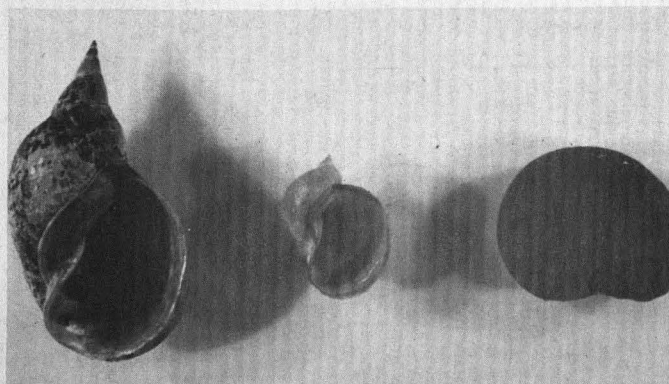
Fast jeder Urlauber, der seine Ferien an der See verlebt, bringt sich, von der Vielfalt der Formen und Farben begeistert, einen Beutel oder eine Schachtel voll Schnecken- und Muschelschalen mit nach Hause. Aber nicht nur diese Meeres-tiere, sondern auch unsere Süßwasserarten zeigen eine große Mannigfaltigkeit in ihrem Schalen- und Körperbau. Leider trifft man nur selten einen Naturfreund, der sich für die Lebensweise dieser Weichtiere interessiert, obwohl die Beobachtung in der Natur oder im Aquarium viel mehr Freude bringt als das Sammeln leerer Schalen. Auch im Naturschutzgebiet Riddagshausen achtet der Spaziergänger weniger auf diese Tiere als viel eher auf Vögel, Eichhörnchen und Wild, weil diese mehr ins Auge fallen.

Unter den etwa 280 mitteleuropäischen Schneckenarten sind die Süßwasserschnecken eine kleine Gruppe. Durch die starke Vermehrung (die große Spitzschlammschnecke hat im Jahr ungefähr, wenn sie 50 Laichschnüre mit jeweils ca. 60 Eiern absetzt, eine Nachkommenschaft von 3000 Jungen) und die daraus entstehende Vielzahl der Individuen sind sie aber häufige Tiere unserer Süßwasserfauna. Über ihre Aufgabe in der Natur wissen wir noch wenig. Bekannt ist, daß sie Vertilger faulender Pflanzen- und Tierstoffe sind, daß sie als Nahrung für Wasservögel, manche Frösche und Molche und vor allen Dingen für unsere Nutzfische in Betracht kommen und daß sie zur Beurteilung von Wasserverunreinigungen durch industrielle und andere Abwässer benutzt werden können.

Arten- und individuenreiche Schneckenbesiedlung findet man in weitgehend biologisch ausgewogenen Gewässern mit reicher Vegetation. Diese Bedingungen sind in den Teichen und Gräben des Naturschutzgebietes Riddagshausen gegeben. Die Tiere leben hier meistens im Röhricht, das überwiegend von Schilf und Rohrkolben gebildet wird, unter den Schwimmblättern der weißen Seerose, der gelben Teichrose, an den Laichkräutern und dem rosarot blühenden Wasserknöterich. Die Schnecken fressen die Pflanzen aber kaum. Ihre Nahrung besteht vielmehr aus Algen, die den von den Fischern so genannten Aufwuchs auf den größeren Pflanzen bilden, aus toten Fischen, auch aus abgestorbenen Artgenossen und sich zersetzenden größeren Pflanzen.

Eine weitere wichtige Nahrungsquelle ist ebenfalls in Riddagshausen gegeben. Da die Ufer der Teiche und Gräben reichlich mit Laubbäumen bestanden sind, finden sich alljährlich große Mengen von Fallaub im Wasser. Kurz nach dem Fall werden die Blätter kaum gefressen. Beginnt aber die Zersetzung, kommen zuerst die großen, später auch die kleineren Schnecken und fressen an dem sich auflösenden Laub. Im Frühjahr, wenn die Blätter den ganzen Winter über im Wasser gelegen haben, findet man sogar frisch geschlüpfte Jungtiere aller Arten an diesem Laub fressend. Oft kann man, bei genauem Hinsehen, völlig skelettierte Blätter im Wasser finden. Die Schnecken spielen also (neben anderen großen und kleinen Organismen) eine große Rolle bei der Umwandlung des Fallaubes in Nährstoffe in den Riddagshäuser Teichen.

Wenn es sich bei diesen Teichen nun auch um künstlich angelegte Gewässer handelt, die zudem noch fischwirtschaftlich genutzt werden, so befinden sie sich doch in einem weitgehend biologischen Gleichgewicht. Manche natürlichen Gewässer in der Umgebung von Braunschweig, wie z. B. die Oker und ihre Altwässer, zeigen



Von links nach rechts:

Große Spitzschnecke,  
Ohrförmige Schlamm-  
schnecke und Posthorn-  
schnecke.

Aufn.: E. Weber

weitgehend entgegengesetzte Verhältnisse. Durch die Verschmutzung fehlen die Wasserschnecken entweder ganz, oder aber es kommen in großer Anzahl die Vertreter einiger ganz weniger Arten vor, wie z. B. die Posthornschncke in einer Okerbucht bei Olper. In Riddagshausen finden wir im Gegensatz dazu die Vertreter vieler verschiedener Arten.

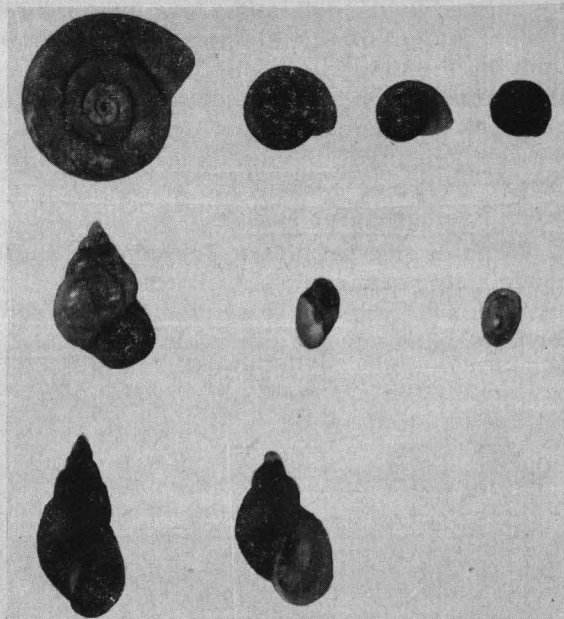
Die in Riddagshausen vorkommenden Wasserschnecken lassen sich in zwei Gruppen einteilen: In die Unterklassen

Vorderkiemer (Prosobranchia) und Lungenschnecken (Pulmonata)

Wie die Namen schon sagen, ist die Atmung dieser beiden Gruppen ganz verschieden. Die Vorderkiemer atmen mit einer Kieme und sind somit streng an das Wasser gebunden. Die Lungenschnecken, in unserem Falle die Wasserlungenschnecken (Basommatophora), besitzen wie die großen roten und schwarzen Wegschnecken und die z. B. aus dem Elm bekannte Weinbergschncke eine Lunge und atmen atmosphärische Luft. Sie müssen also zum Atmen an die Wasseroberfläche kommen. Nur wenn sie in größeren Tiefen leben, können sie sich auf Hautatmung umstellen und ihre Atemhöhle mit Wasser füllen. Beide Gruppen besitzen ein Paar Fühler (im Gegensatz zu den Landschnecken, die zwei Paar haben), die sich nicht einziehen lassen, und an deren Grund sich die Augen befinden. Die in Riddagshausen lebenden Vorderkiemer haben alle einen sich an ihrem Fuß befindlichen Deckel, mit dem sie das Gehäuse verschließen können. So ist ihnen das Überleben möglich, wenn im Herbst die Teiche zum Abfischen abgelassen werden. Die Lungenschnecken atmen ja atmosphärischen Sauerstoff, und das Überleben im nassen Schlamm ist für sie daher von dieser Seite her kein Problem.

Aus der Gruppe der Vorderkiemer ist eine Familie mit der Langfühlerigen Schnauzenschncke (*Bithynia tentaculata* [L.]) in Riddagshausen reich vertreten. Diese Art wird von den Fischereibiologen als Schleischncke bezeichnet, da sie stets zusammen mit der Schleie auftritt. Man findet sie zwar auch in abwasserbelasteten Gewässern, aber sie verändert dort ihr Gehäuse und ist meistens mit einer Faulschlammschicht überzogen. In Riddagshausen findet man nur Exemplare mit normalen, blanken Gehäusen.

Die reichste Gruppe der Wasserschnecken in Riddagshausen bilden die Wasserlungenschnecken. Die größte einheimische Wasserschncke, die Spitzschlammschncke, gehört



Von links nach rechts: Oben: Flache, Spiralförmige und Weiße Tellerschncke; Mitte: Langfühlerige Schnauzenschncke, Quellen-Blasenschncke und Teich-Napfschncke; Unten: Sumpfschncke und Wandernde Schlammschncke.

Aufn.: E. Weber



zur Familie der Schlamm-schnecken (Lymnaeidae), die außerdem noch durch <sup>1</sup> die Ohrförmige Schlamm-schnecke (*Radix auricularia*), die Eiförmige Schlamm-schnecke (*Radix peregra* f. *ovata* Müll.), die Kleine Schlamm-schnecke (*Galba truncatula*) und die Sumpfschnecke (*Galba palustris*) vertreten ist. Alle Schlamm-schnecken sind recht große Tiere und stellen eine gute Nahrung für Wasservögel und Fische dar. Viele Fische, vor allem auch Karpfen, sind in der Lage, die weichen Körper aus den Gehäusen herauszudrehen und die Schale auszuspuken. Alle Vertreter der Schlamm-schnecken haben zwittrige Geschlechtsorgane und können sich, wenn sie isoliert gehalten werden, selbst befruchten. Durch diese Art der Fortpflanzung und die große Menge der abgelegten Eier ist stets für eine große Nachkommenschaft und weitere Verbreitung gesorgt. Die Eier werden in länglichen oder runden Laichballen abgelegt und sind in eine durchsichtige, gallertartige Masse eingebettet. Oft findet man derartige Schnüre unter den Schwimmblättern der See- und Teichrosen, manchmal sogar auf den Gehäusen umherkriechender Schnecken, wo sie beim Abweiden der Algen abgelegt wurden.

Eine zweite Familie der Wasserlungenschncken bilden die Blasenschncken <sup>2</sup> (Physidae). Während alle anderen Vertreter der Lungenatmer rechtsgewundene Gehäuse besitzen, sind die der Blasenschncken linksgewunden. Außerdem haben sie noch die Besonderheit, wie die Landschncken Schleimfäden auszuseiden, die man im durchsonnten Wasser gut sehen kann und an denen sie auf- und abkriechen. Als dritte Besonderheit muß noch die starke Schüttelbewegung, die die Tiere ausführen, wenn ein Schnckenegel sie berührt, angeführt werden. Allerdings wird durch die Abwehr des einen Feindes oft ein anderer angelockt. Denn aufmerksam gemacht durch die heftigen Bewegungen schnappen oft Fische nach dem guten Bissen.

Das Charakteristische an der dritten Familie, den Tellerschncken (Planorbidae), <sup>3</sup> ist das scheibenförmige Gehäuse. In Riddagshausen finden wir die große Posthornschncke (*Planorbis corneus*), die Flache Tellerschncke (*Planorbis planorbis*), die Spiralförmige Tellerschncke (*Spiralina vortex*), die Enggewundene Tellerschncke (*Bathyomphalus contortus*), die Weiße Tellerschncke (*Gyraulus albus*) und die in der Braunschweiger Umgebung sehr selten gewordene Scharfrandige Tellerschncke (*Armiger crista*). Sie können die Trockenzeiten in den Teichen gut überstehen, da sie sich sehr tief in ihre Gehäuse zurückziehen vermögen. Die kleineren Arten werden gern von Köcherfliegen zum Bau ihrer Köcher verwendet. Aber nicht nur leere Schalen kommen als Baumaterial in Frage, sondern auch lebende Schnecken. Wasservögel und Ratten fressen die große Posthornschncke gern.

Als vierte und letzte Familie der Lungenschncken sind noch die Teich-Napfschncken <sup>4</sup> (Acroloxidae) zu nennen. Die Schalen dieser Tiere sind gewindelos und schildförmig mit einer kleinen nach links gebogenen Spitze. Die Teich-Napfschncken sitzen fast immer an der Unterseite von Blättern auf dem Wasser schwimmenden Pflanzen und bewegen sich nur wenig und sehr langsam.

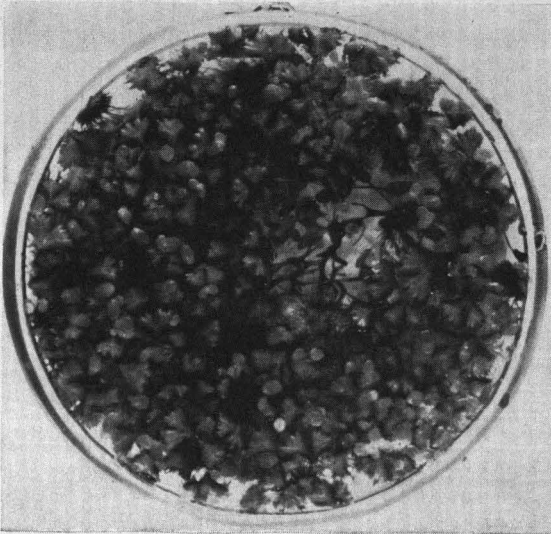
Aus diesen kurzen Angaben ist zu ersehen, daß unser Naturschutzgebiet Riddagshausen nicht nur für die dem Naturfreund leicht auffallenden Tiergruppen, z. B. die Vögel, ein Refugium darstellt, sondern auch für die in manchen Fällen in unserem Braunschweiger Raum selten gewordenen Vertreter unserer Wasserschnckenfauna.

## Über eine bemerkenswerte Wasserpflanze im Naturschutzgebiet

von Dieter Wilhelm Weber

In einigen im Röhricht versteckten Gräben des südlichen Schapenbruchteiches im Naturschutzgebiet Riddagshausen kommt eine kleine Schwimmpflanze vor, die auf den ersten Blick leicht mit Wasserlinsen verwechselt werden kann. Beim zweiten Hinsehen stellt man jedoch fest, daß die etwa 1 cm großen Pflänzchen nicht rund, sondern etwa herzförmig gestaltet sind. Sie haben eine kräftig grüne Farbe; das auf dem Wasser schwimmende Lager (Thallus, an der Oberseite mit einer sich verzweigenden Mittelfurche versehen, besteht zum größten Teil aus Luftkammern. Die in das Wasser hinabhängenden wurzelähnlichen Gebilde sind Bauchschuppen. Es handelt sich um ein auf dem Wasser schwimmendes Lebermoos (*Ricciocarpus natans* [Linné] Corda).

Diese Art kommt, unter Vermeidung der Gebirge, fast in der ganzen Welt vor; so neben Europa in Nord- und Südamerika, Afrika, China, Japan, Indien, Australien und Neuseeland. Obwohl unser kleiner Weltbürger meist in großer Zahl auftritt, ist er doch in keinem Florengebiet häufig. Neben dem Fundort in Riddagshausen kommt in unserer Gegend die Art weit und breit nicht mehr vor. In den Altwässern der Oker und Schunter etwa fehlt sie völlig, was aber z. T. auf die starke Verschmutzung fast aller Gewässer in unserem Gebiet zurückzuführen ist.



Lebermoos  
(*Ricciocarpus natans* [Linné] Corda)

Foto und Zeichn.: D. W. Weber

Es läßt sich daher auch an dem Vorkommen unserer unscheinbaren Schwimmpflanze demonstrieren, daß im Naturschutzgebiet Riddagshausen noch in vieler Hinsicht natürliche Verhältnisse bestehen, die in hohem Maße schutzwürdig, aber auch -bedürftig sind. In diesem Zusammenhang muß davor gewarnt werden, die Röhrichte im Naturschutzgebiet mit Hilfe von chemischen Bekämpfungsmitteln (Herbiciden) zurückdrängen zu wollen. Nebenwirkungen auf andere Organismengruppen sind nicht auszuschließen.

Wir haben hier also einen Fall vor uns, wo ein interessanter Vertreter unserer Flora nicht durch blumenpflückende oder „botanisierende“ Mitmenschen, sondern durch die Begleiterscheinungen unserer Zivilisation (Wasserverschmutzung etc.) in seinem Bestand gefährdet ist.

Daß die hier behandelten Pflanzen in unserem Gebiet nur noch eine Zuflucht im Naturschutzgebiet Riddagshausen gefunden hat, wirft ein bezeichnendes Licht auf dessen Bedeutung.

## *Ein Beitrag der Burgenforschung zur Kenntnis der heimischen Tierwelt des Mittelalters*

von Hans-Adolf Schultz

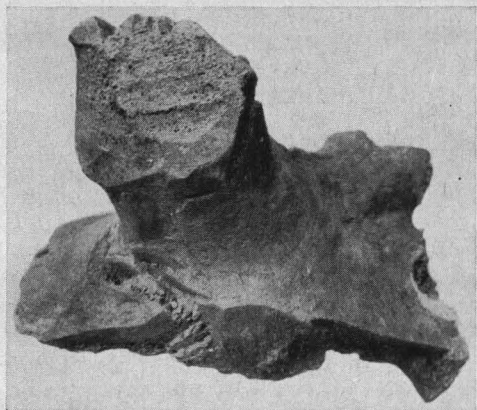
Seit 1962 fanden in den Wällen und Gräben am Nordrande des Elmes über Warberg, Kreis Helmstedt — häufig einfach die „Warburg“ genannt — umfangreiche Untersuchungen statt. Von jeher war vermutet, daß es sich bei dieser Befestigungsanlage zum Unterschied von der offenbar jüngeren Wasserburg im Dorfe um die „alte“ Burg Warberg handeln müsse, die während des Thronstreites zwischen König Philipp von Schwaben und König Otto IV. bei dem Vorstoß des Staufers in die welfischen Lande im Anschluß an den bekannten Hoftag in Magdeburg zu Weihnachten 1199 von den Truppen des staufischen Parteigängers Erzbischof Ludolf von Magdeburg gleichzeitig mit der Stadt Helmstedt zerstört worden war.

Archäologische Untersuchungen waren an dieser Stelle im Elm noch nicht durchgeführt worden. Von ihnen waren um so interessantere Ergebnisse zu erwarten, als nach der genannten Zerstörung — 1199 — kein Wiederaufbau der Burg an der gleichen Stelle erfolgt ist. Damit ergab sich für die dortigen Funde an Keramik, Waffen, Werkzeugen und Kunstgegenständen ein *Terminus ante quem* und damit die Hoffnung, zu der so dringend erwünschten, fest datierbaren Typologie derartiger hochmittelalterlicher Funde zu gelangen. Daneben war selbstverständlich die planvolle Untersuchung eines in unserem Gebiet noch kaum erforschten Burgentyps, nämlich einer hochmittelalterlichen Turmhügelburg, von erheblichem Interesse.

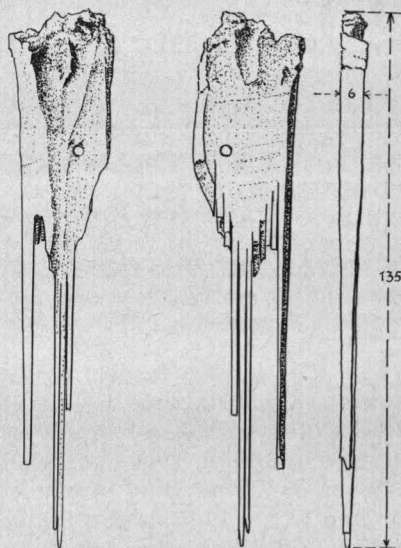
In diesem Rahmen können nicht der gesamte Grabungsablauf (1962—1966) und die Ergebnisse im einzelnen dargestellt werden. Sie müssen nur kurz angesprochen werden, um das allgemeine Kulturbild aufzuzeigen, in dem auch die heimische mittelalterliche Tierwelt eine wichtige Rolle spielt.

Die gesamte Anlage besteht aus zwei Teilen — einer Vorburg mit den erforderlichen Zugangs-Sicherungsbauten und zweckmäßigen Wirtschaftsgebäuden und der Hauptburg, deren Kern (220 m ü N N) einen Durchmesser von 54 m aufweist. In ihr standen:

- ein mächtiger Wohnturm als Hauptgebäude (3 m Mauerstärke, 13 m Außenlänge, quadratischer Grundriß, daher Innenmaß der Räume 7 mal 7 m);
- ein Wirtschaftshaus, nordwestlich von dem Wohnturm mit 2 Öfen;
- ein Torhaus, durch das der Zugang in die Burg erfolgte;
- ein Eisenschmelz-Ofen, Kugelform, in einem sehr massiv erbauten Hause;
- ein Backofen am Ostrande der Innenfläche, unmittelbar an die obere Außenmauer angesetzt;
- ein Brunnen, lichte Weite 1,60 m, vermutlich 40 m tief;



Schädelknochen vom Rind mit deutlichen Bearbeitungsspuren.



Aus einem Röhrenknochen des Rindes gearbeiteter Kamm.

drei kleinere Häuser, wohl mit wirtschaftlicher Nutzung;  
die gesamte Umfassungsmauer.

An Funden traten auf:

sehr viel Keramik, eindeutig in Form, in Tonzusammensetzung und in Farbe (rot-braun bis schwarz-braun); ungemein wichtig für die Aufstellung einer allgemeingültigen Typologie der romanischen und gotischen Gefäße des Landes Braunschweig; Werkzeuge, zumeist aus Eisen, verschiedenste Formen; Beschläge von Türen und Fenstern; Schlösser und drei Schlüssel; Hufeisen einheitlicher spätromanischer Form; Messer, Scheren, kleineren und größeren Formates; Waffen, so Pfeilspitzen, Bolzen, Armbrust-Nüsse, Stangenwaffen, Sporen u. a.; Knochenschnitzereien, besonders zu erwähnen die Platte mit der Wohnturmdarstellung und der Basilisk; Kupfertreibarbeiten, vergoldet; Schmuckbänder verschiedener Form und Verzierung, wohl von Reliquienkästchen.

Zu diesen Funden gehörten auch viele Knochen einheimischer Tiere, die genauso sorgfältig aufgesammelt und in ihrer Lage aufgenommen wurden. Sie lagen:

- im Wirtschaftshaus, neben den Öfen;
- außerhalb an der Westseite des Wirtschaftshauses vermutlich in einer dafür hergerichteten Abfallstelle;
- außerhalb der Mauer, die den Burgkern umschloß.

Ferner sei erwähnt, daß an der Süd-West-Ecke des Wohnturmes die Reste einer Knochenschnitzer-Werkstätte aufgedeckt wurden. Unmittelbar in der Kulturschicht von 1199 lagen viele bearbeitete Knochen, Abschlüge oder begonnene Knochenarbeiten auf einer etwa  $2\frac{1}{2}$  m im Durchmesser großen Stelle eng beieinander — ein Beweis, daß die hier gefundenen, sehr wertvollen Knochenschnitzereien auch in der Burg Warberg selbst hergestellt worden sind.



Die Bestimmung der Knochenfunde konnte selbstverständlich nur von einem Fachwissenschaftler vorgenommen werden. Für uns führte sie Herr Hauptkonservator Dr. Adolf Kleinschmidt vom Staatlichen Museum für Naturkunde, Stuttgart, Schloß Rosenstein, (früher am Naturhistorischen Museum in Braunschweig tätig) aus. Mit großer Mühe und mit einer peinlichen Genauigkeit unterzog er sich dieser schwierigen Aufgabe. Ihm sei auch an dieser Stelle sehr herzlich gedankt. Mit seinem Einverständnis darf ich die Ergebnisse hier veröffentlichen.

Von den Haustieren sind Knochen vertreten von Haushuhn (*Gallus gallus*), Schwein (*Sus scrofa*), Rind (*Bos primigenius taurus*), Schaf (*Ovis aries*), Ziege (*Capra hircus*), Pferd (*Equus caballus*), Hauskatze (*Felis domesticus*).

Von den Jagdtieren fanden sich: Reh (*Cervus capreolus*), Rothirsch (*Cervus elephas*), Feldhase (*Lepus europaeus*), Rotfuchs (*Canis vulpes*).

Ferner traten Knochen auf vom Dachs (*Meles taxus*) und von der Elster (*Pica pica*).

Im einzelnen ist noch zu erwähnen:

Pferd: Offensichtlich eine kleinere Wuchsform, die auch als Fleischtier verwendet wurde, und zwar im mittleren Alter als Schlachttier, sicherlich auch schon als Fohlen.

Schwein: Die Leute müssen — nach der übergroßen Menge an Knochen zu urteilen, eine sehr bedeutende Schweinezucht gehabt haben. Es ist sehr schwer Wild- von Hausschweinen zu trennen. Die großen Hauer können (müssen aber nicht) von Wildschweinen sein. Auffällig ist die kompakte Zahnmasse!

Schaf: Ohne Zweifel alles Haustiermaterial. Beachtlich ist die mehrfach auftretende Hornlosigkeit. Wir haben es also hier mit einem schon sehr gut durchgezüchteten Haustierstamm zu tun. Auch kleinere Stirnzapfen weisen darauf hin (= Reduktion der Hornbildung, ausgesprochenes Domestikationszeichen!)

Ferner wurde beobachtet, daß in einigen Fällen der erste Prämolare fehlt. Dies muß ebenfalls als degenerative Domestikationserscheinung aufgefaßt werden.

Rind: Wir haben hier offensichtlich, vielleicht besser ausgedrückt — mit großer Wahrscheinlichkeit, zwei verschieden große Haustierrassen. Eine kleine Rasse (viele Knochen) und eine mittelgroße Rasse. An einem Schädelstück findet sich ein kleiner Hornzapfen. Es gibt ähnliche Bildungen beim Schaf. Hier wird es jedoch ein kleiner Bulle sein, der schon sein Hörnchen, wenn auch mit zartem, kälberhaftem Knochenfeinbau ausgebildet hat. Die innere Grobstruktur weist letztlich auf Rind.

Von den Jagdtieren muß gesondert erwähnt werden, der

Rothirsch: Alle Knochen zeigen eine besondere Stärke, entsprechend der durchschnittlichen Stärke der mittelalterlichen mitteleuropäischen Rothirschpopulationen.

Die Knochen der anderen, ebenfalls erwähnten Tiere weisen keine Besonderheiten auf. Die Tiere werden den heute lebenden ähnlich wenn nicht gleich ausgesehen haben.

So ergaben die Untersuchungen in der Turmhügelburg Warberg nicht nur wichtige geschichtliche und kunstgeschichtliche Erkenntnisse, sondern vervollständigten anhand des Knochenmaterials in klarer, überzeugender Form die Kenntnis von dem Bestand der heimischen Tierwelt unseres Braunschweiger Landes.

## *Ein fast ganz vergessener alter West-Ost-Weg über den Harz*

von Rudolf Weiß

Karl der Große hat nach der Überwindung der Sachsen den Harz, als unter Königsbann stehend, in sein Frankenreich einbezogen. Er hat auch Veranlassung genommen, auf dem Harz die Erbauung von sogen. Königshöfen anzuregen, wenn nicht sogar durchführen lassen. Dabei darf man wohl als sicher annehmen, daß sie nicht irgendwo in der Wildnis erbaut wurden. Man wird sicher auch Rücksicht darauf haben nehmen müssen, wie sie zu erreichen waren, denn, da sie benutzt werden sollten und auch benutzt wurden, mußte auch Gelegenheit gegeben sein für Nachschub von Lebensnotwendigkeiten. Daß man dazu bereits vorhandenen Transport- und Reisegelegenheiten den Vorzug vor etwa ganz neu anzulegenden Wegen gegeben hat, scheint nur folgerichtig gedacht zu sein. Auch an das Vorhandensein von ausreichendem Wasser mußte gedacht werden. In den Namen der Königshöfe Bod(e)feld(e), Hasselfelde und Selkefelde ist der Name der Flüsse, an denen sie angelegt wurden, nämlich der Bode, der Hassel und der Selke, noch unmißverständlich enthalten. Sollte es bei Siptenfelde anders sein?

Diese Höfe wurden von den deutschen Königen besonders gern für ihre Jagdreisen benutzt. Wenn man weiß, daß Kaiser Heinrich III. auf Bodfeld am 5. Oktober 1056 in den Armen des Papstes Viktor II. und bei Anwesenheit mehrerer Reichsfürsten verstorben ist, darf man sich diese Königshöfe auch gar nicht so klein vorstellen. Sie mußten doch Raum geboten haben zur Unterbringung des Königstrosses und des immerhin doch auch nicht ganz kleinen Gefolges der jeweiligen Gäste.

Die für diese Reisen benutzten Reisewege führten möglichst schnell auf die Höhe des Harzes, da nur dort allein ein Vorwärtskommen gewährleistet war. Die Täler im Harze waren wegen des Wassers und wegen des Gerölles von größeren und kleineren Klippen zur Benutzung als Wege nur in den allerseltensten Fällen herzurichten. Man bedenke, daß das Schießpulver, das bei heutigen Wegeanlagen im Gebirge eine nicht mehr wegzudenkende Rolle spielt, noch gar nicht erfunden war, als die Kaiser und Könige ihre Reisen zu den Königshöfen durchführten. Daß die Wege in den damals vorliegenden Verhältnissen auf mancherlei Schwierigkeiten stießen, kann man sich leicht vorstellen. Hindernisse, die man nicht beseitigen konnte, mußte man umgehen. Nicht selten angetroffene nasse Strecken mußte man durch Einlagerung von Holz überhaupt erst passierbar machen. Solche Wege bezeichnete man früher und auch heute noch als Bohlwege. Je nach dem verwandten Holze nannte man sie auch „Dielenwege“, wobei man nicht an den heutigen Begriff „Dielen“, d. h. geschnittene dicke Bretter denken darf. Wahrscheinlich waren es wohl nur gespaltene Holzstämme, die man mit der flachen Seite nach oben verwandte. Eigenartig aber ist die Bezeichnung mehrerer Wegestrecken mit „Schachtholzweg“. Man ist zuerst versucht, namentlich, wenn Bergwerke in der Nähe gelegen sind, die Wegenamen mit diesen derart in Verbindung zu bringen, daß sie Wege bezeichneten, auf denen das zum Schachtbau benötigte Holz herangebracht wurde. Zweifel wird man an dieser Auslegung hegen dürfen, wenn, wie das manchenorts der Fall ist, diese Wegenamen in größerer Entfernung von einem Bergwerke überliefert worden sind.

Für das Alter mancher Wege spricht außerdem noch, daß sie sehr häufig, wenn auch vielleicht nur streckenweise, zugleich als Grenze dienten. Das ist nun nicht

so zu verstehen, daß man sie an den Grenzen anlegte, sondern so, daß man, als es wünschenswert wurde, Grenzen festzulegen, dazu auf alte, schon vorhandene Wege bzw. auf die sie begleitenden Wasserläufe zurückgriff. So erklärt es sich auch, daß z. B. der alte „Heidenstieg“, den man später auch den Kaiserweg nannte, auf großen Strecken als Gaugrenze bei der ältesten Einteilung im Gause durch Karl dem Großen diente. Später wurde er dann auch Bistumsgrenze und Grenze zwischen den einzelnen welfischen Herzogtümern sowie noch bis vor wenigen Jahren Landesgrenze zwischen Preußen, nämlich der Provinz Hannover, und dem Herzogtum Braunschweig.

Der Heidenstieg ist einer der ältesten Wege, die den Harz in der nordsüdlichen Richtung überquerten. Es gab mehrere in dieser Richtung verlaufende alte Harzwege. Von einem anderen wird später noch die Rede sein. Hier will ich nun von einem alten Wege berichten, der über den Harz von Ost nach West führte, und der den Kaisern und Königen für den Besuch der „Königshöfe“ gedient haben wird. Für berechtigt dazu halte ich mich, weil ich als Förster lange Strecken desselben in meinen ehemaligen Dienstbezirken der Forstämter Harzburg I und II sowie Braunlage und Hasselfelde aus eigener Anschauung gründlich kennenlernen konnte.

Der Ausgangspunkt soll die Kaiserpfalz Goslar sein. Der von mir zu schildernde Weg wird nicht der einzige dazu geeignete gewesen sein. Es führen ja, wie man zu sagen pflegt, viele Wege nach Rom. Und der lange Zeitraum von der ersten bis zur letzten Kaiserreise zu den Königshöfen im Harz läßt ja die Möglichkeit einer zeitweiligen Änderung des Wegeverlaufes durchaus zu. Bleiben wir also einmal auf der von mir gewählten Wegeroute, die sich als „alter Weg“ kennzeichnet, weil sie später auf vielen Strecken als Grenzweg dient bzw. neben dem als Grenze dienenden Wasser verläuft. Aber auch eine zweite Eigenart kennzeichnet ihn als einen alten, ja sehr alten Weg. Er führt nämlich, aus einer Landschaft kommend, ohne irgendeine Besitzgrenze zu respektieren, in und durch andere Landschaften, was bei einer in einer jüngeren Zeit sicher schon erfolgt gewesen Festlegung der verschiedenen Besitzgrenzen wohl nicht so sehr einfach gewesen wäre.

Für meine Wegeb Beschreibung benutzte ich als Kartenunterlage von Goslar bis zum „Großen Romketale“ das Meßtischblatt Zellerfeld der Königl. Preuß. Landesaufnahme. Von dort bis Elend die Harzklubkarte für den westlichen Harzteil, die vom Harz-Heideverlag von Rudolphi in Braunlage herausgegeben wird. Von Elend bis zur Kleinen Trogfurt konnte ich das Blatt „Brocken“ der großen Harzklubkarte benutzen. Von der Kleinen Trogfurt bis Stiege stand mir nur die Harzroutenkarte zur Verfügung. Für die Umgebung Braunlages aber konnte ich die alte Karte der „Bergstadt“ Braunlage des Oberjägermeisters Joh. Georg von Langen vom Jahre 1726 zu Rate ziehen.

In Goslar gilt es als sicher, daß sich der alte Kaiserweg an der Ostseite des Rammelsberges entlang an dem Abhange zum Dörpketale noch heute erkennbar abzeichnet. Er führt dann weiter über die schon früh „Sydekum“, heute Südekum genannte Höhe, die zu einem letzten Blicke in die Ebene einläßt, und weiter nach dem auf der Karte des Forstamtes Oker (jetzt Harzburg II) als „Qualickenplatz“ bezeichneten Höhepunkt des Weges am „Dickekopf“. Hier gabelt sich der Weg. Geradeaus geht der „Fastweg“ oder „Hohestieg“ genannte Höhenweg auf dem

Rücken des „Die Schalke“ heißen Bergrückens nach Zellerfeld und weiter nach Osterode. Er wird vielleicht jünger sein als unser Kaiserweg. Der Reiseweg der Kaiser führte zuerst als Grenzweg zwischen Goslarischem und Braunschweigischem Forstbesitz und später im Gr. Birkentale abwärts zur Okerfurt bei dem heutigen Romkerhalle. Die Verbindung zwischen den letztgenannten beiden Wegestrecken bildete der als „Schachtholzweg“ auf den Karten ausgewiesene steile Hohlweg am Dickekopf. Auf der Strecke vom Schachtholzweg bis zur Okerfurt bildet unser Weg die Grenze zwischen Braunschweigischem und ehemals Hannoverschem Forstbesitz.

Hier an der „Okerfurt“ lag früher die Wildensteinshütte (1487 „de Hutte tom Wildenstein“). Südlich davon war auf einem steilen Bergkegel die „Birkenburg“ gelegen, die wohl zum Schutze der Hütte und auch unseres Weges dienen sollte. Die Erreichung der Wildensteinshütte von Oker aus war noch nicht gegeben, die Straße von Oker nach Altenau wurde erst 1817 gebaut. Nach Überwindung der einzigen Stelle, die innerhalb des sonst unzugänglichen Okertales als Furt oberhalb der heutigen Okerbrücke nach dem Bau der Eisenbahn nach Harzburg am künstlich angelegten Wasserfall diente, ging der Reiseweg wieder als Grenze zwischen Hannover und Braunschweig im Tale der „großen Romke“ aufwärts, vorbei an der schon 1680 als Schlackenplatz auf Karten eingezeichneten Hüttenanlage bis zu den „Dreckspöhlen“. Diese letztere Strecke führte stellenweise den Namen „Dielenweg“, herrührend wohl von einer Fahrbarmachung mit gespaltenem Holz.

Von den Dreckspöhlen heißt es in alten Schriften: „Daselbst kommen viele Wege zusammen und schneiden einander durch.“ Es sind das 1. der bisher beschriebene Weg. 2. Der Weg, der von Goslar über den sogen. Bollrich und den „Düsteren Ford“, der Okerfurt, die an der Stelle der jetzigen Messinghütte in Oker lag. Er zieht sich dann an der Nord- und Ostseite des Adenberges noch, vorbei am Henniborn und der Stiefmutterklippe über den „Röhrtanz“. Dort heißt er auch der Kohlenweg. Er geht dann durch die „Schnabelgasse“ bei den Dreckspöhlen in den früher beschriebenen Reiseweg der Kaiser über. Ein 3. Weg ist der sogen. „Salzstieg“, der von Harzburg zum Oberharz führt. An diesem früher sehr wichtigen Kreuzwege stand das 1680 und noch 1753 auf Karten verzeichnete „Wachthaus zu den Dreckspöhlen“.

Im Zellerfelder Museum befindet sich ein Reisepaß, der einem Reiter für eine Reise von Goslar nach Ellrich ausgestellt war. Dieser Paß wurde visiert an den Dreckspöhlen von einem Wachhabenden mit dem Namen „Schnabel“. Dieser Eigennamen wirft denn auch Licht auf die „Schnabelgasse“, deren Name sonst schwer zu erklären wäre. Von dort führt unser Weg am Wildenhagen und an der Südseite des Riefenbruches vorbei unter dem Namen „Eiserner Weg“ zum Spitzenberg. Auf der ganzen Strecke vom Gr. Birkentale an bis zum Spitzenberg ist unser Weg wieder Grenzweg. Der Name „Eiserner Weg“ ist abzuleiten von dem am Spitzenberg anstehenden „Magnet-Eisenstein“. Östlich vom Spitzenberg führt dann der Weg wieder den Namen „Schachtholzweg“. Er kreuzt die heutige Straße Bad Harzburg-Braunlage an der Quelle des „Kalbe“ genannten Baches und kreuzt weiter den zweiten Salzstieg, der von Harzburg über das heutige Torfhaus nach Ellrich führt. Er heißt von da an der „Ulmerweg“. Am „Schubenstein“ trifft dieser auf den alten Heidenstieg, den heutigen Kaiserweg, der über das Torfhaus weiterführt.



Von dieser Stelle aus wird, wie später noch nachgewiesen werden soll, auch ein zweiter Weg, der auf längere Strecke den Heidenstieg benutzt, zeitweise als Reiseweg der Kaiser benutzt sein. Von ihm werde ich weiterhin noch sprechen müssen.

Unser Ulmerweg führt vom Schubenstein ab am Quitschenberg vorbei zu dem alten Grenzpunkt „Dreieckiger Pfahl“. Von diesem, diesen eingeschlossen, an sind die Grenzpunkte nach Westen zu, des tiefen Hochmoores wegen, durch Eichenholzpfosten festgelegt. Der Dreieckige Pfahl, der die Grenze zwischen den fürstlich Wernigeröder und den früher hannoverschen Forsten einerseits und dem braunschweigischen Forstbesitz andererseits festhält, ist nun auch nichts weiter als ein solcher Eichenpfosten, der als dreiseitiges Prisma ausgebildet ist. Von diesem Dreieckigen Pfahl aus führt nun der Ulmerweg, die Grenze zwischen Hannover und Braunschweig bildend, bis zum Sattel zwischen dem Wurmberg und dem Gr. Winterberg. Der Name Ulmerweg, der 1732 auch der „Olkmersche Weg“ genannt wird, ist bisher schwer zu deuten.

Von diesem Ulmerweg aus führt eine alte Steintreppe auf die Kruppe des Wurmberges, die in alten Zeiten den Namen „Heidentreppe“ führte. Auf der Kuppe des Wurmberges sind in den letzten Jahren von dem Prähistoriker Dr. Nowothnig aus Hannover einstweilen noch rätselhafte große alte Anlagen entdeckt und teilweise ausgegraben worden.

Von dem Sattel zwischen Wurmberg und Gr. Winterberg führt der Ulmerweg an der „Scherstorklippe“ vorbei in das Tal der „Kalten Bode“ bei Elend.

Vor weiterem möchte ich aber jetzt von der schon erwähnten zweiten Wegestrecke sprechen. Sie führt, dem Heidenstieg (Kaiserweg) folgend, vom Schubenstein zum heutigen Torfhause. Die nun folgende Strecke bis zur Oderbrücke ist durch den Bau der Straße nach Braunlage z. T. unkenntlich geworden. Sie wurde aber bei Wegearbeiten in neuerer Zeit als Bohlweg stellenweise wieder aufgefunden. Dieser Bohlweg nördlich der „Oderbrücke“ wird urkundlich 1680 erwähnt. Daß man an dieser Stelle statt einer Furt von einer Brücke redet, ist leicht zu erklären. Da es sich bei der nur wenig Wasser enthaltenden Oder nur um eine kurze zu überbrückende Stelle handelt, führte eine leicht herzustellende Brücke schneller zum Ziele, als die Suche nach einer Furt. Von der Oderbrücke aus verlief der Reiseweg auf dem alten Heidenstieg (Kaiserweg) wieder als wichtige Grenze. Er zog sich am „alten Königskrug“ und dem „Kongensborn“ vorbei nach dem neuen Königskrug. Auf der Wiese dieser heutigen Gaststätte waren die Reste des „Neuen Schlosses“ noch zu erkennen. Grabungen des schon genannten Dr. Nowothnig legten im Herbst 1958 den alten Heidenstieg und nach Osten unmittelbar daran anschließend größere Mauerreste frei. Vom Königskrug aus führt der Reiseweg wieder weiter, den alten Heidenstieg als Grenzweg benutzend, bis in die Gegend des Forsthauses Brunnenbach. Dort läßt die alte Karte des Oberjägermeisters von Langen deutlich erkennen, daß der Weg scharf nach Osten vom Heidenstieg abbiegt. Auf den Wiesen von Braunlage ist er noch heute deutlich zu erkennen. Er überschreitet dann die Bode an der klar zu erkennenden Furt und steigt etwa parallel zur heutigen Elbingeröder Straße bis fast zum Ortsausgang. Hier biegt er nach Norden ab und führt weiter, wieder in östlicher Richtung, als alter Bohlweg nach Elend. Auf der schon erwähnten Karte heißt er dann „Der Bohlweg“, trifft westlich von Elend wieder mit dem alten Ulmerweg zusammen,

der auch nach Elend führt. In Elend wird er durch eine Furt das linke Ufer der „Kalten Bode“ gewonnen haben. Wo diese Furt lag, ist heute nicht mehr festzustellen. Bei der Ausweitung des Flußtales liegt aber die Gelegenheit dazu auf der Hand. Dem Tale der „Kalten Bode“ auf dem linken Ufer folgend, erreicht der Weg unterhalb des Zusammenflusses mit der „Warmen Bode“ die „Große Trogfurt“, wo heute die schon 1440 erbaute steinerne Brücke liegt. Hier wird auch der Zugang zum Königshofe Bodfeld zu suchen sein.

Unser Reiseweg zu den weiteren Königshöfen führt nun über die „Kleine Trogfurt“ der Rappbode, die später auch durch eine steinerne Brücke ersetzt wurde, weiter nach Hasselfelde, dort die Hassel in einer Furt überschreitend. Vom Königshofe Hasselfelde führt der Reiseweg weiter über Stiege zu dem Königshof Siptenfelde.

Zuvor aber muß ich von einem Wege sprechen, der gleich dem Heidenstiege den Harz von Nord nach Süd überquert und „Der Stieg“ genannt wurde. Dieser Stieg führte, bei Blankenburg den Harzrand erreichend, über die „Wendefurt“ der Bode zunächst nach Süden. Der Name Wendefurt hat nichts, wie man wohl vermuten könnte, mit den Wenden zu tun, sondern er bezeichnet nur eine Furt, innerhalb der sich die Wegerichtung ändert (der Weg sich wendet). Von der heutigen Straße nach Hasselfelde war 1894 noch der alte Stieg an der westlichen, etwas höher gelegenen Seite gut zu erkennen. Er überquert dann diese Straße und läuft wieder nach SO zu in der Nähe der Schöneburg vorbei nach Stiege. Auf dieser letztgenannten Wegestrecke führte der Weg, wohl erst von der Zeit nach der Erschließung des Harzes für Harzgäste an, den Namen „Siebengründerweg“, weil er durch sieben liebliche flache Wiesengründe im Laubholz verlief.

Nördlich vom Orte Stiege kreuzte dieser Stieg den Reiseweg der Kaiser, um über Birkenmoor und Neustadt nach Nordhausen weiterzuführen. Die Stelle dieses Kreuzweges ist bis heute festgehalten. Der Forstort nördlich von Stiege heißt auch heute noch „Die Kreuzwege“. Da der Ort im thüringischen Sprachgebiet liegt, wird er im Volksmunde die „Krüzewaige“ genannt.

Dieser Steig hat in Kriegszeiten und namentlich im 30jährigen Kriege häufig manche unliebsamen Besuche von Truppen und namentlich auch von Marodeuren gebracht. Aber „die Männer vom Stiege“, wie sie in alten Schriften genannt wurden, wußten sich auch zu wehren, und der Besuch wird manchem von den Besuchern schlecht bekommen sein.

Das alte Schloß von Stiege war schon früh im Besitze der „Rainsteiner“ Grafen, ging dann durch Erbfolge an die Blankenburger Grafen und kam nach Rückfall des Lehens an die Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel. Zuletzt war es beliebter Witwensitz der Herzoginnen. Einer von ihnen legt man die Worte in den Mund: Eh(e)r will ick verlaten mienen Lief, ehr ich verlate minen lewen Stieg.

Hier muß ich nun auch den Reiseweg der Kaiser verlassen, weil mir Karten und eigene Ortskenntnis fehlen. Er wird weitergehen über Siptenfelde und nach dem „wüst gewordenen“ Selkefelde und den Harzrand im Osten erreichen. Sollte einmal die unnatürliche Zonengrenze fallen, findet sich vielleicht jemand, der den Weg weiterverfolgen kann. Immerhin sind es etwa 100 km alter Wege, die ich vor völliger Vergessenheit bewahrt zu haben glaube.

## *Johann Caspar Käse (1705-1756)* *ein Gandersheimer Hofbildhauer im Rokoko*

von Kurt Kronenberg

Als die Äbtissin Elisabeth Ernestine Antonie, Herzogin von Sachsen-Meiningen und Enkelin Herzog Anton Ulrichs von Braunschweig, im Jahre 1713 den Thron der Abtei bestieg <sup>1)</sup>, den sie 53 Jahre hindurch innehaben sollte, blühte die Kunst in dem alten Kulturzentrum der Ludolfinger und Ottonen noch einmal auf. Soviel Glanz hatte es in Gandersheim nicht mehr gegeben, seit die erste deutsche Dichterin Roswitha <sup>2)</sup> hier gelebt hatte. Die neue Äbtissin richtete eine fürstliche Hofhaltung ein, erbaute ein Lustschloß in Brunshagen <sup>3)</sup> und die neue Abtei, deren Kaisersaal <sup>4)</sup> noch heute in alter Pracht erhalten ist. Sie ließ diese Gebäude sowie die Stiftskirche reich mit Kunstwerken der Plastik und Malerei ausstatten. Eine Statuengalerie wies 155 Werke auf, wozu 443 Gemälde kamen <sup>5)</sup>.

Da Norddeutschland arm an Werken des Rokoko ist, schätzen wir uns glücklich, in Bad Gandersheim und seiner Umgebung viele Werke, vor allem Plastiken dieser liebenswürdigen Kunst betrachten zu können, obwohl noch mehr zugrunde ging. Das Werk der Äbtissin Elisabeth gelang, weil sie einen Mann fand, der ihren Gedanken Gestalt verlieh: Johann Caspar Käse.

Der Hofbildhauer der prachtliebenden Fürstin entstammte einer Gandersheimer Familie. Sein Großvater Caspar Käse erwarb am 18. September 1671 das Bürgerrecht der Stadt Gandersheim, ohne daß verzeichnet ist, woher er kam <sup>6)</sup>. Der Name kommt in dem damals braunschweigischen Kreis Holzminden häufig vor. Der neue Bürger besaß schon bald ein brauberechtigtes Haus, vielleicht das gleiche, das sein Enkel später bewohnte: Moritzstraße 7 (ass. Nr. 12) <sup>7)</sup>. In der für das Jahr 1688/89 erhaltenen Brauliste ist verzeichnet, daß er am 22. Oktober 1688 Broihan baute. Die „Beschreibung des in der Stadt Gandersheim bei der Bürgerschaft befundenen Viehes vom 7. November 1688“ berichtet, daß Caspar Käse 2 Kühe und 1 Rind hielt und dafür 22 Groschen und 4 Pfennig als Viehschatz zahlen mußte. Im „Vögedingsgericht, welches den 28. Mai 1688 ist gehalten worden“, bestrafte man mit 5 Groschen: Caspar Käsen Magd <sup>8)</sup>.

Zwischen Michaelis 1677 und 78 mußte er eine Tochter begraben lassen <sup>9)</sup>. In dem Kirchenstuhlregister von 1689 <sup>9)</sup> ist verzeichnet, daß Elisabeth Hesse, Caspar Keesen Frau, den Frauenstand IX 1 innehatte, wobei bemerkt wurde: „Nach Absterben dieser ist ihr Stand ihrer Tochter Annen Dorotheen Keesen wieder zugeschrieben den 18. Juni 1700.“ Der Stand ging an Fremde über „nachdem Anna Dorothea Keese nach Heckenbeck gezogen“. Sie hatte dort am 3. Februar 1703 den aus Gandersheim stammenden Schulmeister Joachim Friedrich Pöhling von Heckenbeck geheiratet <sup>10)</sup>. Als dieser bereits am 16. Juli 1704 starb <sup>10)</sup>, vermählte sie sich am 27. Januar 1705 noch einmal mit dem Abteihofkantor Johann Caspar Küchler und wurde in der Hofkapelle St. Michaelis getraut <sup>11)</sup>. Sie starb am 1. September 1757 <sup>12)</sup>.

Bei ihrem erstgeborenen Söhnchen stand am 13. Januar 1704 Pate: Herr Heinrich Christoph Käse, pro tempore Rektor zu Gandersheim. Es war ihr Bruder, der Sohn Caspar Käses des Älteren, der bereits 1689 als Schüler ein Stipendium aus den Einkünften des Klosters Clus erhielt <sup>13)</sup>. 1670 in Gandersheim geboren, wurde

er 1703 Rektor an der Gandersheimer Stiftsschule, 1707 Rektor und Bibliothekar in Blankenburg, 1722 Pastor in Hüttenrode und von 1737 bis zu seinem Tode 1744 Pastor in Blankenburg <sup>14</sup>). Ein Schäferspiel für den herzoglichen Hof und ein Huldigungsgedicht anlässlich des Todes der an den unglücklichen Zarensohn Peters des Großen von Rußland vermählten braunschweigischen Prinzessin sind erhalten <sup>15</sup>).

Caspar Käse wurde 1692 noch einmal in einem Kontributionsregister der Stadt Ganderheim erwähnt, war 1696 bereits verstorben, da es in den Kirchenrechnungen der St. Georgskirche dieses Jahres heißt: „Relicta Caspar Käsen“ <sup>16</sup>). Sein Beruf ist an keiner Stelle angegeben, die Umstände, in denen die Kinder lebten, lassen erkennen, daß er gute Beziehungen zur Hofhaltung in der Abtei besaß, vielleicht war er bereits Bildhauer.

Außer den genannten Kindern hinterließ er den Sohn J o h a n n F r i e d r i c h K ä s e , der mehrfach als Bildhauer genannt ist. Er hatte den Kirchenstuhl IX 4 inne; VII 3 besaß „Meister Johann Friedrich Käsen, Bildhauers, Ehefrau Marie Elisabeth Lasius. Sie war am 14. März 1680 in Klein-Rhüden als Tochter des Pastors Johann Ludolf Lasius und der Pfarrerstochter Anna Dorothea Hieronymi geboren worden. Der Ehe Käse entsprossen mindestens sechs Kinder. Dem Glockenregister der Stiftskirche entnehmen wir den Eintrag: „Den 20. November 1720 hat der Bildhauer Friedrich Käse seine Frau in der Stille beisetzen lassen“ und im Juli 1722: „Nach Absterben Marie Elisabeth Lasius, des Bildhauers Johann Friedrich Käsen Ehefrau, hat ihre älteste Tochter Eleonora Anna Käsen ihrer Mutter Kirchenstuhl an sich gelöset“. Auch der Meister selbst folgte bald seiner Frau und kann nicht alt geworden sein: „Den 15. Februar 1728 ist der Bildhauer Meister Friedrich Käse begraben“. Von ihm wissen wir, daß er Bürger der Stadt und Eigentümer des Hauses Moritzstraße 7 (ass. Nr. 12) war, das an seinen Sohn Johann Caspar überging <sup>8</sup>).

Wir können kein Werk Johann Friedrich Käses mit Sicherheit nachweisen. Es liegt nahe, ihm den reichgeschnitzten und künstlerisch wertvollen Schnitzaltar von 1711 zuzuschreiben, der für den Hohen Chor der Stiftskirche gearbeitet wurde, seit 1848 in der St. Georgskirche steht. Er wird wohl ferner den Altar in der Kirche zu Wenzen geschnitzt haben, der 1717 in Gandersheim gearbeitet wurde <sup>17</sup>). Ferner sprechen die Umstände dafür, daß die Altäre von Gehrenrode (1720), Ellierode, Mahlum und Münchhof aus seiner Werkstatt stammen <sup>18</sup>).

Seine künstlerische Begabung zeigte sich in seinen Söhnen. F r i e d r i c h L u d o l f war Drechslermeister in Schöppenstedt geworden, G e o r g W o l r a d Bildhauer in der gleichen Stadt. Von ihm kennen wir den Schnitzaltar in Küblingen (1734), das marmorne Grabdenkmal der Frau Katharina Lucia Lohse in der gleichen Kirche (1735), das Lesepult (1739) und den Kanzelaltar in der Schöppenstedter Kirche, den er 1755 unvollendet hinterließ und den sein Bruder Johann Caspar fertigstellte. In Schöppenstedt lebte ferner ein J o h a n n F r i e d r i c h Käse, schon dem Namen nach ein Sohn des Gandersheimer Bildhauers; er starb 27. Juli 1750 <sup>19</sup>).

Den Höhepunkt erreichte die Familie mit dem Hofbildhauer der Gandersheimer Äbtissin, einem Meister des Rokoko, dem wir viele Werke dieser lebenswürdigen Kunst verdanken. Seine künstlerische Würdigung steht noch aus. In dem Werk von Friedrich Bleibaum: Bildschnitzerfamilien des Hannoverschen Barock



Johann Caspar Käse, Bildhauer in Gandersheim.

Gemälde von P. Haborg

(Straßburg 1924) wird er zwar erwähnt, aber in seiner vollen Bedeutung nicht erkannt. Sein Bild hängt im Herzog Anton Ulrich-Museum in Braunschweig, wohin es nach der Auflösung des Stiftes Gandersheim im Jahre 1810 gekommen ist. Nach dem Verzeichnis der Bilder der Galerie in der Abtei hat es Johann Peter Haborg gemalt <sup>20)</sup>, der vielfach für die Äbtissin tätig war. Er zeigt die vornehme Gestalt und den tiefen Blick des Künstlers, der sich als Modelleur einer plastischen Figur darstellen ließ (Abb. 1).

Johann Caspar Käse war am 12. Juni 1705 in Gandersheim geboren <sup>21)</sup>, verheiratete sich mit Christina Maria Behrens, die einer angesehenen Gandersheimer Bürgerfamilie entstammte, von der Hans Behrens am Ende des 17. Jahrhunderts

Bürgermeister war und sein Wappen in der St. Georgskirche anbringen ließ. Leider blieb die Ehe kinderlos, so daß sich die künstlerische Begabung nicht vererbte. Beide Eheleute starben frühzeitig, der Hofbildhauer am 17. Februar 1756 im Alter von 50 Jahren, seine Frau am 25. April des gleichen Jahres, erst 44 Jahre alt.

Das schönste Werk, das von ihm erhalten blieb, ist der Sarkophag seiner Gönnerin, der Äbtissin Elisabeth Ernestine Antonie, die vor zweihundert Jahren — am 24. Dezember 1766 — verstarb (Abb. 2). Sie ließ ihn bereits zu ihren Lebzeiten arbeiten und nahm persönlich großen Anteil an der Gestaltung durch Käse. Er befand sich ursprünglich in der „Meininger Kapelle“, die südlich am Chor angebaut war und 1856 abgerissen wurde. Von ihr hieß es: „Das Innere der Grabstätte besaß in seiner Wand- und Deckenmalerei (biblische und symbolische Darstellungen, Sprüche usw.), in seinen Stuck- und Bildhauerarbeiten eine reiche und würdige Ausstattung“<sup>22)</sup>. Vor hundert Jahren überführte man die Grabdenkmäler in die Andreaskapelle an der Nordseite der Kirche; dabei wurde ihre Aufstellung verändert. Die Äbtissin, lebensgroß in Marmor dargestellt, die heute in einer hochgelegenen Nische kniet, betete einst vor dem Kruzifix, das jetzt an der gegenüberliegenden Wand angebracht ist. Sie trägt ein reiches Rokokogewand und kniet auf einem prächtigen Kissen. Auf ihrem Sarg hat Johann Caspar Käse eine bewegte Szene dargestellt. Ein Engel weist auf die Inschrift hin, ein anderer bläst die Posaune. Der Künstler wagte, sie fast nackt darzustellen, und so groß ist seine Kunst, daß es nicht anstößig wirkt. Wappen, Herzogshut, Mitra und Krummstab zieren das Werk, die Kartusche für die Inschriften zeigen einen verspielten Rokorahmen. In einem Brief vom Herbst 1755 schilderte Käse selbst die Vollendung: „da die durchlauchtigste Frau Abbatissin sich resolviret, von Marmor und Alabaster ein Sarg machen zu lassen, da habe erst ein Modell müssen davon machen, wie sie es beliebte, so habe die Reise nach Blankenburg und Nordhausen unternommen, das Benötigte dazu zu bestellen“<sup>23)</sup>.

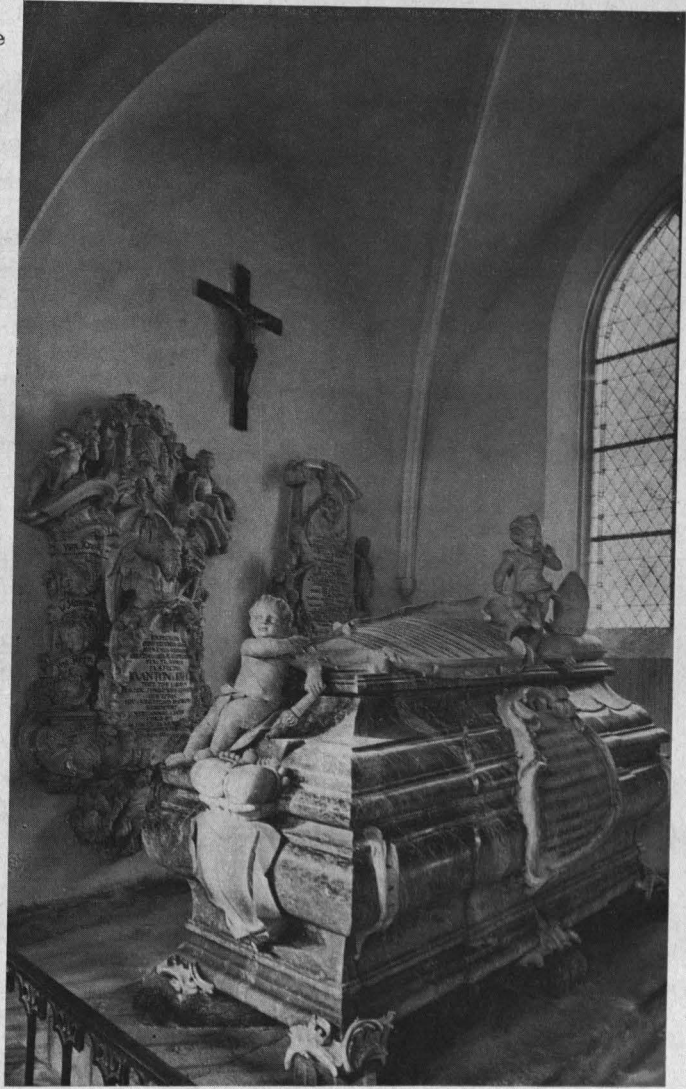
Umgeben wird die Äbtissin noch im Tode von ihrem Oberhofmarschall Johann Anton Kroll von Freyen († 1749) und den Hofdamen Elisabeth von Griesheim († 1717), Esther von Kroll († 1737) und Friederike von Bronsart († 1748), deren Grabsteine aus Sandstein sämtlich von unserem Hofbildhauer geschaffen wurden. Der Künstler berauscht durch Symbolik: Chronos, der Greis mit der Sense, weinende und auf die Inschriften deutende Engel, Putten, die einen Totenkopf im Schoß halten, geflügelte Totenköpfe, Stundenglas und die umgekehrte Fackel. Kein Symbol des Todes fehlt, und doch gelang es dem Künstler, alle Schwere und Trauer fernzuhalten. Chronos ist ein Charakterkopf, die Putten sind reizende Kinder. Gewiß ist alles überladen und verschnörkelt, doch, kommt nie der Eindruck des Kitsches auf. Die Kunst Johann Caspar Käses adelt den Stil.

Voll Symbolik ist auch der Elisabethbrunnen an der Abtei, mit dem der Oberhofmeister von Kroll seiner Herrin 1748 ein Denkmal setzte. Er ließ sie als Wohltäterin der Armen darstellen, als Heilige Elisabeth von Thüringen, wie sie einem Bettler das Brot reicht. Das Wasser ergießt sich (auf jeder Seite) über drei Muscheln in eine große dreiteilige Muschelschale, deren Ausguß ein Gesicht zeigt. Ein Knabe, auf einem Delphin reitend krönt den Brunnen.

Ein weiteres Werk Käses befindet sich in der Marienkirche zu Küblingen, einem Ortsteil der Stadt Schöppenstedt. Das Marmordenkmal für den verstorbenen



Sarkophag der Äbtissin  
 Elisabeth Ernestine Antonie  
 (1681—1766)  
 in der Stiftskirche  
 von Bad Gandersheim  
 und die Grabdenkmäler  
 ihres Oberhofmeisters  
 v. Kroll (links an der Wand)  
 und der Hofdame  
 Esther v. Kroll.  
 Werke von  
 Johann Caspar Käse.



Kammerrat Johann Christoph Lohse († 1745) ist aus grauem Marmor und Alabaster gearbeitet und dem gegenüberliegenden der Frau Lohse, das sein Bruder Georg Wohlrat gearbeitet hatte, weit überlegen <sup>23)</sup>.

Nur ein kleiner Teil seiner Marmorarbeiten blieb erhalten, auf seinem eigenen Bilde erblicken wir einige Figuren, die verloren gingen, ebenso auf dem Bild der Äbtissin in Elisabeth im Kaisersaal. In einem Bericht aus dem Jahre 1778 heißt es: „Im Blumengarten der Abtei stehen zwei große Statuen: Glaube und Hoffnung, und viele kleine Jahreszeiten, Weltteile, Astronomie, Musik, Architektur, Malerei, Bildhauerei, Geometrie, ein auf der Pfeife blasender Knabe, dazu eine Säule mit

Sonnenuhr“ <sup>24)</sup>. Der Künstler selbst hat berichtet, daß er auch in Brunshausen gearbeitet habe, davon ist nichts erhalten <sup>23)</sup>).

Johann Caspar Käse wußte ebenso gut das Schnitzmesser zu handhaben wie Meißel und Spachtel. Das besterhaltenste Werk ist der noch heute in aller Pracht glänzende Kanzelaltar in der Kirche zu Wetteborn (Kreis Alfeld) <sup>25)</sup>, wo der Pastor Karl Behrens (geboren 1666 in Gandersheim) amtierte, vielleicht ein Verwandter seiner Frau. Während der Rahmen, die Säulen und der Aufbau bei aller Größe schlicht sind, hat der Meister die Figuren und Ornamente rokokohaft lieblich aller Schwere entkleidet. Die Durchgangsbögen rechts und links zeigen ähnliche Verschnörkelungen wie am Elisabeth-Sarkophag, aus reich verzierten Voluten entsteigen Putten als Karyatiden, die scheinbar den Aufsatz halten. Petrus und Paulus auf den Türbögen führen Schwert und Schlüssel in ekstatischer Bewegung. Auf dem Schalldeckel der Kanzel sitzt ein Engel mit der Palme und zeigt auf den auferstandenen Christus mit der Siegesfahne, der den Altar krönt.

„Der im Schiff vor dem Altar schwebende hölzerne Taufengel ist der schönste seiner Art im Kreis Alfeld, er dürfte gleichfalls aus der Werkstatt Caspar Käses stammen“ <sup>25)</sup>. In dem nahe gelegenen Winzenburg befinden sich zwei Engelfiguren, die am 27. Januar 1737 für sechs Taler von ihm erworben wurden <sup>26)</sup>.

Schließlich vollendete unser Meister den Schöppenstedter Altar, den sein Bruder Georg Wolrat begonnen hatte, und schnitzte die beiden oberen Figuren Geduld und Liebe. Deutlich kann man den Unterschied zwischen den Brüdern sehen, denn die beiden anderen Gestalten hat der Schöppenstedter geschnitzt. Als Johann Caspar Käse im November 1755 diese Arbeit vollendet hatte und auf dem Altarwerk seines Bruders aufstellen wollte, war er schon so schwach, daß er die Arbeit nicht mehr durchführen konnte, obwohl er vertragsgemäß dazu verpflichtet war. Bald darauf starb er in seiner Vaterstadt Gandersheim, die ihm viele Werke aus der Zeit des Rokoko verdankt. Schon heute werden sie viel bewundert.

---

<sup>1)</sup> Kronenberg, Äbtissinnen des Barock, Bad Gandersheim 1961, S. 198. — <sup>2)</sup> Kronenberg, Roswitha von Gandersheim, Leben und Werk, Bad Gandersheim 1962. — <sup>3)</sup> Kronenberg, Clus und Brunshausen, Verlassene Klöster, 2. Aufl. 1966, Seite 138. — <sup>4)</sup> Kronenberg, Kronenhaus und Kaisersaal, Bad Gandersheim 1960, S. 25. — <sup>5)</sup> Karl Steinacker, Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Gandersheim, Wolfenbüttel 1910, S. 185. — <sup>6)</sup> Bürgerbuch der Stadt Gandersheim, Heimatmuseum. — <sup>7)</sup> Akte Stiftsarchiv Bad Gandersheim Nr. 140. — <sup>8)</sup> wie vor Nr. 145. — <sup>9)</sup> Stiftsarchiv. — <sup>10)</sup> Kirchenbuch Heckenbeck im Staatsarchiv Wolfenbüttel. — <sup>11)</sup> Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel, Gandersheim Nr. 141. — <sup>12)</sup> Kirchenbuch Gandersheim im Staatsarchiv Wolfenbüttel. — <sup>13)</sup> Staatsarchiv Wolfenbüttel 4 Alt, Fb 2, Nr. 4. — <sup>14)</sup> Friedrich Nümann, Biographisches Lexikon des Harzgebietes, Maschinenschrift, Staatsarchiv, 1965. — <sup>15)</sup> Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, Jahrgang 1896 und Landschaftliche Bibliothek im Staatsarchiv Wolfenbüttel. — <sup>16)</sup> Kirchenrechnungen der St. Georgskirche im Stiftsarchiv Gandersheim. — <sup>17)</sup> Bau- und Kunstdenkmäler, S. 476. — <sup>18)</sup> Ebenda S. 230, 67, 390 und 177. — <sup>19)</sup> Über die Familie Käse in Schöppenstedt siehe Martin Mühlhaus in Wolfenbütteler Zeitung vom 30. 1. 1960 und in der Festschrift Küblingen 1966, S. 22. — <sup>20)</sup> St. A. Wolfenbüttel L Alt 11 Fb 1 Gandersheim I Nr. 22. — <sup>21)</sup> Errechnet aus dem Todesdatum. Die Gandersheimer Kirchenbücher beginnen erst 1755. — <sup>22)</sup> Bau- und Kunstdenkmäler, S. 121. — <sup>23)</sup> Nach Mühlhaus s. Anm. 19. — <sup>24)</sup> Wie Anm. 22, S. 185. — <sup>25)</sup> Kunstdenkmäler des Kreises Alfeld, Hannover 1929, S. 279, s. auch Paul Graf, Geschichte des Kreises Alfeld, Hildesheim 1928, S. 450. — <sup>26)</sup> Abbildung in der Festschrift zur Hundertjahrfeier der heutigen katholischen Kirche in Winzenburg, herausgegeben von Pfarrer Randolf Ludewig, Freden 1961.



## Beinamen für ostfälische Orte und deren Bewohner

von Werner Flechsig

### 6. Beinamen nach den wirtschaftlichen Verhältnissen

Unter den Beinamen, mit denen die Lebensweise und wirtschaftliche Lage der Bewohner ostfälischer Orte gekennzeichnet werden sollten, sind Anspielungen auf ärmliche Verhältnisse am häufigsten. „Lütjen Alenne“ (= Klein Elend) nannte man Kl. Elbe und Westerlinde im Kr. Wolfenbüttel, Bruchmachtersen im Stadtkr. Salzgitter, Kl. Lafferde im Kr. Peine und Kl. Himstedt im Kr. Hildesheim-Marienburg; „Groten Alenne“ (= Groß Elend) hatte entsprechende Bedeutung für Gr. Ilde und Gr. Escherde im gleichen Kreise. Ähnlichen Sinn hatten die Spitznamen „Groten Jammerdäl“ für Gr. Lafferde im Kr. Peine, „Jammerhågen“ für Wettmershagen im Kr. Gifhorn und „Lütje Gotterbarmen“ für Essehof im Landkr. Braunschweig. Noch öfter wurde wirkliche oder angebliche Armut durch Wörter wie „Beddel“ (= Bettel) und das bedeutungsgleiche „Snurr“ oder „Pracher“ (= Bettler) ausgedrückt. Wir finden „Beddel-Lenge“ für Lengede im Kr. Peine, „Beddel-Oberge“ oder „Pracher Oberge“ für Oberg im gleichen Kreise, „Beddel-Störich“ für Störy im Kr. Hildesheim-Marienburg, „Pracher-Stöcken“ oder „Lumpen-Stöcken“ für Flachstöckheim im Stadtkr. Salzgitter, „Pracher-Brain'n“ für Breinum im Kr. Alfeld, „Pracher-Holzen“ für Wrisbergholzen im gleichen Kreise, „Snurr-Rössich“ für Rössing im Kr. Springe und „Pracherstadt“ für Hohenbüchen im Kr. Holzminden. Dazu kommen die Einwohner-Spitznamen „Beddelärs“ (= Bettler) für die Liebenburger im Kr. Goslar und „Lengesche Snurrbuiels“ (= Lengeder Bettelsäcke) für die Lengeder im Kr. Peine. In einem Ortsreihenverse heißt es ferner von Lauingen im Kr. Helmstedt: „Lauich is de Beddelsack“.

Man darf allerdings solche Bezeichnungen nicht in jedem Falle so wörtlich nehmen, als ob damals, als der Spitzname geprägt wurde, alle Leute in dem betreffenden Orte bettelarm gewesen wären. Vom bauerlichen Besitzdenken her galt früher jeder Dorfgenosse als armer Schlucker, der außer Haus und Garten keinen nennenswerten Grundbesitz sein eigen nennen konnte, mochte er auch sonst durch Einkünfte aus seiner Hände Arbeit genug zu beißen und zu brechen haben. Deshalb standen im Vergleich zu reinen Bauerndörfern Orte mit überwiegender Handwerker-Bevölkerung nicht in hohem Ansehen. Dazu gehörten beispielsweise die Töpferorte Wrisbergholzen und Hohenbüchen und Kleinstädte wie Königslutter, Salzgitter, Hornburg und Peine, die in Ortsreihenversen als „Lumpenstadt“ verspottet wurden. Die Einwohner von Altsalzgitter hießen auch „De smachtigen Sölterschen“ (= Die hungrigen Salzgitterschen). Der Spott der bauerlichen Bevölkerung über die Stadtbewohner, die sich mehr dünkten als die Bauern und doch nach deren Meinung in keinen guten Verhältnissen lebten, fand ihren Ausdruck auch in dem weitverbreiteten Spitznamen „Götenscüler“ (= Gossenscheißer) für Städter. Er galt, nach den Ortsmundarten der benachbarten Dörfer jeweils lautlich abgewandelt, für Schöppenstedt, Wolfenbüttel, Braunschweig, Peine, Goslar, Bockenem, Gandersheim, Lauenau, Springe und Dehnsen, Kr. Alfeld.

Für einige der oben genannten Dörfer, denen ärmliche Verhältnisse nachgesagt wurden, ist frühere Armut von den Gewährsleuten wirklich bezeugt, und zwar für Lengede, Störy und Rössing. Einwohner aus diesen Orten gingen in den Nachbardörfern betteln. In Rössing war die Armut über das durch den geringen Landbesitz bedingte Maß hinaus noch durch vieles Schnapstrinken gewachsen. Wirk-

lich arme Leute gab es zweifellos auch überall dort, wo man sich mit Besenbinden ernähren mußte. Nach diesem Erwerbszweige hatten nicht wenige Dörfer in Ostfalen ihren Spitznamen bekommen, angefangen von „*Bessenbinner-Büddensell*“ für Böddensell im Kr. Gardelegen, „*Bessenbinnernest*“ für Grasleben im Kr. Helmstedt bis „*Bessenbinnerdörp*“ für Dielmissen im Kr. Holzminden. Als „*Bessenbinder(s)*“ oder „*Bessenbinner(s)*“ bezeichnete man die Einwohner von Osterlinde im Stadtkr. Salzgitter, — hier im Reim auf „*Osterlinner*“, Salzdetfurth im Kr. Hildesheim-Mar., Wispenstein im Kr. Alfeld, Kaierde und Kreiensen im Kr. Gandersheim, Sievershausen im Kr. Einbeck und Coppengrave im Kr. Holzminden. Etwas abweichend nannte man die Stedumer im Kr. Peine „*Stiëmsche Wäsenbinders*“ (= Reisigbinder). Schließlich sprach man auch von den Sibbessern im Kr. Alfeld geringschätzig als von armen Leuten, indem man sie „*Kettellicker*“ (= Kesselflicker) schalt.

Nur selten wurde im Vergleich zu den verschiedenartigen Umschreibungen der Armut diese selbst direkt beim Namen genannt, so etwa, wenn man die Nachbardörfer Sierße und Bettmar im Landkr. Braunschweig als „*Arme Saërbe*“ und „*Raïke Bettmer*“ unterschied oder wenn man in einem Vers auf Brome im Kr. Gifhorn „*arme Höner*“ (= arme Hühner) auf „*Brömer*“ reimte.

Mit diesen Beinamen sind aber noch nicht alle Möglichkeiten erschöpft, nur wirkliche oder angebliche Armut in ostfälischen Dörfern zu kennzeichnen. In Andrees Braunschweiger Volkskunde finden wir den Spruch: „*Härr'n't nich Slönen un Hapütjen mik edan, denn härr'k mösten hungrig üt Wäle gan*“ (= Hätten es nicht Schlehen und Hagebutten mir getan, d. h. mich gesättigt, dann hätte ich hungrig aus Weddel gehen müssen). Dieser Spruch wird nicht nur für Weddel im Kr. Braunschweig überliefert, sondern in wenig abweichender Form auch für Hallendorf im Stadtkr. Salzgitter und Hackenstedt im Kr. Hildesheim-Marienburg. Auch von anderen Dörfern wird in mehr oder weniger deutlichen Umschreibungen reimend behauptet, daß ein Besucher sich dort nicht satt essen könne. Von Tiddische und Hoitlingen im Kr. Helmstedt heißt es: „*Titsche is mīn Dōd, Hautlink het se kain Brot*“ (= T. ist mein Tod, in H. haben sie kein Brot); von Seershausen im Kr. Gifhorn: „*Wenn de Seershüschen Slükartuffeln un Härīch äten dauet, denne sau binnet sai dān Härīch midd'n Bindfām̄t under de Decke, un jeder draī midd'n Kartuffeln dagegen stippen*“ (= Wenn die Seershäusischen Pellkartoffeln mit Häring essen wollen, dann binden sie den Häring mit einem Bindfaden unter die Decke, und jeder darf mit den Kartoffeln dagegen tupfen) oder auch: „*Wenn in Seershüsen Schittenbaier is, denne sau slachtet sai 'ne Nachtigal. damidde se Flaisch up'm Dische het*“ (= Wenn in S. Schützenfest ist, dann schlachten sie eine Nachtigal, damit sie Fleisch auf dem Tische haben). Auch in Dinkelbe soll es am nötigsten fehlen: „*Kiëse un Bruot is 'n Elweschen üere Nuot*“ (= Käse und Brot ist die Not der Einwohner von Elbe). In Rittierode, Kr. Gandersheim, haben die Leute angeblich nicht nur nicht genug zu essen, sondern auch zu wenig Holz und Wasser: „*In Rittjeruo up 'er Host läiet se Hungersnaut un Dost, da mött se dat Holt stālen un et Wāter quālen*“ (= In R. auf der Horst, da leiden sie Hungersnot und Durst, da müssen sie das Holz stehlen und das Wasser quälen). Im Bentierode bei Bad Gandersheim, wo vor der Separation die Erträge wegen der nassen Böden sehr gering waren, „*hiulet de Hunne up'm Backoben*“ (= heulen die Hunde auf dem Backofen vor Hunger, weil es kein Brot gab). Nicht von Nahrungssorgen, sondern nur von der Armseligkeit der Kleidung kündigt der Spottvers über Groß Heere: „*Groten Heersche Zegenböcke hewwet kaine Underröcke, hewwet kaine*

*Lumpen, mölt sick wecke pumpen*". Während alle diese Sprüche der Ausdrucksweise des Volkes durchaus gemäß sind, erweist sich der folgende Reim über Rieseberg im Kr. Helmstedt sowohl durch die hochdeutsche Fassung wie durch den ganz landschaftsfremden Ausdruck „Bettelknab" als Erzeugnis eines Fremden, vielleicht eines Pastors: *„Rieseberg mein Heimatland, als Bettelknab' bin ich bekannt"*. Aber auch in diesem Falle hat der Spott eine sachliche Grundlage, denn Rieseberg im Kr. Helmstedt galt wegen seines teils sandigen, teils moorigen Bodens als arm. Echte Erzeugnisse der Volkssprache sind einige Verse, die über Melverode im Stadtkr. Braunschweig, Gr. Dahlum und Linden im Kr. Wolfenbüttel, Wipshausen im Kr. Peine, Sottrum und Hockeln im Kr. Hildesheim-Mar. und Hohenbüchen im Kr. Holzminden gemacht wurden, um die angeblich ärmlichen Verhältnisse in diesen Dörfern zu verspotten. Es heißt da: *„In Melmero'e is nist tau hålen"* (= In Melverode ist nichts zu holen), *„In Groten Dålen is nist te hålen"* (= In Gr. Dahlum ist nichts zu holen) und *„Wår sick nå Groten Dålen kainen Rock middebringet, då kricht kainen"* (= Wer sich nach Gr. D. keinen Rock mitbringt, der kriegt keinen), *„In Linnen is nist tau finnen"* (= In Linden ist nichts zu finden), *„In Wipshüsen, då gift et nicks tau müsen; då lupet sick de Müse in'n Schappe dot an finnet kaine Kraume Brot"* (= In Wipshausen, da gibt es nichts zu stehlen; da laufen sich die Mäuse im Schranke tot und finden keine Krume Brot) und *„In Wipshüsen erent se ain Brot un ainen Kauken"* (= In W. ernten sie ein Brot und einen Kuchen, also einen kümmerlichen Ertrag von dem sandigen Boden), *„In Sottern, da ätet se 't Brot ohne Bottern"* (= In Sottrum, da essen sie das Brot ohne Butter, d. h. es sind alles kleine Leute), *„In Hockeln gift et nicks teo stockeln"* (= In H. gibt es nichts zu stochern, um Lebensmittel in Küche und Keller zu entdecken), *„In Haugenboiken is nich viël te soiken"* (= In Hohenbüchen ist nicht viel zu suchen).

## 7. Beinamen nach örtlichen Leibgerichten

In alter Zeit, als sich die Landbevölkerung noch fast ausschließlich von selbst-erzeugten Nahrungsmitteln ernährte, war die Kost in ostfälischen Dörfern mit gleichen Klimaverhältnissen und ähnlicher Bodenbeschaffenheit noch ziemlich einheitlich in ihren pflanzlichen und tierischen Hauptbestandteilen. Dennoch gab es sicherlich schon früher örtliche Unterschiede in der Art der Zubereitung und in der Vorliebe für bestimmte Gerichte. Dörfer, die sich in ihrer Geschmacksrichtung von den Nachbarorten unterschieden, wurden gern wegen ihrer Leibgerichte geneckt.

Bei der Erörterung der Beinamen nach Pflanzen war bereits davon die Rede, daß die Einwohner von Esbeck im Kr. Helmstedt und Kl. Rhüden im Kr. Gandersheim *„Maukempfen"*, d. h. Mushelden, genannt wurden, weil sie die Ernten von ihren Zwetschenbäumen vorwiegend zu Zwetschenmus verarbeiteten und dieses mit Vorliebe verzehrten. Der Beiname *„Hüpesche Maukempfen"* bezog sich dagegen auf die Angewohnheit der Leute in Hüpede, Kr. Springe, *„Melkmaus"* (= Milchbrei) zum Frühstück zu essen. Auch in Meimerhausen, Kr. Alfeld liebte man es, nach altväterischer Art morgens Mehlbrei zu sich zu nehmen; weil die Einwohner in ihren Haferbrei Brotrinden einzubrocken pflegten, bekamen sie den Spitznamen *„Mäasplocken"*. Wiensen im Kr. Northeim, wo es ebenfalls viel Brei gab, war als *„Broi-Woïnsen"* (= Brei-W.) verschrien. Die Arholzer im Kr. Holzminden hießen *„Bottermelker"* (= Buttermilcher), die Bewohner von Volpriehausen im Kr. Northeim *„Stippmelker"*, weil sie Festteilnehmer von auswärts zu deren Mißvergnügen hauptsächlich mit Stippmilch bewirteten.

Als Milchsuppen, Biersuppen oder Mehlbreie in den Dörfern noch allgemeiner zum Morgenimbiß gehörten, fielen solche Speisen natürlich noch nicht als altväterische „Spezialitäten“ auf. Dagegen erregten im 18. Jahrhundert solche Dörfer Aufsehen, die sich als erste nach städtischem Vorbilde dem Genuß des Morgenkaffees ergaben. Zu ihnen gehörten sicherlich Nauen im Kr. Gandersheim wegen des Beinamens „Kaffee-Nauen“ und Grafelde im Kr. Alfeld, dessen Einwohner in einem Ortsreihenvers als „Kaffeedrinkers“ bezeichnet wurden.

Evensen im Kr. Alfeld nannte man wegen der dort besonders guten und beliebten länglichen Weißbröte „Luffen-Äb'msen“ und die Einwohner „Luffenbacker“. Sehlem im gleichen Kreis wurde wegen der Kuchenleidenschaft der Einwohner „Kaukenbacker-Zähl'n“ genannt, und aus dem gleichen Grunde war das wohlhabende Gr. Lafferde im Kr. Peine, wo aus dem reichlich vorhandenen Weizenmehl gern Kuchen in Form von „Stuten“ gebacken wurden, weithin unter dem Beinamen „Laffersche Stuten-Käken“ (= lafferdsche Stutenkuchen) bekannt.

Eine Spezialität besonderer Art mit einem eigenartigen Namen hatte dem Sollingdorf Schönhagen im Kr. Northeim die Bezeichnung „Miutendörp“ eingetragen. Man aß dort leidenschaftlich gern „Siure Miuten“, „Soiße Miuten“ und „Raüwel Miuten“, d. h. sauren oder süßen Mehlbrei oder Brei aus geriebenen Kartoffeln, der mit dicker Milch angerührt wurde. Obwohl das eigentlich recht bescheidene Gerichte waren, darf daraus nicht etwa auf ärmliche Verhältnisse geschlossen werden, denn Schönhagen galt als ein wohlhabender Ort, wie der Ausspruch erkennen läßt: „Schönhågen, då föhrt se 't Geld up'm Wågen“ (= In Sch. da fahren sie das Geld auf dem Wagen). Deftiger war schon das Leibgericht der Dörfer um Amelungsborn im Kr. Holzminden, besonders in Negenborn und Golmbach, das „Gallasch“ hieß und den Einwohnern den Spitznamen „Gallaschköpfe“ eingebracht hatte. Es bestand aus 10 geriebenen Kartoffeln, 4 Eiern, einer geriebenen Zwiebel, einem halben Liter Milch und Salz, wurde nach der Verührung der Bestandteile in der Pfanne mit Speck, Öl, Schmalz oder Margarine und Rührei gebraten und mit Brot als warmes Frühstück oder Mittagessen verzehrt. Zu den kräftigen Genüssen gehörten die fetten „Klümpe“ (= Klöße), die in vielen ostfälischen Orten gern als Beigabe zu Eisbein und Sauerkohl verzehrt werden. Nur außerhalb Ostfalens findet man das merkwürdig. So verspotteten die Bewohner des hessischen Fischbeck an der Weser ihre Nachbarn in Wehrbergen, Kr. Hameln, als „då hannöwerschen Klumpfräters“ (= die hannöverschen Klumpfresser).

Von Leibgerichten, die besonders beim Schlachtfest aufgetischt wurden, künden die Spitznamen „Wostezoppengäste“ (= Wurstsuppengäste) für die Deideröder im Kr. Göttingen und „Pottwosthusen“ (= Topfwursthausen) für Vorsfelde im Kr. Helmstedt, wo alljährlich beim Schweineschlachten große Mengen von Pottworst aus Fleischresten, Schweineblut und Grütze hergestellt werden.

Früher, als Kolonialwaren noch zum Luxus gehörten, galt überall in Ostfalen Reisbrei als ein besonders vornehmes Gericht, das bei keinem Hochzeitsessen fehlen durfte, um die Leistungsfähigkeit der Brauteltern vor aller Welt zur Schau zu tragen.

Gerichte von heimischen Gemüsen boten für gewöhnlich keinen Anlaß zu Spötteleien, weil sie zu allen Zeiten und überall beliebt waren und blieben. Es mußte schon eine absonderlich einseitige Vorliebe für ein bestimmtes Gemüsegericht dazu gehört haben, um den Einwohnern von Delliehausen im Kr. Northeim den Beinamen „Arftenbuikere“ (= Erbsenbäuche) und den Lautenthalern im Kr.

Zellerfeld die Bezeichnung „*Lautendoler Kuhlkepp*“ (= Kohlköpfe) einzutragen. Die Leute in Denkieshausen, Kr. Holzminden, wurden „*Salatköpfe*“ genannt, weil die Erntehelfer dort beim Mähen früher angeblich nur Salat mit Pfannkuchen als Mittagsspeise aufs Feld gebracht bekamen.

Mit Erzeugnissen der Milchwirtschaft, die an und für sich in jedem Orte zu finden waren, wurden nur dann einzelne Orte aufgezo-gen, wenn damit etwas Ungewöhnliches los war. Groß Steinum im Kr. Helmstedt hieß „*Groten Smärkese*“, weil die Butter dort angeblich nicht fest werden wollte und in quarkähnlichem Zustande blieb. Der Name „*Türhelter*“ für die Trautensteiner kam nicht, wie L. Wille in seiner Harzer Volkskunde meinte, von ihrer angeblichen Tölpelhaftigkeit, sondern von einer besonderen Art Harzkäse, der wegen seiner Form im 18. und 19. Jahrhundert „*Türholt*“ genannt wurde. Die Leute in Langenholzen, Kr. Alfeld wurde „*Käisebäcker*“ genannt, weil sich dort vor 1900 nicht nur zwei Großbetriebe mit der Herstellung und dem Vertrieb von Käse befaßten, sondern auch auf allen Bauernhöfen Käse „*gebacken*“ wurde. Wegen besonders guter Butter war Barmke im Kr. Helmstedt als „*Botter-Barmke*“ weithin bekannt. Woltwiesche im Kr. Wolfenbüttel soll den Spitznamen „*Smaltbüsse*“ deshalb bekommen haben, weil die Einwohner angeblich nur Schmalz als Brotaufstrich verwendeten, um desto mehr Butter verkaufen zu können. Andere sehen in dem Ausdruck aber lediglich eine Anspielung auf die Fruchtbarkeit des fetten Ackerbodens um Woltwiesche, und das wird wohl stimmen. Denn auch der Beinamen „*Smaltlock*“ für Luttrum im Kr. Hildesheim- Marienburg bezieht sich allgemein auf den Wohlstand des Ortes, von dem ein Ortsreihenvers sagt: „*In Luttern könnt se giut futtern*“ (= In L können sie gut essen).

Ganz selten sind Beinamen nach flüssigen „*Spezialitäten*“. Das Städtchen Königslutter im Kr. Helmstedt wurde „*Papp-Lutter*“ genannt wegen des klebrigen Rückstandes der Würze vom Brauen des dort früher hergestellten weitbekannten „*Duckstein*“-Bieres. Söllingen im gleichen Kreise hieß „*Saft-Söllich*“ nach den Erzeugnissen seiner Saftfabrik.

#### 8. Beinamen nach handwerklichen Erzeugnissen und Arbeitsvorgängen

Lesse im Stadtkr. Salzgitter hieß „*Sträken-Lesse*“, weil sich dort einige Einwohner auf die Anfertigung von *Sträken*, d. h. Streichhölzern zum Schärfen der Sensen, spezialisiert hatten und, wie z. B. „*Sträken-Voges*“, mit ihren Erzeugnissen handelnd über Land zogen. Ein Gegenstück dazu war der Spitzname „*Erschershuisse Saißenböäme*“ für die Leute in Eschershausen, Kr. Northeim, wo früher viel Sensenbäume hergestellt wurden. Eldagsen im Kr. Springe, von dessen 1700 Einwohnern früher 99 das Schuhmacherhandwerk betrieben, wurde deshalb das „*Schausternest*“ genannt. Eimsen im Kr. Alfeld war als „*Köipennest*“ (= Kiepen-nest) bekannt. Von Binder im Kr. Wolfenbüttel behauptete ein Ortsreihenvers: „*In Binder gift et vële (bzw. waier nist as) Kaipen un Kinder*“ (= In B. gibt es viele bzw. weiter nichts als Kiepen und Kinder). Elkershausen im Kr. Göttingen hieß „*Kötzenland*“ (= Kiepenland), weil die Einwohner zum Einkaufen Kiepen statt der sonst dabei üblichen Handkörbe zu benutzen pflegten.

Die Gierswalder im Kr. Northeim hießen „*Karluffellöcker*“, weil die Kleinen Leute, die keine Keller in ihren Häusern hatten, ihre Kartoffelvorräte in höhlenartigen Löchern in einem Berge nahe beim Dorfe unterbrachten. Die Lonauer im Kr. Zellerfeld, die Buchenlaub aus dem Walde als Streu für ihre Viehställe nutzten, wurden deswegen von den Herzbergern als „*Löfharker*“ verspottet.

## Pastor Hermann Braess (1738-1797)

der Dettumer Bote und Braunschweigische Hausfreund mit seiner  
„Rothen Zeitung für die lieben Landleute“.

Von Fritz Barnstorf, Königslutter



Archivbild „Wolfenbütteler Zeitung“.

Am 25. November 1966, wenn dieses Heft der „Braunschweigischen Heimat“ erscheint, werden genau 180 Jahre verflossen sein, seit eine andere Zeitung zum ersten Mal in die damalige, so ganz andere Welt unserer Heimat hinausging. Sie reiste zuerst zweimal, später dreimal in der Woche mit der Fahrpost vom Herzoglichen Intelligenz-Comptoir in Braunschweig, Hinter Liebfrauen, oder von der Bindseil'schen Druckerei in Wolfenbüttel portofrei (!) in die Orte des Herzogtums Braunschweig und über dessen Grenzen hinaus. Die 4, dann 8 Blatt starken „Stücke“ in Quartformat trugen den Titel: „*Gnädigst privilegierte Zeitung für Städte, Flecken und Dörfer, insonderheit für die lieben Landleute.*“ Wolfenbüttel. Gedruckt mit Bindseils Schriften.

Ein Herausgeber wurde nie genannt, doch wußte der wirklich interessierte Leser schon bald, daß es der Pastor Hermann Werner Dietrich Braess in Dettum (Kr. Wolfenbüttel) war. Wer aber heute, nach 180 Jahren, nach 10 Jahrgänge (aufbewahrt in der Herzog-August-Bibliothek und im Staatsarchiv zu Wolfenbüttel oder in der Stadtbibliothek zu Braunschweig) liest, die Braess bis zu seinem Tode 1797 herausgab, der weiß, daß dieser Landpastor mit seinem Programm, für die „lieben Landleute“ zu schreiben, immer ein Mann geblieben ist, an den sich seine braunschweigische Heimat dankbar erinnern muß. Er hat seine Belesenheit in den literarischen Veröffentlichungen seiner Zeit, die die des Geistes der „Aufklärung“ von Lessing, Matthias Claudius und Joh. Peter Hebel war, in sein Lebensziel verwandelt: Den abergläubigen, unwissenden Dorfleuten und ihren Kindern zu Kenntnissen der Naturwissenschaften, zum Wissen um ihre Gesetze, zu besserer Nutzung ihrer Äcker und ihres Viehes, aber auch zu Einsichten in das Tagesgeschehen zu verhelfen und gegen Kurpfuscher, Hexenglauben und Spuknarretei zu kämpfen. Wer den oft eigenwilligen und dabei schlichten Erzählerstil, bei dem Braess auch oft die plattdeutsche Mundart seiner dörflichen Umgebung benutzte, oder, wie der Verfasser dieses kleinen Gedenkartikels, seine Begabung zu humorvoll-ironischer Darstellung selbst welterschütternder Ereignisse (französische Revolution und die Revolutionskriege seines Landesherrn) bewundert und sogar (beiseite!) in der Kirche zu Dettum unter der Gedenktafel für des Dorfes bekanntesten Seelenhirten getauft wurde, der darf sich vielleicht im Titel dieses Aufsatzes eine liebevolle Übertreibung erlauben: Hermann Braess mit den sicherlich geistesgeschichtlich und sprachschöpferisch viel bedeutenderen Herausgebern des



„Wandsbeker Boten“ (Matthias Claudius 1740—1815) und des „Rheinischen Hausfreundes“ (Joh. Peter Hebel 1760—1826) in einen Zusammenhang zu bringen. Aber im Geiste dieser beiden Großen, die er zum Vorbild erwählte, hat er geschrieben, dieser Dorfpastor, der selbst mit großem Pfarrgarten und erheblicher Pfarrländerei bäuerliche Praxis genau so kannte, wie er bei seiner Seelsorge tief in die ländliche Vorstellungswelt eindrang.

Hermann Braess wurde im Juni 1738 in Braunschweig, wie er einmal in seiner Zeitung schreibt, „auf der Kannengießersstraße, von der Schützenstraße gleich linker Hand um die Ecke“ als Sohn des Cantors und Lehrers an der Katharinen-schule G. D. Chr. Braess geboren. Es ist aber zweifelhaft, ob dieser Name nicht seinen 23 Jahre älteren Vetter bezeichnet, bei dem er nach dem frühen Tode des Vaters J. Elias Braess aufwuchs. Der seit 50 Jahren bestehende Familienverband Braess, zu dem auch mit ihren Ahnen die in unserem Land durch Pastoren und Verwaltungsbeamte bekannte Sippe Bergmann gehört, hat diese Frage nicht eindeutig klären können (vgl. die genealogischen Veröffentlichungen im „Nieders. Geschlechterbuch“). Pastor Braess hat nur sehr spärliche biographische Hinweise hinterlassen. Die Ahnen sind um 1700 aus der Stadt Narwa in Rußland als Balten-deutsche in Braunschweig zugewandert und als Bürger und Hausbesitzer sesshaft geworden. Ob der Cantor Braess nun Vater oder Vetter war — es steht fest, was Ribbentrop in seiner „Beschreibung der Stadt Braunschweig“ 1789 Bd. I, S. 77, berichtet, daß der Cantor Braess das berühmte Braunschweiger Mummelied, das in einem Singspiel um 1720 bei der Messe zuerst als komische Einlage erklang, in Noten gesetzt hat, die von Orchestern spielbar waren.

Nach dem Besuch des Katharineums am Hagenmarkt der Residenzstadt studierte Hermann Braess in Helmstedt die Theologie. Wir wissen, daß der Kandidat der Theologie, wie damals üblich, als Hauslehrer tätig war und auch in Frankreich lebte und dabei auch Paris, lange vor der Revolution, eingehend kennen-lernte. Bei der Schilderung der Ereignisse vor und während des Umsturzes kommt er in seiner „Roten Zeitung“ mehrmals darauf zu sprechen.

Als Braess 1773 mit Zustimmung des Herzogs Karl vom Konsistorium in Wolfenbüttel zum Pastor in Dettum ordiniert war, heiratete er dort die nachgelassene Tochter seines Amtsbruders an der Braunschweiger Andreaskirche, Katharina Auguste Steinbrück. Von den 7 Kindern dieser Ehe wurde ein Sohn Wilhelm Tischler und später wohlhabender Begräbnisunternehmer in London. Briefe seiner Mutter an ihn in rührender Orthographie haben sich erhalten, die das Leben der sparsamen Pastorenfamilie bildhaft verdeutlichen. Der älteste Sohn Karl machte mit Wilhelm und seinem Vater als Zwölfjähriger eine Fuß-wanderung von Dettum zum Brocken. 1786 erschien dann in Braunschweig eine „Reportage“ von Karl Braess unter dem Titel „Reise nach dem Brocken, zum Nutzen und Vergnügen junger Reiseliebhaber“. Man merkte sofort, daß diesen kindlich-enthusiastischen Bericht wohl der Junge nicht selbst geschrieben hatte. Und so stand dann im Gästebuch des Brockenwirtes hinter der Eintragung von Karl Braess aus Dettum, der 1790 erneut den Brocken bestieg, die maliziöse Bemerkung: „Na, wenn er nur nicht wieder seine Reise beschreibt!“

Bevor nun die „Zeitung für die lieben Landleute“ mit des Pastor Braess Worten zum Leser spricht, muß daran erinnert werden, daß diese Zeitung, die er von 1786 bis 1797, als er an der Brechruhr starb, fast ganz allein schrieb, ihr verdienstvolles Dasein bis heute fortgesetzt hat. Die Druckerei Bindseil, schon seit vielen Jahr-



# Zeitung

für

Städte, Flecken

und Dörfer,

inson-

derheit



## für die lieben Landleute alt und jung.

---

1. Stück. Sonnabend, den 25. November 1786.

---

Aus dem Braunschweigischen.

An die lieben Landleute.

**M**eine lieben Freunde! wir lesen manchmal die Zeitung, und es gefällt uns vieles, was wir darin lesen. Man hört und sieht denn doch, wie es in der Welt hergeht, da giebt es Gutes und Böses durch einander. Dieß Lesen und Wissen hat sein Angenehmes, auch sein Nützlichs, und macht klug. Deswegen gefällt mir unser Nachbar **Seinrich**, der liest die Zeitungen, wo er ausspannt, und kann mitsprechen, und ist kein dummer Mann. Wie oft lernt man auch was aus den Zeitungen, das man wieder brauchen kann in der Haus- haltung, beym Ueberbau, beym Viehe,

in Küche und Keller oder sonsten, davon man reinen Proffit hat. Darum wäre es immer gut, wenn wir die Zeitungen nur öftter läsen. Aber das ist denn auch oft verzweifelt schwer. Die Zeitungen sind so groß, so weitläufig, oft ganze Bogen lang, da vergeht einem die Gesundheit, und unser einer hat mehr zu thun, als Zeitungen zu lesen: Und hat man denn erst einmahl angefangen, so will man doch das Ende gern wissen, und das erfordert Zeit; ich weiß, wie mirs selbst geht. Dann steht so viel von hohen Dingen darin, von Kaysern und Potentaten, von Ländern und Reichen, die man nicht alle kennt; was die Zeitungschreiber **politisch** heißen. Dann wieder so was hochgelahrtes, das man gar

zehnten in Wolfenbüttel ansässig, setzte 1797 die Herausgabe fort. 1873 erhielt die Zeitung den Namen „Wolfenbüttler Kreisblatt“, und jetzt steht sie als „Wolfenbüttler Zeitung“ im 180. Jahrgang. Es muß dankbar erwähnt werden, daß diese Zeitung auch heute noch allwöchentlich eine Seite für die Heimatforschung freihält, auf der viele Autoren für die Braunschweiger Heimat Zeugnis ablegen können.

Als Pastor Braess am 25. November 1786 in der „Widmung an den Ackermann Schliephake in Bansleben“ schrieb: „So sehr ich von dem wahren Nutzen dieser Schrift überzeugt bin, so sehr müssen es andere mit mir seyn, wenn sie bestehn soll.“ Und die anderen waren es! Denn der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der seinem luxuriösen Vater Karl I., einem Rokokofürsten, mit der rationalen Einsicht der „Aufklärung“ gefolgt war, und der lebenswerte „Gutsherr von Vechelde“ Herzog Ferdinand, damals in der Burg Dankwarderode zeitweilig behaust, sie unterstützten das Unternehmen des Dorfpastors entscheidend. Die „Rote Zeitung“, so genannt, weil dies Wort ihres Titels rot gedruckt war, hatte das Privileg, unzensiert, weil politisch harmlos, zu bleiben und gebührenfreien Versand durch die Post-Comptoire zu haben. Auch Zuschriften an sie blieben gebührenfrei! Diese Gunst Serenissimi teilte Braess' Zeitung nur mit den seit 1748 als staatliches Mitteilungsorgan erscheinenden, textlich sehr langweiligen „Braunschweigischen Anzeigen“. Das Niveau der wissenschaftlichen Beilage dazu, des „Braunschweigischen Magazins“, konnte und wollte die „Rote Zeitung“ allerdings nicht erreichen.

Wie aktuell aber klingt es, wenn Braess in seinem Vorwort im 1. Stück *„Aus dem Braunschweigischen. An die lieben Landleute“* erklärt. *„Die Zeitungen sind so groß, so weiltäufig, oft ganze Bogen lang, da vergeht einem die Geduld — und unser einer hat mehr zu thun, als Zeitungen zu lesen . . .“* Das ist „vor-Bild-lich“, nicht wahr? Braess wollte aber nicht eine Zeitung im heutigen „Digest“-Stil machen. *„Es wäre gut, daß auch wir Landleute klüger und besser würden in der Welt, und dabey vergnügter, und wenn es mit Ehren geschehen könnte, auch reicher; dann läse man sie wohl und könnte . . . auch den Kindern was in die Hände geben, das sie uns vorlesen könnten des Abends im Winter, oder wenn die Zeit dazu übrig ist“.* Was Braess als wirklicher „Hausfreund“ und auch als „Bote“ von Neuigkeiten in das Bauernhaus für 8 gute Groschen im Vierteljahr an nützlicher und unterhaltsamer Belehrung in seinem individuellen Stil hineinrug, das ist ein rechtes Schatzkästlein, wie das von Hebel, bis heute geblieben.

Man sollte es im Original nachlesen. Die „Rote Zeitung“ hatte in jedem Stück eine Gruppierung des Inhalts. Es gab zwar keine „Leitartikel“, aber allgemeine Betrachtungen des Herausgebers, der sich nie namentlich kennzeichnete, über Zeitereignisse, über Themen des Acker- und Gartenbaus, der Naturwissenschaften. Dann gab es Artikel, die den Lehrern in ihrer Schule zum Abschreiben dienlich sein sollten, es gab Anekdoten und *„Das Neueste in der Kürze“*. Und es gab satirische Polemiken mit dem „Aberglauben“, den B. als Aufklärer für besonders verderblich hielt. Aber er brachte auch Berichte über das Wetter, Ratschläge für die Gartenbestellung und *„Räzel“* für die Leser, sogar mit Preisen, — wie sie der heutigen Journalistik in anderem Stil noch völlig geläufig sind.

Zu diesen Themen seien nun nachfolgende Beispiele gegeben, die der Verfasser liebend gern bis auf Buchstärke vermehren möchte: Über den Tod des

großen Friedrich im August 1786 konnte der Dettumer Bote nicht mehr berichten, weil er erst im November seinen ersten Gang antrat. Er hätte ihn sicherlich anders kommentiert als das Hinscheiden des türkischen Sultans Abdul Hamid (1789): *„Der Kaiser ist im 65. Jahr seines Alters gestorben. Morgens ging er noch in die Kirche (Moschee), um 11 Uhr war er wieder in seinem Schlosse und trank Chocolate und um 1 Uhr war er in Mohammeds Paradies. Andere erzählen, er sei schon am 7. April, andere erst am 30. gestorben. Bald heißt es an der Wassersucht, bald am Schlagfluß, bald an einer vergifteten Tasse Kaffee. Todt ist er!“* Im April 1792 meldet die „Rote Zeitung“ aus Paris: *„Eine junge, charmante Dame hat der National-Versammlung die Bittschrift übergeben, den Hut und die Hosen (!), welche die Weiber bisher erschlichen hätten, öffentlich zur Schau tragen zu dürfen. Abgeschlagen!“* Die Zeit der Lastix war noch nicht gekommen.

Dem kranken Kaiser Leopold II. in Wien gelten 1789 als Neuestes in der Kürze Mitteilungen, die fast die Tendenz heutiger Illustrierter vorweg nehmen: *„Sc. Majestät, der Römische Kaiser, befinden sich nun zwar wohl, müssen aber für die Brust täglich Selzerwasser mit Ziegenmilch trinken.“* (2 Wochen später:) *„Der christliche Kaiser hat jetzt öftere und bedenkliche Anfälle von Fieber und muß sich tragen lassen, wenn er aus dem Bette ans Fenster will. Der Monarch hat die Kur mit Ammenmilch angefangen. Eine Schneiderfrau aus Wien säugt den Kaiser.“* (!)

Zwischen solchen Berichten aus der großen Welt mit ihren Kriegen, Natur- und Brandkatastrophen (auch Dettum erlitt eine solche im Februar 1793, und Braess beschrieb, wie 5 Höfe abbrannten. Eine blinde Frau hatte das Prasseln der Flammen für ein Schlossen-Schauer gehalten, wurde aber doch gerettet) stehen dann kurze Aufsätze über Himmelserscheinungen, Ackerbau, Viehzucht, die Märkte, die Industrie im Lande und besonders erste Hilfe bei Unglücksfällen wie Ertrinken, Erfrieren usw. Auch bewährte Hausrezepte teilt B. seinen Lesern mit, so z. B. eine Salbe gegen Frostschäden am Finger, die er keinem Geringeren als G. E. Lessing verdankte. Reichlich grotesk ist allerdings eine Anweisung, die den Kindern in der Schule diktiert werden soll: *„Wie man Erhängte wieder lebendig macht.“* B. riet mit dramatischen Worten oft dazu, bei Leibesschäden zum Doktor zu gehen, den es auf den Dörfern nicht, in den Kleinstädten zuweilen gab. Es war noch die große Zeit der Bader, Wundärzte (ohne medizinisches Vollstudium) und der heilkundigen Schäfer und „weisen Frauen“. Gegen diese richtete sich Braess' Zorn ebenso wie gegen Geister- und Spukgeschichten. Wenn er von einem Leser, oft waren es seine Amtsbrüder ringsum in den Dörfern, etwas über *„alte Weiber, die aus dem Urin wahrsagten“*, erfahren hatte, dann schrieb er etwa: *„So machte es mein Nachbar Heinrich, ist manchmal schabernacksch, ließ sein Wasser zu einer Pißkikherschen hinbringen; und diese ließ wieder grüßen und sagen, die alte Mutter würde wohl nicht mehr lange leben. Der Spaaß kostete ihn 2 ggr — und die ist er unter Brüdern werth!“* Mit der drastischen Ironie ähnlicher Geschichten könnte man viele Seiten füllen. Er setzte ein kostenloses Jahresabonnement für jeden aus, der ihm einen Pißkikhker anzeigte. Wenn dieser sich aber selbst offenbarte, konnte er 2 Jahre kostenfrei die Zeitung lesen. Auch die „Aufklärung“ von Gespenstererlebnissen ist ein Lieblingsthema des Herausgebers der „Roten Zeitung“. *„In einem französischen Schlosse spukte es, Madame Deshoulliére wollte das Gespenst erleben. Um Mitternacht wird die Tür aufgestoßen, ein Leuchtertisch fällt um.“*

Frau D. erschrak gar nicht, langte mit beiden Händen aus dem Bette, um zu erfahren, ob das Gespenst anzugreifen sei. Indem sie so herumföhlte, bekam sie zwei . . .“. Der Schluß erschien 4 Tage später: „ — lange, zottlichte Ohren in die Hände. Das Gespenst war ein alter friedfertiger Pudel, der nicht draußen schlafen mochte.“ Auch vom Burgplatz in Braunschweig erzählt B. eine lange, ironische Geistergeschichte.

Auf die Sprachunkenntnis seiner Leser nahm B. in der Form Rücksicht, daß er alle Fremdworte und ausländischen Eigennamen phonetisch schrieb: Blangschahr (= Blanchard), Robbespjähr (= Robespierre), Luhvre (= Louvre), Geografih, Porzjon, Filosofih usw.

Seine reizenden „Wetterberichte“, aus der Gegend zwischen Elm und Asse, in denen er z. B. angab, wann in seinem Garten die ersten Veilchen blühten und wann er Erbsen legen und Zipollen stecken konnte, verwandelte er nie in Wetterprognosen, von denen er gar nichts hielt. „Ein Strichregen in der Erndte macht alle Arbeiten zunichte und wer weiß den Weg desselben auch nur eine Stunde vorher?“

Bevor zum Schluß noch einige Proben der Poesie in der „Roten Zeitung“ zitiert werden, möge noch die originelle Vorankündigung von Blanchards berühmtem Luftballonaufstieg auf der Messe 1788 (vgl. Jahrbuch des Brschw. Geschichtsvereins 2. Folge 1938, Bd. 10) einen Begriff vom Stil einer Kurzreportage geben, die B. dann durch eine ebenso hübsche Schilderung des Ereignisses ergänzte. („Wozu dient das Luftschiffen?“) „Die bevorstehende Messe möchte wol an Menge der Merkwürdigkeiten ihresgleichen noch nicht gesehen haben. Herr Blangschahr wird seine ganze Geschichte den Luftball, den Kahn, die Flügel, den Fallschirm und was dazu gehört, noch vor seiner Auffahrt öffentlich vor Geld sehen lassen. 400 Göttingsche Studenten suchen in Braunschweig Loschih; werden sich aber knappe behelfen müssen. Man sieht, was so ein Luftball für Raum einnimmt. Es werden von Polizey wegen alle ledigen Zimmer aufgeschrieben, für eine gute Stube wird täglich 1 Luidohr bezahlt. Schönen Dank, Blangschahr!“

Gelegentlich, aber ziemlich selten, versuchte Braess, es seinem Vorbild Matthias Claudius in Versen nachzutun: „Worum heyrahet man?“

Der eine freyt nur um Dukaten,  
Der andre nur um das Gesicht,  
Der Dritte, weil es andere thaten,  
Der Vierte, weils die Mutter spricht. —  
Der 11, 12 — nun, warum?  
Die wissen's nicht, die sind zu dumm!“

Aber auch ein rührendes Poem „Letzte Rede einer Tagemücke“ findet sich. Am liebsten aber lobt der Herr Pastor im Lied sein gutes Braunschweiger Essen, für das er immer ein Fähble hat. So etwa „Bei Übersendung einer Brügenwurst nebst einem Gericht braunen Kohl mit Maronen-Kastanien“ für Herrn XXX.

Dieß liebt ein jeder fromme Christ.  
Ambrosia und Nektar ist  
Dagegen Pumpernickel.  
Ja, — heil sei ihm, dem weisen Mann,  
Der Dich, Du edle Wurst ersann. —

*Ha, was ist Zirkel-Quadratur,  
Was die Montgolliere,  
Die Harrisonsche Längen-Uhr  
Und Herschels Sehe-Röhre,  
Was Vaucansons Automata  
Und Eulers ganze Algebra.  
Des edlen Wurstmanns Inventschon  
Spricht solchen Kinderspielen Hohn.*

Man hört des Wandsbeker Boten Lob der Kartoffel wohl im Ton heraus  
Braess' Lob der bäuerlichen Gerichte, für die er oft eigene Rezepte gibt, geht so-  
weit, daß er einmal äußert: „Eine Ananas schmeckt akkurat wie aufgewärmter  
Sauerkohl mit Klümpen.“

Ach, er war schon ein Schalk, dieser hagere, spitznäsige Pastor, dessen Bild  
man nicht den Humor ansieht, mit dem er in einer Welt feststand, die nach seiner  
theologischen Meinung mit Weisheit geschaffen war und mit Vernunft regiert  
werden könnte. Und sie war auch damals nicht die Idylle vor der technischen  
Massenwelt.

Sie war mit den Schrecken von Kriegen, Revolutionen, Seuchen, Naturkata-  
strophen, sozialem Elend und tragischen Menschenschicksalen genau so gefüllt,  
wie die unserige. Aber von den „Ereignissen“ erfuhren die Menschen nicht mit  
Blitzesschnelle in Bild und Ton, sondern nach Wochen und gesiebt durch das  
journalistische und politische Temperament des Zeitungsschreibers. So wäre es  
gut, wenn hier Braess' Berichte über die französische Revolution mit ihrem Ton  
des Entsetzens, aber auch das Glaubens an göttliche Gerechtigkeit auszugsweise  
wiedergegeben werden könnten, doch reicht dazu der Platz nicht. In der prächtigen  
Anthologie Eberhard Buchners: Das Neueste von gestern. — Kulturgeschicht-  
lich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen. (5 Bände, München,  
Langen, 1910—12) findet man die „Rothe Zeitung“ nicht zitiert, wohl aber die  
Quellen, aus denen Braess mit Umsicht und Fleiß vor der Erfindung der Nach-  
richtenagenturen schöpfte. Er war nie im heutigen Sinne „aktuell“. Aber daß er  
mit seinem dörflich-einfachen Glauben an die „Vernunft“ (nicht die Göttin auf  
dem geschändeten Altar von Notre Dame in Paris) und mit seinem Optimismus  
viele in jener erregten Zeit getröstet und vielen mit praktischem Rat für den  
Alltag geholfen hat, — das macht sein Lebenswerk, seine Zeitung, zu einer der  
erfreulichsten Erscheinungen der Journalistik von damals bis heute. Was Braess  
sonst schrieb, wiegt leicht gegenüber der „Roten Zeitung“, die so mitten im braun-  
schweigischen Volkstum gewichtig wurzelte. Ein „Blatt für die Schulen. Wochen-  
schrift.“ Braunschweig 1792/93, entschlief rasch wieder. Zwei Darstellungen aus der  
englischen Geschichte und eine biographische Schrift über den aufrührerischen  
Theologieprofessor Dr. Karl Friedr. Bahrdr (1741—1792) fanden wenig Beach-  
tung und schlummern heute in den Magazinen der Herzog-August-Bibliothek in  
Wolfenbüttel. Aufsätze im „Braunschweigischen Magazin“ und anderen Wochen-  
schriften der Zeit sind auch wenig bedeutend.

Aber Hermann Braess gehört dennoch zu den sympathischsten Persönlichkeiten  
unserer heimatlichen Geistesgeschichte. Er verdient es, den Lesern der „Braun-  
schweiger Heimat“ als ein Freund ihrer dörflichen Ahnen vorgestellt zu werden.  
Als er 1797 starb, da haben viele, viele um ihn getrauert, die im bäuerlichen  
Alltag sich von ihm geistig hatten anregen lassen. Ehre seinem Andenken!

# *Sitten, Bräuche und Volksglaube im Landkreis Braunschweig*

von Peter Wolfersdorf

## II.

Im Anschluß an meinen ersten Bericht von den Ergebnissen meiner Erhebungen im Landkreis Braunschweig aus den Jahren 1959 und 1960, der 1965 in Heft 1/2 des 51. Jahrganges dieser Zeitschrift veröffentlicht wurde, bringe ich im folgenden eine Zusammenstellung dessen, was ich sonst noch an Sitten, Bräuchen und Äußerungen des Volksglaubens in meinem Untersuchungsgebiet feststellen konnte.

Bisweilen hängen die Bauern noch, um *K r a n k h e i t* vom Vieh fernzuhalten, Schwarzdorn in den Stall (Schandelah). Ebenso ist die Meinung noch vertreten, man solle keinen Fremden in den Stall sehen lassen, denn manche Menschen behexten die Tiere mit ihrem Blick (Hordorf, Hondelage). — Als Gegenmittel gegen Schaden am Vieh hilft das Besprechen. Ein Bauer, dessen Sau die Ferkel nicht annehmen wollte, ließ sich in einem Nachbardorf von einem alten Manne einen Spruch geben, mit dessen Hilfe er erreichte, daß das Muttertier die Jungen säugte. Er wollte die Verse jedoch nicht preisgeben, da er fürchtete, sie könnten dann für die Zukunft ihre Wirkung verlieren (Hondelage). Zwar wird das Vieh noch zwecks Heilung oder Schädigung besprochen, aber der Brauch läßt dort nach, wo ein Tierarzt bequem zu erreichen ist (Groß- und Klein-Brunnsrode).

Eine Frau, die Tiere besprechen konnte, behandelte zugleich Menschen mit Kräutern. Man brachte ihr großes Vertrauen entgegen (Bienrode).

Allerdings will es scheinen, als sei der Glaube an *H e x e r e i* und die Heilungen durch *B e s p r e c h e n* weitgehend geschwunden.

\*

Als *S i l v e s t e r b r a u c h* ist im ganzen Kreise nur noch das Abbrennen von Feuerwerkskörpern verbreitet; aber niemand verbindet mehr einen Sinn damit. — Jüngere Menschen fahren zum Jahreswechsel gern in städtische Vergnügungsorte (Groß- und Klein-Brunnsrode). — Bleigießen ist mancherorts noch üblich (Wendeburg-Wendezelle-Zweidorf, Bortfeld, Rünigen, Broitzem), früher fand es in Spinnstuben und Freundeskreisen der Jugend statt (Veltheim).

Vor dem Kriege gingen abends die Kinder der Tagelöhner von Hof zu Hof — meist die Geschwister zusammen — und sangen oder sagten einen Choralvers auf. Sie erhielten dafür ein Nickelstück. Pferdeknechte und größere Schuljungen zogen in Gruppen von Haus zu Haus und knallten gewaltig mit ihren Peitschen; auch sie erhielten ein Geldgeschenk (Veltheim). — Bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts wanderten in einem anderen Dorf zwölf Betknaben von Haus zu Haus und sangen; man gab ihnen etwas Geld. Der Brauch ist aber ebenfalls ausgestorben (Wendeburg-Wendezelle-Zweidorf). — Heute singt die Jugend gegen ein Geldgeschenk vorm Pfarrhause (Bortfeld) oder vor beliebigen Häusern, wobei Glückwünsche zum Neuen Jahre ausgesprochen werden (Sickte, Hötzum). Das miternächtliche Singen ist in anderen Dörfern im Aussterben (Sambleben), und auch an ein allgemeines Peitschenknallen der Burschen mit anschließenden Glückwünschen erinnern sich nur noch die ältesten Bauern (Schandelah). Mitternachtsgeläut scheint allerdings noch in vielen Orten üblich zu sein; danach besuchen die Nachbarn einander, um Gutes zu wünschen. Herkömmliche Speisen sind Heringssalat, Würstchen, „Prilleken“ (Weddel).

Einerseits ist durch das Vereinswesen nach dem zweiten Weltkriege das Veranstellen von Maskenfesten in der Karnevalszeit und noch über den Aschermittwoch hinaus üblich geworden (Bienrode, Waggum, Wenden, Schandelah, Weddel); dabei begeht häufig jeder einzelne Verein sein eigenes Vergnügen. Andererseits fördert die katholische Bevölkerung das Karnevalstreiben (Groß- und Klein-Brunsröde). In der Vergangenheit war „Fastnacht“ ein Wintervergnügen der jungen Leute mit denselben strengen Sitten wie etwa das Fahnenjagen. Am zweiten Tage wurden Wurst, Eier und Geld gesammelt. Der älteste unbescholtene Knecht trug einen Besen, den die Mädchen mit Bändern geschmückt hatten, dem Zuge voran. Die Würste wurden auf dem Saale verzehrt (Veltheim, Wendeburg-Wendezelle-Zweidorf, Schandelah). Den Rest erhielt der Schweinehirt (Wendeburg-Wendezelle-Zweidorf). In nur einem Dorfe hatte sich der Brauch bis in die Berichtszeit hinein erhalten; die seidenen Bänder wurden auf dem Saale einzeln versteigert, zuletzt der Besen selbst (Schandelah). Bis zu Beginn des Jahrhunderts brachten die Kinder am Fastnachtstage Würste mit in die Schule. — Heute gilt Fastnacht noch als Stichtag: Bei den folgenden Vergnügen des Jahres müssen die seit Fastnacht verheirateten Männer Getränke spendieren (Wendeburg-Wendezelle-Zweidorf).

Zu Ostern sammeln die Kinder Holz für ein Feuer, das am Sonnabend vor dem Fest abgebrannt wird. Taugenichtse zünden es oft schon vor der Zeit an, oder Halbwüchsige aus dem Nachbarort tragen den Haufen ab (Weddel, Hordorf, Bevenrode, Bienrode, Groß- und Klein-Brunsröde, Bortfeld, Wendeburg-Wendezelle-Zweidorf, Schandelah). In einem Dorfe ist der Brauch schon seit dem ersten Weltkriege im Schwinden. Bis dahin war es üblich, daß die Kinder neben den Abfällen vom Baum- und Heckenschnitt auch Geld sammelten, für das sie aus dem Walde mehrere Fuder Fichtenreisig holen durften. Im Osterfeuer wurden auch Knallkörper abgebrannt (Veltheim). Bis 1893 verwendete man auch Teertonnen, die brennend von einem Hügel herabgerollt wurden (Wendeburg-Wendezelle-Zweidorf). Seit 75 Jahren ist am Ostermontag „Jungensmusik“ mit allerlei Lärminstrumenten (Schandelah). Schlesier — nicht Einheimische — stellen Ostergrün in die Häuser (Bortfeld). Verbreitet ist auch das Ostereiersuchen der Kinder: bemalte Hühnereier immer seltener, häufiger Eier aus Schokolade oder Zuckerguß; der Osterhase hat sie gelegt (ganzer Kreis).

Gern schickt man jemanden zum 1. IV. in den „April“, d. h. man treibt einen Scherz mit ihm (ganzer Kreis). Allerdings ist das Verulken auch am 1. März üblich; die Kinder rufen dann: „März, März, es ist ja nur ein Scherz!“ (Bienrode).

In einigen Orten stellt man bereits in der Nacht zum 1. Mai die mit Bändern geschmückten Maibäume auf (Lehre, Hötzum, Sickte). Im übrigen ist jedoch das Anbringen von Grün in der Nacht auf den Pfingstsonntag üblich: Entweder schmückt jeder Einwohner sein Haus selbst mit Maien (Weddel), oder die Burschen binden Birkensträube an die Kammerfenster der Mädchen; man nennt die Sitte „Mai-Anklopfen“ oder „den Mädchen den Mai stecken“ (Bienrode, Sierße, Bettmar, Wendeburg - Wendezelle - Zweidorf, Bevenrode, Bortfeld, Weddel, Hordorf, Veltheim, Schandelah, Lehre, Sickte, Hötzum, Hondelage). Dabei wird über die Mädchen Gericht gehalten: Nur Angesehene bekommen einen Strauß (Veltheim), Verrufene erhalten einen Besen — wohl gar in Jauche getaucht — (Bienrode) oder einen Kirschenzweig (Bienrode, Lehre). In anderen Dörfern schmiert man den Unguten Waschblau auf den Hausstein (Sickte, Hötzum, Weddel) oder



verschüttet Baldrian in der Hoffnung, daß die Katzen vorm Hause jaulen (Hordorf). Ist ein Mädchen unbeliebt, erhält sie einen Stachelbeerbusch (Schandelah), hält sie es mit mehreren Burschen, bekommt sie einen Strohmann vors Haus (Veltheim). Wer einem Mädchen besonders zugetan ist, bindet Blumen in den Maibusch (Bienrode, Bechtsbüttel). Sägespäne werden vom Hause eines Burschen zu dem seines Mädchens gestreut (Hondelage). Man benutzt auch Schlämmkreide (Bienrode) oder Zweige, vor allem dann, wenn die „Burschen“ bereits verheiratet sind und ein Verhältnis außerhalb der Ehe haben; solche Spuren heißen „Katzen Tritte“ (Groß- und Klein-Brunsröde). Allgemein wird geklagt, daß die jungen Leute in dieser Nacht ihr Rügerecht nicht nur übermäßig ausnutzten, sondern überhaupt viel Unfug anrichteten (ganzer Kreis). — In manchen Dörfern scheint der Brauch, Maigrün an den Häusern anzubringen, auszusterben: Entweder besteht ein Verbot (Bortfeld), oder die Sitte gerät langsam ins Vergessen (Sierße, Bettmar, Veltheim).

In einem Ort sammeln die unverheirateten jungen Männer im Dorfe Eier und veranstalten in der Dunkelheit am Pfingstsonnabend am Waldrande ein großes Eieressen (Bortfeld). Es gibt auch noch die Sitte des „Pfingsteies“: Die Jungen, die zu Ostern im folgenden Jahre konfirmiert werden sollen, gehen mit dem Pfingstbaum von Haus zu Haus und erbitten Süßigkeiten und Geld; der Erlös diente früher für den Kauf der Schuhe zur Einsegnung. Der Baum selbst ist ein turmartiges Gestell, das mit 300 bis 400 ausgeblasenen Eiern behängt ist und von einem Jungen getragen wird (Vechelde). Ebenfalls in früherer Zeit ließ der Schlachter von zwei Gesellen einen schweren Ochsen, der einen Kranz um den Hals trug und als Pfingstbraten vorgesehen war, zur Besichtigung durch die Straßen führen. Man sagt heute noch von einem auffällig herausgeputzten Gecken: „Hei is sau bunt as'n Pingstosse.“ (Schandelah).

Im Mai oder Juni veranstaltet die Junge Gesellschaft in manchen Orten Fahnenjagen. In etlichen Dörfern ist es kein jährlich wiederkehrendes Fest: entweder weil die dazu erforderlichen neuen Kleider und der übrige Zubehör zu teuer würden (Veltheim) oder weil man abwechselnd Schützenfest und Fahnenjagen begeht (Weddel). — Teilnehmer sind die Mädchen über 16 und die Burschen vom 18. Lebensjahre an. Wer früher ein uneheliches Kind hatte, also „angebrannt“ war, blieb ausgeschlossen. Seit dem Ende des 2. Weltkrieges feiern auch gelegentlich Verheiratete mit; früher galt ihre Teilnahme als undenkbar (Veltheim). In anderen Orten streitet man mitunter um die Frage, ob Verlobte noch teilnehmen dürfen (Hordorf). Das Fest verläuft gewöhnlich folgendermaßen (Beispiel: Bienrode):

Die Junge Gesellschaft bestimmt den Fahnenjunker und den Offizier, d. h. die „Regisseure“. Sie tragen als Zeichen ihrer Würde lange Seidenschärpen und silberne oder goldene Schulterstücke. Ähnliche Abzeichen werden für den Kleinen und Großen König, die es zu ermitteln gilt, bereitgehalten. — Die jungen Männer treffen in der Reihenfolge des Alters ihre Wahl unter den Mädchen des Dorfes, nicht ohne bestehende Verbindungen zu achten. Jeder Bursche wird von seinem Mädchen die Tage des Festes über bewirtet und bekommt von ihm ein seidenes Tuch, das an einer Schulter befestigt wird, und einen Strauß zum Anstecken; es gehört auch zu den Pflichten des Mädchens, das Pferd zu schmücken.

Unter der Führung des Fahnenjunkers und des Offiziers holen die Reiter die Könige des Vorjahres von ihren Höfen ab und geleiten sie zum Sammelplatz. Dort

steht bereits der „Jungfernwagen“ mit den Mädchen, die gewöhnlich weiße Kleider tragen.

In ihrem und des Fuhrmanns Gewahrsam befindet sich die einer Wetterfahne ähnelnde hölzerne Trophäe. — Die Könige des Vorjahrs, Fahnenjunker und Offizier halten lange Reden; der Fuhrmann spielt in seiner Ansprache auf das folgende Vergnügen und die weißen Kleider, die besorgte Mütter ihren bisher unberührten Töchtern angezogen haben, an.

Die Kapelle marschiert mit zum Turnierplatz, an dessen Ende ein Ring an einem Querbalken hängt. Es gilt, den Ring beim jedesmaligen Durchritt mit der Gerte abzustechen. Großer König wird, wer die meisten Treffer erzielt. Mit Rücksicht auf die hohen Ausgaben jedoch, die dem Sieger infolge der Bewirtung der Teilnehmer entstehen, wird diese Ehre vorher in einer Abstimmung an einen Freiwilligen vergeben. — Die Fahne wird am nächsten Morgen am Hause des Gewinners angebracht; ein Frühstück aller Beteiligten schließt sich an.

Einige Wochen später findet das „Zecherechtmachen“ in der Gastwirtschaft statt; dabei wird der Rest der Einnahmen vertrunken (Veltheim, Weddel, Wagum, Bortfeld, Groß- und Klein-Brunnsrode, Lehre, Bienrode, Schandelah, Hordorf, Wendeburg-Wendezelle-Zweidorf). — Manchmal sammelt die Jugend am Tage nach dem Fahnenjagen oder Schützenfest Eier und Wurst; davon richtet der Wirt auf dem Saale ein Frühstück, an dem jeder ungeladen und kostenlos teilnehmen darf (Weddel).

Einerseits ist das Ringstechen erst nach 1945 — wohl nach dem Vorbild der Nachbardörfer — eingeführt worden (Lehre), andererseits ist es bereits wieder im Aussterben: Einmal wird geltend gemacht, die Bauern wollten den überwiegend nicht aus der Landwirtschaft stammenden Burschen die Pferde nicht mehr überlassen (Bienrode — inzwischen abgekommen zugunsten des Schützenfestes), dann wieder macht man den Pferdemangel verantwortlich, der infolge der Beschaffung von Landmaschinen einsetzte (Groß- und Klein-Brunnsrode). In manchen Dörfern läßt sich das Fest über viele Jahrzehnte hin verfolgen; in einem Falle ist es seit 1832 bekannt und findet auch immer am gleichen Tage statt: am Sonntag nach dem letzten Spargelstechen im Juni (Bortfeld).

In manchen Orten veranstaltet man Ringstechen und Schützenfest abwechselnd (Wendeburg-Wendezelle-Zweidorf, Weddel). Veranstalter sind entweder die — unorganisierte — Junge Gesellschaft (Bevenrode, Bienrode, Schandelah) oder die Schützengesellschaft (Vechelde), der Schießklub, in den jeder Einwohner aufgenommen werden kann (Hordorf), der Schützenverein (Lehre); manchmal sind vor allem die Bauernsöhne Mitglieder (Sickte, Hötzum), dann wieder alle erwachsenen Männer (Wendeburg-Wendezelle-Zweidorf). Es kommt auch vor, daß alle bestehenden Vereine nacheinander in der Folge der Jahre die Regie übernehmen (Sierße). Nur in einem Dorfe scheint das Schützenfest alljährlich zum gleichen Zeitpunkt stattzufinden, nämlich am ersten Sonntag und Montag im Mai (Bevenrode). Es wurde auch mitgeteilt, daß diese sommerlichen Feste statt in einer Wirtschaft in einem Zelt veranstaltet werden; ein Frühstück mit viel fettem Fleisch und Bier, das die Bauern faßweise spendieren, gehört unbedingt dazu (Groß- und Klein-Brunnsrode).

In zwei Orten findet das Schützenfest, das nach dem Kriege wieder eingeführt worden und als Volksfest gedacht war, bereits zur Zeit der Befragung keinen rechten Widerhall mehr: Das eine Dorf war zu schnell gewachsen (Vechelde), das

andere liegt außerdem in unmittelbarer Nähe zur Stadt. In einem anderen Stadtranddorf sind die überlieferten Veranstaltungen ausgestorben; statt dessen haben sich „Siedlerfeste“ mit Jahrmarktsbetrieb eingebürgert (Rüningen).

Gottesdienst am *H a g e l f e i e r t a g e* ist wohl im ganzen Kreise üblich. Auf Grund des Vertrages zwischen Staat und Kirche haben die Kinder schulfrei (ganzer Kreis). Die Bauern führen im Anschluß an den Erntebittgottesdienst, den die Landarbeiter in Arbeitskleidung besuchen (Groß- und Klein-Brunsröde), eine Flurbesichtigung durch (Bortfeld). Früher ging das junge Volk zum Holze und veranstaltete dort allerlei Spiele (Schandelah).

Wenn das letzte Fuder Getreide vom Felde eingebracht wird, hat das Gesinde in der letzten Stiege die heimlich angefertigte *E r n t e k r o n e* verborgen. Man nimmt sie auf die Gabel, deren Stiel fest ins Fuder gestoßen wird, so daß die mit bunten Bändern geschmückte Krone den Wagen überragt; darunter sitzen Magd und Kinder und singen. — Man überreicht den Kranz dem Bauern mit einem Gedicht; dann schließt sich ein Mahl an. Auf dem Rittergut wird dem Verwalter, Hofmeister oder Inspektor ein Kranz umgehängt (Veltheim), sonst dem Bauern (Bortfeld); er muß das Gesinde bewirten (ganzer Kreis). Mitunter winden die Bauerntöchter die Kronen. Einer der Kränze kommt in die Kirche, die anderen hängen auf den Dielen und bleiben dort manchmal mehrere Jahre (Klein- und Groß-Brunsröde). In etlichen Dörfern war der Brauch schon zur Berichtszeit im Aussterben — nicht zuletzt durch die Einführung der Mähdrescher (Veltheim, Bortfeld, Rüningen, Waggum, Bevenröde, Bienröde).

In nur einem Dorfe ist das Kindersingen zum *M a r t i n s t a g e* noch bekannt (Bettmar). In einem anderen Orte konnte man sich an die Sitte, daß die Kinder singen und dafür kleine Geschenke erhalten, nur noch schwach erinnern (Schandelah).

Im *W i n t e r* veranstalten die Jagdpächter in jedem Jahre ein eigenes Fest, in dessen Verlauf Wein und Rehbraten verzehrt werden (Groß- und Klein-Brunsröde).

In der *A d v e n t s z e i t* hängen in wohl allen Haushaltungen Tannenkranze mit vier Lichtern (ganzer Kreis); die älteren Leute erinnern sich jedoch, daß in ihrer Jugend der Brauch unbekannt war (Sierße, Bettmar, Schandelah). — Man fertigt auch Adventrosen an; das sind Wassergläser, die mit Rosenblättern aus rotem Seidenpapier beklebt sind; ein Teelicht wird hineingestellt. Sie zieren Häuser und Altar; ihre Anzahl richtet sich nach den Adventsontagen (Bortfeld). — Zum Nikolaustage setzen die Kinder einen Schuh in die Fensterbank oder vor die Zimmertür; am Morgen finden sie Süßigkeiten darin — nur die Unartigen und jene, die ihre Schuhe nicht geputzt haben, bekommen eine Rute oder finden eine Kohle (ganzer Kreis). — Ältere Kinder gehen als Nikolaus verumumt durchs Dorf und beschenken oder bestrafen die kleineren (Bienröde, Sickte, Hötzum). Entweder ist der Brauch im Aussterben (Veltheim) oder ist bereits geschwunden (Hordorf). — An anderen Orten nennt man die maskierten Gestalten, die in der Adventzeit umgehen, Weihnachtsmann (Wendeburg-Wendezelle-Zweidorf).

Als Tag der Bescherung hat sich der *H e i l i g e A b e n d* mehr und mehr durchgesetzt (Wendeburg-Wendezelle-Zweidorf, Sierße, Bettmar, Sickte, Hötzum, Bortfeld). Weihnachtsbäume stehen in allen Häusern, seit der Währungsreform 1948 z. T. auch auf den Dorfplätzen (Groß- und Klein-Brunsröde). Gelegentlich erfolgt nach der Christvesper noch ein Turmsingen (Bortfeld, Schandelah). In

einem Ort wird am Heiligen Abend vom Turm geblasen (Neu-Erkerode); hier ist aber der kirchliche Einfluß besonders stark, da die Neu-Erkeröder Anstalten der evangelisch-lutherischen Kirche zugehören. — Früher war es üblich, daß für die ärmeren Leute Pakete mit Wurst vom Schlachtfest hergerichtet wurden; die Burschen, von denen sich einer als „Weihnachtsmann“ ausgekleidet hatte, verteilten die Gaben (Schandelah). — Die Paten überbringen ihre Geschenke am Weihnachtsmorgen (Bortfeld). Auch eine Bescherung der Betriebsgemeinschaften — namentlich in bäuerlichen Betrieben und auf dem Gut — mit anschließender Bewirtung ist noch Brauch (Veltheim).

Dreikönigssingen der Kinder erfolgte entweder am 31. 12. (Groß-Brunnsrode) oder am Dreikönigstag (Schandelah) gegen kleinere Geldgeschenke.

Zwischen Weihnachten und Neujahr soll man keine Wäsche aufhängen; es heißt, dann müsse jemand sterben (Sickte, Hötzum, Wendeburg-Wendezelle-Zweidorf, Weddel, Bienrode, Waggum).

Die Erhebung zeigt, daß viele Bräuche seit 1945 im Schwinden sind. Gewährsleute machen teils den Rückgang der Landwirtschaft dafür verantwortlich und meinen auch feststellen zu können, der Stolz auf die alte bäuerliche Sittsamkeit, Eigenart und Familienüberlieferung sei im Schwinden (Kirchenvorsteher Hermann Claus, damals 75 J., Veltheim). Teils wird auf die Schichtarbeit in der Industrie als Ursache hingewiesen; das Dorf bedeutet für die Pendler nur noch Schlafstätte, nicht mehr Lebensgemeinschaft (Pfarrer Geisler, Groß-Brunnsrode).

Einen besonders ungünstigen Einfluß auf die Tradition üben die Sportvereine aus, die ihre eigenen Feste feiern und den größten Teil der freien Zeit, die früher dem Gemeinschaftsleben offenblieb, für sich beanspruchen (Pfarrer Geisler). Gewiß sind Sportwettkämpfe, bei denen die Vereine benachbarter Ortschaften sich untereinander besuchen, volkskundlich ebenfalls als Bräuche zu werten, und man wird die Sportfeste mit anschließendem Tanzvergnügen hinzurechnen müssen. Aber ihre Ursprungsschicht ist nicht die der bäuerlichen Riten, die im Magisch-Mythischen verwurzelt waren. Wenngleich diese Bedeutung in unserem Jahrhundert immer mehr ausbläße und das Brauchtum oftmals als reine Handlung ohne tieferen Sinn einfach aus der Überlieferung übernommen wurde, ist die bäuerliche Kultur im Gegensatz zur empiristisch-rationalistischen des Industriearbeiters im ganzen religiös bestimmt. — Teilweise setzen die Sportveranstaltungen wohl die Tradition der Wettkämpfe junger Burschen verschiedener Ortschaften um die Ehre ihres Dorfes fort; allerdings empfinden sich die einzelnen Teilnehmer nicht mehr als Repräsentanten der Dorfgemeinschaft, sondern als Angehörige ihres Vereins — noch enger: ihrer Mannschaft. Umgekehrt fühlt sich nicht die gesamte Bevölkerung des Dorfes dem Verein verbunden. Es führte zu weit, in dieser Darstellung, die sich um eine Bestandsaufnahme bäuerlicher Bräuche bemühte, magische Praktiken — etwa den Besitz eines Talismans in einer Sportmannschaft — zu erörtern; es ist eine bekannte Tatsache, daß sich primäre Vorstellungen in allen Zeiten und Kulturen gleichsam als Bodensatz nachweisen lassen.

Statt dessen sei abschließend nur noch jene Begründung für das Aussterben alten Brauchtums, die ein Pfarrer mitteilte, wiedergegeben: Die Verstädterung und der Aufbau kleiner Industrien in den Dörfern selbst seien außer der Nähe der großen Industriegebiete und der Umstellung der bäuerlichen Betriebe auf Maschinen für das Schwinden verantwortlich (Pfarrer Langer, Vechelde).

# Sagen und sagenhafte Geschichten aus dem Salzgittergebiet und seiner Nachbarschaft

Gesammelt und erzählt von Mechthild Wiswe

## Glockensagen

Vom Glockenbrunnen zwischen Adersheim und Leinde<sup>1)</sup>

Im Dreißigjährigen Krieg soll aus dem Adersheimer Kirchturm eine Glocke geraubt und in einen grundlosen Sumpf geworfen sein, der sich unweit Leinde ausdehnte. Dieser wurde deshalb Glockenbrunnen genannt.

Einst verirrte sich bei dunkler Nacht ein reisender Kaufmann in diesen Sumpf. Er versank mit Kutsche und Pferden darin. Der Unglückliche konnte nach dem Tode keine Ruhe finden. Noch viele Jahre nach jenem Geschehen konnte man ihn um die Meßzeit des Nachts kläglich um Hilfe schreien hören.

Einmal ließ der Tote sich auf einem Hofe in Leinde sehen. Er rief hier einem Manne etwas zu und jagte diesen so hastig ins Haus, daß der Mann durch heftiges Zuschlagen der Haustür an der Ferse verletzt wurde.

(Um 1780, nach Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel, Landschaftsbibliothek 1225,1; heute nicht mehr bekannt.)

## Der Glockenbrunnen bei Salzgitter-Lesse

Einst herrschte in Nienstedt<sup>2)</sup> eine große Feuersbrunst. Damals soll die Glocke aus dem Turm der Dorfkirche in den unteren Seekbeek, einen Sumpf beim benachbarten Sa.-Lesse, geflogen sein. Eine darin befindliche Quelle heißt daher noch Glockenbrunnen.

Davon weiß man noch eine andere Geschichte zu erzählen: Der Dreißigjährige Krieg verschonte auch Nienstedt nicht. Plündernde Soldaten drangen in seine Kirche ein und warfen die Glocke vom Turm. Sie schafften diese sogleich in aller Eile fort. Inzwischen war es Abend geworden. In der Dunkelheit geriet das Gefährt vom Wege ab und versank im Glockenbrunnen. Zur Mittagszeit soll die Glocke darin noch läuten<sup>3)</sup>.

(1964, Familie Ehlers, Sa.-Lesse.)

## Die versenkte Glocke

Den Lebenstedtern war im Dreißigjährigen Kriege schon eine Glocke geraubt worden. Da vernahmen sie, daß wieder plündernde Truppen im Anzuge waren. Eilig holten sie die Glocke, die ihnen geblieben war, aus dem Kirchturm und versenkten sie an einer besonders tiefen Stelle des „Meeres“<sup>4)</sup>.

Tatsächlich fanden die Soldaten die Glocke hier nicht. Nachdem die Kriegswirren ein Ende genommen hatten, holte man die Glocke unversehrt aus dem Sumpf heraus und hängte sie wieder im Kirchturm auf.

(Um 1720, nach der Chronik des Pfarres Bahlse, die im Pfarramt St. Andreas in Sa.-Lebenstedt aufbewahrt wird; heute nicht mehr bekannt.)

## Glockenklang

In der Neuen Mühle, die zwischen Sa.-Lebenstedt und Sa.-Reppner an der Fuhse lag, hörte man eines Nachts einen Klang, als wenn eine große Glocke ge-

läutet würde. Diese seltsame Erscheinung wiederholte sich einige Wochen lang Nacht für Nacht. Die Bewohner der Mühle gerieten darüber in große Furcht. Niemand wollte mehr da bleiben.

Ein solcher Glockenklang soll die Aufdeckung einer bis dahin verborgenen, unangenehmen oder schädlichen Sache ankündigen.

Der Müller selbst soll den Glockenklang auf die folgende, ganz natürliche Weise erklärt haben: Seine Frau habe die Bratenröste an der Wand aufgehängt. Darauf seien des Nachts die Mäuse auf und nieder gelaufen. Das habe jenen merkwürdigen Klang verursacht.

Der Chronist bezweifelt das und bemerkt dazu: „Wenn der Klang von der Bewegung der Röste gekommen wäre, würde er nicht einen solchen starken Klang als einer großen Glocke von sich gegeben haben.“

(Um 1720, nach der Chronik des Pfarrers Bahlsen, die im Pfarramt St. Andreas in Sa.-Lebenstedt aufbewahrt wird; heute nicht mehr bekannt.)

### *Der unterirdische Gang*

Vom Schloß in Salder führte ein unterirdischer Gang durch den Hasselberg zur Burg Lichtenberg. Er endete in deren Turm. Bei Belagerungen konnte die Besatzung der Burg besonders lange standhalten, weil für sie durch diesen Gang Nahrungsmittel herbeigeschafft wurden.

(1965, Landwirt Hanne, Sa.-Salder.)

### *Die „Kuisellöcker“ bei Salzgitter-Lesse*

Im Mittelgraben, der durch den Lesser Pfingstanger führt, sind tiefe Löcher vorhanden, in denen das Wasser Strudel bildet. Man nennt sie „Kuisellöcker“. In diesen Untiefen, die grundlos sein sollen, wohnen die Unterirdischen.

Einst, an einem heißen Sommermittage, ruhten Knechte, die auf dem Pfingstanger gemäht hatten, sich am Mittelgraben von der Arbeit aus. Sie wollten nun einmal prüfen, wie tief die Kuisellöcker in Wahrheit wohl wären. Einer von ihnen ließ sein „Saißentuich“<sup>5)</sup> an einem langen Strick in die Tiefe. Als er nur noch ein kurzes Ende davon in der Hand hatte, gab es plötzlich eine scharfe Bewegung, als ob sich jemand an dem Seil zu schaffen machte. Neugierig geworden zog der Knecht dieses wieder in die Höhe. Da mußte er feststellen, daß sein „Saißentuich“ abgeschnitten war. Das hatten die Unterirdischen getan.

(1964, Familie Ehlers, Sa.-Lesse.)

### *Die Mordwiese bei Salzgitter-Hohenrode*

Am rechten Ufer der Innerste erhebt sich unweit Sa.-Ringelheim das Dörfchen Hohenrode mit dem Gut, das bis in die jüngste Zeit den Herren von Wallmoden gehörte.

Unmittelbar am Gutshof, am von der Innerste abgeleiteten Mühlengraben, liegt eine alte Wassermühle. Daran grenzt die Mordwiese. Sie soll ihren Namen dem folgenden Geschehen verdanken: Einst vertauschte ein Müller diese Wiese gegen einen wertvolleren Acker. Seine Tochter härmte sich sehr darüber. Schließlich legte sie Hand an sich und gab sich selbst den Tod. Dieser große Frevel ließ sie im Grabe keine Ruhe finden. Sie soll noch heute zu mitternächtlicher Stunde am Mühlengraben und auf der Mordwiese entlangwandeln.

Andere sagen, jene ruhelose Jungfrau soll sich auf der Mordwiese selbst den Tod gegeben haben, weil ihr Vater sie einem seiner Müllersknechte gegen ihren Willen zur Frau geben wollte.

(1964, Stellmachermeister Ohlendorf, Sa.-Hohenrode.)

#### *Die Tückeboten bei Salzgitter-Flachstöckheim*

Vor vielen Jahren machten sich des Abends drei junge Burschen aus Ohlendorf auf den Weg nach Flachstöckheim, um dort ihre Liebsten zu besuchen.

Plötzlich sahen sie in der Ferne mehrere Lichter schimmern. Das mußten die von Flachstöckheim sein.

Die drei Wanderer gingen den Lichtern schnellen Schrittes nach, konnten und konnten diese aber nicht erreichen. Da schlug es vom Kirchturm Mitternacht. Die Lichter aber verschwanden.

Jetzt merkten die Burschen, daß sie sich auf schwankendem Boden befanden. Sie waren vom Wege ab und in das Meer<sup>6)</sup>, einen Sumpf, geraten. Die Lichter aber, die sie dahin gelockt hatten, waren die Tückeboten gewesen.

Bis zum Morgengrauen irrten die drei Unglücklichen im Sumpf umher. Erst als dieser dämmerte, fanden sie auf den Weg zurück.

(1964, Frau Giesecke, Sa.-Flachstöckheim.)

#### *Tückeboten und schwarzer Hund bei Salzgitter-Lebenstedt*

Zwischen Sa.-Lebenstedt und Sa.-Salder führte eine Brücke über die Fuhse. Sobald es Abend wurde, gingen hier die meisten Leute nur ungern entlang. Hier spukten dann nämlich brennende Geister, die Tückeboten, herum.

Auch trieb hier ein großer schwarzer Hund, der Sléptéwe, sein Unwesen. Manch einem ist er auf die Kiepe gehuckt, so daß dieser unter der schweren Last fast zusammengebrochen wäre und nur mit Mühe das Dorf erreichte.

(1964, Frau Wesch, Sa.-Lebenstedt.)

#### *„Gliuswanz“*

Der Großvater von Herrn M. in Sa.-Bruchmactersen wußte von seinem Vater das folgende Erlebnis zu berichten:

Dieser war aus Gebhardshagen gebürtig. Einst kehrte er gegen Mitternacht allein in seiner Kutsche von einem Besuch in seinem Heimatdorf nach Bruchmactersen zurück. Schon hatte er Salder hinter sich gelassen und näherte sich auf der Lichtenberger Straße Bruchmactersen. Da, als er an der Truppe vorbeifuhr, die die Grenze zwischen Salder und Bruchmactersen bildete, glühte plötzlich links vom Wege etwas auf, das die Gestalt eines großen Hundes hatte. Jetzt lief es vor dem Wagen über die Straße. Die Pferde bäumten sich auf und scheuten. Nur mit Mühe konnte M. sie im Zaume halten. Da sah er das unheimliche Wesen, das einen langen, glühenden Schweif hinter sich herzog, auf den Salder Hasselberg zulaufen. Das war der „Gliuswanz“ gewesen.

Von Angst geplagt, trieb M. die Pferde zur Eile an, um das sichere Bruchmactersen zu erreichen. Schweißüberströmt, aber unversehrt kam das Gespann dort an. M. atmete erleichtert auf darüber, daß ihm der „Gliuswanz“ nichts angetan hatte.

(1965, Verwaltungsangestellter G. Achilles, Sa.-Bruchmactersen.)



## *Kopflöse Geister*

### Der Reiter ohne Kopf

Da, wo an der Grenze zwischen Adersheim und Leinde der Brückenbach entspringt, befanden sich bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts zwei Forellenteiche. Hier soll sich des öfteren ein Reiter ohne Kopf gezeigt haben. Dieser soll dann, ohne jemandem etwas zuleide zu tun, an einem „Strafpfahl“ verschwunden sein, der an einem der Forellenteiche stand.

(Um 1780, nach Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel, Landschaftsbibliothek 1225,1; heute nicht mehr bekannt.)

### Die Soldaten ohne Köpfe

Im Adersheimer Eyerkamp, der vermutlich nordöstlich des Dorfes lag, war es nicht geheuer. Hier sollen nämlich ehemals am hellerlichten Tage Soldaten ohne Köpfe ihren Spuk getrieben haben.

(Um 1780, nach Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel, Landschaftsbibliothek 1225,1; heute nicht mehr bekannt.)

### Der Mann ohne Kopf

Ein dichtes Dornengebüsch erhob sich noch zu Beginn unseres Jahrhunderts am Wege von Sa.-Beinum nach Sa.-Ohlendorf da, wo dieser an der Ohlendorfer Grenze entlang führte.

Hier am sogenannten Dörenbalken trieb ein Mann ohne Kopf sein Wesen, sobald die Dunkelheit hereingebrochen war. Er erschreckte die allein Vorüberkommenden so sehr, daß es kaum jemand wagte, bei Dunkelheit allein am Dörenbalken vorüberzugehen.

Jener Mann konnte im Grabe keine Ruhe finden, weil er im Leben großes Unrecht begangen hatte.

(1964, Frau Bosse, Sa.-Beinum.)

### Das „Rålwaif“

In der Truppe zwischen Salder und Bruchmachtersen tritt eine starke Quelle zutage, von der in alter Zeit eine Wasserleitung zum Gut Salder führte.

In dieser Quelle wohnte eine Wasserfrau, das „Rålwaif“<sup>7)</sup>. An heißen Sommertagen tauchte das „Rålwaif“ wohl aus seiner unterirdischen Wohnung auf und sonnte sich an der Quelle. Kamen dann Kinder in seine Nähe, so lockte es sie an sich und nahm sie mit in die Tiefe. Nie wieder kehrten sie zu den Menschen zurück. Daher war es den Kindern — vor allem in der Erntezeit — streng verboten, in die Nähe der Truppe zu gehen.

(1965, Landwirt Hanne, Sa.-Salder.)

---

<sup>1)</sup> Genaue Lage nicht mehr zu ermitteln.

<sup>2)</sup> Wüstung nordöstlich Sa.-Lesse.

<sup>3)</sup> Weitere, ganz ähnliche Sagen bei: Th. Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig. Braunschweig 1895. S. 223.

<sup>4)</sup> Der letzte Rest des „Meeres“ ist der Teich im Stadtpark Sa.-Lebenstedt.

<sup>5)</sup> Gerät zum Schärfen der Sense.

<sup>6)</sup> Ehemals sumpfiges Gelände westlich der Straße Sa.-Oldendorf — Sa.-Flachstöckheim.

<sup>7)</sup> Hier hat sich offenbar die Vorstellung von einem Feldgeist mit der von einem Wassergeist vermischt. Vgl. dazu: W. Flehsig, Feld-, Wasser- und Hausgeister im ostfällischen Volksglauben. In: Braunschweigische Heimat. Jg. 46 (1960), S. 33—37 u. S. 65—72.

## *Unsere Heimat, ein Dorado für den Geologen*

von Otto Klages

Heimat, ein Hauptwort mit sechs Buchstaben. Doch beim Aussprechen und Anhören dieses Wortes brechen Gefühle in uns auf, die immer wieder Ströme des Glücks wachrufen. Begünstigt in jeder Weise für den Zoologen, den Botaniker und besonders für den Geologen liegen wir zentral umgeben vom großartigen, uralten Harzgebirge, dem wesentlich jüngeren, lieblichen Weserbergland und der riesigen, jungen Lüneburger Heide; dazu noch im Subherzynischen Becken zwischen Harz und Flechtinger Höhenzug mit der klassischen, geologischen Quadratmeile. Drei grundverschiedene Landschaftsgebilde liegen so vor unserer Tür, und ein besonderer Reiz ist mit der Wahl des Reisezieles für den nächsten Sonntag verbunden. Für den Geologen heißt das: Paläozoikum, Mesozoikum oder Känozoikum, also Erdschichten, die bis 600 Millionen, 220 Millionen und 70 Millionen Jahre alt sein können. Was für ein Ausblick auf das zu erwartende geologische Abenteuer. Beginnen wir mit der Zeit, in der wir leben, dem Quartär.

Das Holozän, früher wurde es Alluvium genannt, bietet schon Fossilien. Auf Kalksinter und Kalktuff steht zu einem großen Teil die Stadt Königsutter. Die Lutter und andere kleine Rinnsale brachten den gelösten Kalk in die Ebene, und setzten ein Kalktufflager ab, das bis 8 Meter Mächtigkeit erreichen kann. Ein Vorgang, der auch heute noch am Werke ist, und wohl bis in das Pleistozän zurückreicht. Werden in der Stadt Königsutter die Straßen aufgerissen oder der Keller für ein Gebäude ausgeschachtet, kann der Paläontologe schon seine Forschungen beginnen. Im Kalksinter finden sich ganze Lagen von versinterten Weidenblättern, Röhricht und Schneckenhäusern. Bedeutend abwechslungsreicher ist die untere Abteilung des Quartärs, das Pleistozän, ehemals Diluvium genannt. Die riesigen Gletscher der ersten und zweiten Eiszeit brachten Geschiebe in großer Fülle zur Ablagerung. Eine riesige Kiesgrube bei Neindorf, unweit Königsutter, zeigt viel Material, das ausreicht, einen Sammler zwei Jahre zu beschäftigen. Steine von der Größe einer Kokosnuß bis zum Umfang eines Weinfasses sind aus dem Kies und Sand herausgebuddelt und von Baggern aufeinandergetürmt. Nach einem Regenschauer erscheinen die Steine in ihren natürlichen Farben von unvorstellbarer Schönheit. Sandsteine, Kalksteine, Quarzite, Porphyre, Granite, Diorite, Pegmatite, Diabase, Gabbros, Gneise, Glimmerschiefer, Schriftgranite und Feuersteine in den Farben schwarz, rot, gelb, blau, weiß und braun kamen aus weiter Ferne. Aus der näheren Umgebung finden wir Buntsandsteine, Muschelkalke, Korallenkalke, Toneisensteine, Rotsandsteine, Sphärosiderite, Rogensteine, Kiesel-schiefer, Radiolarite, Tonschiefer, Roteisensteine, Brauneisensteine, Knollenquarzite und andere. Die ersteren kamen aus Skandinavien, Finnland, den Ostseeprovinzen, den Baltenländern und Nordwestrußland. Die anderen stammen aus dem Harz, dem Flechtinger Höhenzug, dem Lappwald, dem Dorm, dem Rieseberg, dem Elm, der Asse, dem Osel, dem Fallstein, dem Heeseberg, dem Huy und dem Hackel. Sie geben sich hier in Neindorf ein Stelldichein. Dabei mangelt es natürlich nicht an Versteinerungen, denn wo so viele Gesteine aus allen Formationen zusammentreffen, kann es gar nicht anders sein. Verkieselte Hölzer, Schwämme, Korallen, Blumentiere, Muscheln, Schnecken, Armkiemer, Seelilienstiele, Seeigel, Seeigelstacheln, Belemniten, Ammoniten, Graptolithen, Trilobiten und die Köcherbauten von Würmern (den Scolithussandstein) kann man mit einiger Ausdauer beim Sammeln finden. Der letztere Sandstein spielt eine große

Rolle, denn er kann gut als Leitgeschiebe dienen. Er ist der älteste Sandstein der Erde, stammt aus Mittelschweden und ist sicher über 600 Millionen Jahre alt. Die Gletscher der dritten Eiszeit erreichten uns nicht. Diese kamen östlich der Elbe zum Abtauen, und ließen dort das mitgebrachte Steinmaterial liegen.

Die nächste Formation, das Tertiär, schenkte uns die großen Braunkohlenlager, und wurde darum auch die Braunkohlenzeit genannt. Hier wird uns die Wahl des Sammelplatzes schwer gemacht. Da ruft die Tongrube Passeier in Klein-Steimke. In den fetten tertiären Tonen findet man Gipskristalle von unglaublicher Schönheit. Es sind z. T. Kombinationen von Kristallen und Schwalbenschwänze. Unwiderstehlich lockt die Tongrube von Stegmann am Silberberg bei Helmstedt. Sie bietet eingebettet in Phosphoritknollen herrliche Krabben, *Coeloma balticum* (siehe Abb. 1) und zahlreiche Muscheln und Schnecken. Die Krabbe jedoch ist ein kostbares Fossil und von einer Erhaltung, wie sie wohl nur in Helmstedt vorkommt. Sie findet sich in Schichten des Mittel-Oligozän. In den Sanden der großen Braunkohlentagebaue bei Büddenstedt, Alversdorf usw. sind auch Krabben (*Xantopsis*) vorgekommen, doch die Erhaltung war nur mäßig. Dafür sind aber die Zähne von Krokodilen, Rhinocerosen und Haien von prächtiger Erhaltung. Das gleiche kann man von den Wirbelknochen sagen. Hier endet das Känozoikum, also die Erdneuzeit.

Die Kreidezeit, genannt nach den weißen Kreidegesteinen, die das damalige Meer absetzte, bot schon 1889 dem Arzt Otto Griepenkerl die Freude, in der Göeschen Mergelgrube an der Straße Boimstorf-Lehre, über 150 Kreidefossilien zu bestimmen. Dieser Arzt aus Königsutter sammelte aus der Oberen Kreide, dem Senon, und zwar den oberen Quadratenschichten Pflanzenreste, Korallen, Würmer, Schwämme, Muscheln, Schnecken, Armkiemer, Seelilienstiele, Seeigel, Ammoniten, Belemniten usw. Die Tongrube von Thiede zeigt dagegen dunkle Tone der Unteren Kreide, und zwar oberes Valendis, in denen Geoden gefunden werden, die Ammoniten und Gastropoden enthalten. Auch Belemniten finden sich oft in Mengen. Von besonderer Schönheit sind die Mineralien wie Kalkspat, Schwerspat, und die buntangelaufenen Pyrite, die bergfrisch in der Sonne wie Gold und Silber funkeln. Die Tone der Unteren Kreide der Tongrube Moorhütte zwischen Gliesmarode und Volkmarode in Braunschweig bieten dem Geologen Muscheln, Röhrenwürmer und besonderen Reichtum an Belemniten. Die Tone, die dem Neokom angehören, enthalten auch Septarien.

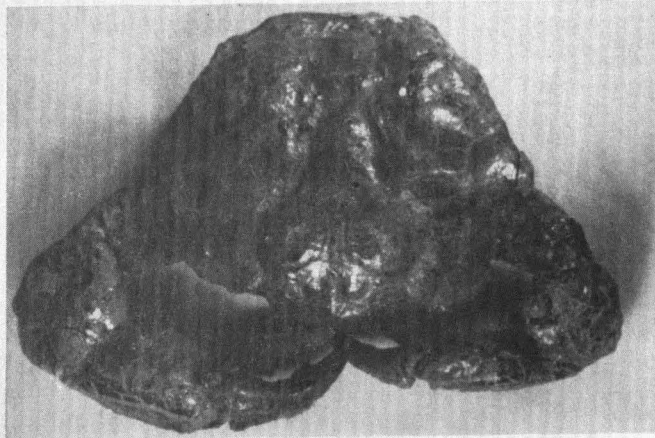
Nun kommen wir zur Jura-Formation, dem Lieblingsgebiet aller Sammler. An der Straße von Boimstorf nach Nord-Steimke, kurz vor Wolfsburg, steht in einem alten Kalksteinbruch Oberer Jura, also Malm mit dem Kimmeridge an. Dieser Weißjura bietet Lamellibranchiaten (Muscheln), Gastropoden (Schnecken) und Brachiopoden (Armkiemer) in guter Erhaltung an. Der Untere Jura oder Lias zeigt im Posidonienschiefer des Oberen Lias von Schandelah eine Fülle von Ammoniten und Fischen, alle hauchdünn zusammengepreßt. Aber auch Hölzer, Belemniten, Krebse, Muscheln und sogar Insekten sind nicht selten. Selbst wohl-erhaltene Tintenbeutel mit der erhärteten Tintensubstanz der Tintenfische hält der bituminöse, papierdünne Schiefertone für den eifrigen Sammler bereit. Der Mittlere Lias ist aufgeschlossen im Eisenerztagebau von Rottorf am Klei und bietet dem Sammler in den Jamesonischichten, den Capricornerschichten und Ziphusschichten, die schon dem Unteren Lias angehören, ein reiches Betätigungsfeld. Hier sind es die fünfsternigen Stielglieder der Seelilie *Pentacrinus* und

die Stacheln von Seeigeln, die wegen ihrer Schönheit sofort ins Auge fallen. Einen großartigen Aufschluß bietet die Tongrube Lehrmann am Schwarzen Berge bei Helmstedt. Hier werden die Angulaten- und Psilonotenschichten abgebaut. Erreicht werden dabei die Grenzsichten Lias-Rät, also Jura-Trias. Ein alter Meeresstrand kommt hier wieder zutage mit Rippelmarken, Netzleisten und Muschelschill von Muscheln, die das Jurameer aus der Gegend der heutigen Nordsee kommend, vor 200 Millionen Jahren mitbrachte. Manche Muscheln zeigen noch die Lebensfarbe. Zarte Seesterne liegen auf Kalksandsteinen, und eine Fossilbank sitzt voll von Schnecken und Zähnen von größeren Fischen. Dazwischen liegen abgerollte Kugeln von Sandsteinen, die den Kampf zwischen Land und Meer prachtvoll wiedergeben. Schöne Ammoniten, oft durch Kalkspat versteinert, runden das Bild.

Die Triasformation, bestehend aus Keuper, Muschelkalk und Buntsandstein, daher der Name Trias, tritt uns in unseren Höhenzügen entgegen. Der Obere Keuper oder Rät zeigt in mächtigen Sandsteinbrüchen nördl. Helmstedt Sandsteine mit Pflanzenhäcksel und zahllosen Individuen der Muschel *Anoplophora postera*, genannt die Gurkenkernschicht. Der Mittlere Keuper oder Gipskeuper schenkt uns in den Tönen der Roten Wand nördl. Schöppenstedt Gips-Residuen von auserlesener Schönheit. Der Gipskeuper der Schöninger Hohlsteinwerke läßt uns Gips in vielen Farben finden und den besonders seidigen Fasergips. Die Mittlere Trias mit dem Oberen, Mittleren und Unteren Muschelkalk hat unsere Heimat, und ganz besonders den Elm, in geologischen Kreisen weltbekannt gemacht durch die herrlichen Versteinerungen der Seelilie *Encrinurus liliiformis* (siehe Abb. 2). Die Seelilie, ein Tier, das zu den Stachelhäutern gehört, liegt hier umrahmt von vielen Muscheln *Lima striata*, eingebettet im Crinoidenkalk von Erkerode. Die darüberliegenden Ceratiten- und Nodosenschichten bilden mit den Crinoidenkalken den Oberen Muschelkalk, und stecken voll von Nautiliden, Ceratiten, (Trias-Ammoniten), Lamellibranchiaten, Gastropoden, Brachiopoden und Kalkspatdrusen. Der Mittlere Muschelkalk mit seinen Zellkalken enttäuscht, dafür wartet aber der Untere Muschelkalk oder Wellenkalk mit großen Schnecken, Muscheln, Zähnen und Knochenresten von Sauriern auf. Der Besuch eines Steinbruches im Muschelkalk lohnt immer, ob im Elm, im Rieseberg, in der Asse oder im Osel. Die Untere Trias mit dem Oberen Buntsandstein oder Röt steht im Reitlingstal des Elm an. Hier treten zutage grünlich-graue und rote Letten, dazwischen Platten von Faser-

Abb. 1: Krabbe.  
*Coeloma balticum*.  
 35 Millionen Jahre alt.  
 Tertiär, Mittleres Oligozän.  
 Tongrube Stegmann,  
 Helmstedt, Silberberg.  
 $\frac{1}{2}$  der natürlichen Größe.  
 Sammlung Klages,  
 Königslutter.

Foto: Dietrich Willcke,  
 Königslutter



gips und Anhydrid und etwas ganz besonderes, die so begehrten Steinsalz-Pseudomorphosen. Der Untere Buntsandstein im Dorm, Heeseberg, und Nußberg schenkt dem fleißigen Sammler Rippelmarken, Netzleisten, Trockenrisse und den schönen Rogenstein. Großartige Stromatolithen aus dem Heeseberg runden das Bild. Damit geht nun das Mesozoikum, also Erdmittelalter zu Ende.

Mit der Permformation, auch Dyas genannt, weil sie aus zwei Abteilungen, dem Zechstein und dem Rotliegenden besteht, beginnt das Paläozoikum oder Erdaltertum. Der Zechstein schenkt uns die großen Salzlagerstätten tief in der Erde, wie im Dorm und in der Asse. Mit Zechsteinkalken tritt er auch am Heeseberg zutage. Die Rotliegenden-Schichten stehen an am Breiten Berge bei Eickendorf. Quarzporphyre, Breccienporphyre sowie Konglomerate von Quarz, Quarzit und Quarzporphyren sind zu finden. Die Aufschlüsse liegen aber schon im Bereich der DDR, 25 km nordöstlich von Königsutter.



Abb. 2: Seelilie.

Encrinus liliiformis  
mit Muscheln:  
Lima shiaba.  
Erkerode am Elm.  
200 Millionen Jahre alt.  
Mittlere Trias.  
Oberer Muschelkalk.  
Etwa  $\frac{1}{2}$  der natürlichen  
Größe.  
Cerinoidenkalk.  
Sammlung Klages,  
Königsutter.

Foto: Dietrich Willcke,  
Königsutter

Die Formationen Karbon, Devon, Silur (Ordogot) und Kambrium treten im Subherzynischen Becken nicht an die Erdoberfläche, wohl aber bis auf das Kambrium im großartigen Harzgebirge, das in  $1\frac{1}{2}$  Stunden Autofahrt von uns zu erreichen ist. Trotzdem hat der Sammler die Möglichkeit, Fossilien aus diesen Formationen sammeln zu können. Das Geschiebe der Eiszeiten brachte viele Vertreter dieser Formationen aus dem Harz und den Skandinavischen Ländern mit. So können wir auf unseren Feldern, besonders bei Velpke, Velstove, Altena b. Saalsdorf und Heiligendorf im Geschiebe Orthoceren, Goniatiten, Rhynchonellen, Spiriferen, Spongien, Hydromedusen, Cystoiden, Crinoiden, Broyzoen, Gastropoden, Terebrateln, Trilobiten usw. finden. Aus allen Formationen, die am Wege lagen, nahm das Gletschereis das lose Gestein in sich auf, um es beim Abtauen zum Ärger der Bauern und zur Freude der Geologen auf unseren Feldern liegenzulassen. Das bedeutet, daß ein fleißiger Sammler in unserer engeren Heimat Belegstücke aus allen Formationen finden kann. Das ist eine Gnade Gottes, aber auch ein schwerwiegender Hinweis auf die Erkenntnis, daß wir nur eine winzige Gastrolle auf unserer riesigen Erde geben.

Geologie:

Nie war Natur und ihr beständig Fließen  
auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen.  
Sie bildet regelnd jegliche Gestalt  
und selbst im Großen ist es nicht Gewalt.

Goethe

# AUS DER HEIMATPFLEGE

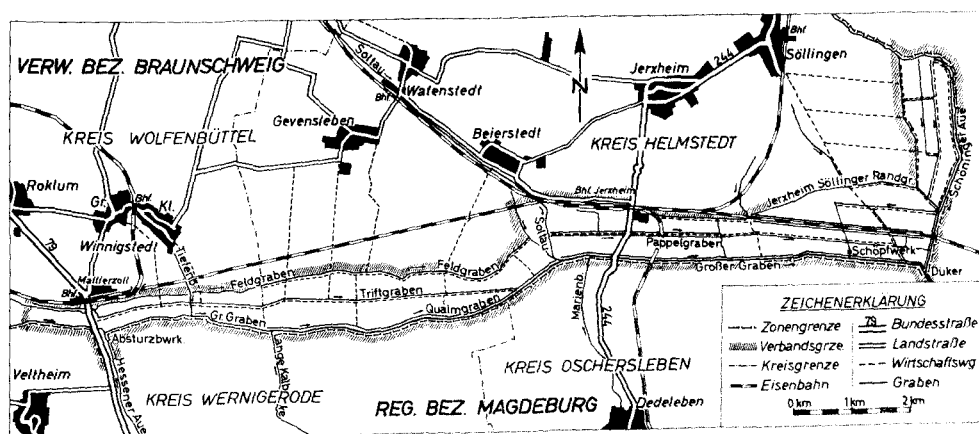
## Die Kultivierung des „Großen Bruches“

von Erich Schärff

Am Rande der nördlichen Ausläufer des Harzes erstreckt sich in west-östlicher Richtung zwischen Börßum und Oschersleben das „Große Bruch“, eine Niederung von etwa 50 km Länge und 2—3 km Breite. Die Niederung hat sehr geringes Talgefälle; sie entwässert teils nach Westen zur Ilse (Oker, Aller, Weser), teils nach Osten zur Bode (Elbe).

In den vergangenen 200 Jahren sind zahlreiche Ansätze gemacht worden, das sumpfige, in seiner oberen Schicht aus 0,8—3,0 m mächtigen Niedermoor bestehende Gebiet zu kultivieren. Die Entstehung der in der Längsrichtung das Gebiet durchziehenden Hauptentwässerungskanäle (Schiffgraben und Gr. Graben) geht in die Zeit Friedrich des Großen zurück. Ein authentischer Bericht liegt aus dem Jahre 1795 vor, in dem der Oberbergrat Alich sich über Arbeiten zur Trockenlegung des „Großen Bruches“ in den fürstlich-braunschweigischen Ämtern Hessen, Winnigstedt und Jerxheim äußert. In verstärktem Maße wurden Entwässerungsarbeiten in den Jahren nach dem ersten Weltkriege im gesamten Gebiet des „Großen Bruches“ durchgeführt. Eine neue Maßnahme wurde in dem zum ehemaligen Lande Braunschweig gehörenden Teil des Gebietes in den Jahren 1939/40 begonnen. Die Arbeiten kamen jedoch aus kriegsbedingten Gründen zum Erliegen.

Nach dem Kriege ging es um die Frage, ob es möglich sei, den nach der Zonengrenzziehung in den Landkreisen Helmstedt und Wolfenbüttel verbliebenen Teil des „Großen Bruches“ für die Landwirtschaft voll nutzbar zu machen. Dieser Teil zwischen der Wasserscheide Weser-Elbe-Gebiet bei Roklum und der Schöninger Aue hat eine Länge von knapp 16 km und eine Breite von 0,5 bis 1,0 km. Das Gebiet hat eine Größe von rund 1200 ha (Abb. 1).



Das Große Bruch zwischen Winnigstedt und der Zonengrenze.





Großer Bruch,  
Frühjahrs-  
hochwasser.

Archivbild  
Wasserwirtschaftsamt  
Braunschweig

Bei diesen Flächen handelt es sich um ein sehr nährstoffreiches Niedermoor, das stark mineralisiert ist. Die Tiefe des Moores beträgt im Mittel 0,80 m, sie wächst stellenweise bis zu 3,00 m an. Die Moorschicht ist reich an Mineralbodenanteilen, die im Laufe der Jahrhunderte von den seitlichen Hängen, die aus Löß- und Lehm Boden bestehen, eingeschwemmt worden sind. Der Boden weist einen ungewöhnlich hohen Kalkgehalt, der das Vielfache von dem normaler Niedermoorböden beträgt, ebenso einen sehr hohen Stickstoffgehalt auf. Auch Kali und Phosphorsäure sind in stärkerem Maße vorhanden, als man dies bei den meisten Moorbildungen Nordwestdeutschlands sonst antrifft.

Bevor mit den später zu schildernden Kultivierungsarbeiten begonnen wurde, stand das Gebiet oft wochenlang — besonders im Winter, aber auch in regenreichen Sommern — unter Wasser (Abb. 2). Im allgemeinen lag der mittlere Grundwasserstand 40 cm unter der Erdoberfläche, vielfach stand er bis in Geländeoberkante. Die Folge war, daß weite Teile des Gebietes nur minderwertiges Grünland, bestanden mit Rasenschwiele, Schilf und Seggen, waren — für die Landwirtschaft kaum nutzbar.

Man mußte zweierlei zuwege bringen, wenn man das Gebiet der landwirtschaftlichen Nutzung voll erschließen wollte: Eine gründliche Entwässerung schaffen und ein ausreichendes Wegenetz anlegen.

Das Wasserwirtschaftsamt Braunschweig nahm die Planung in die Hand. Als dieses mit den technischen Einzelheiten, mit Kostenanschlägen und Finanzierungsplänen fertig war und das landwirtschaftliche Gutachten der Landbauaußenstelle Braunschweig vorlag, auch die Staatliche Moorversuchsstation in Bremen sich eingehend mit der Sache befaßt hatte, trat man vor die beteiligte Öffentlichkeit. Nach vielen Erörterungen fanden sich die 247 beteiligten Landwirte aus den anliegenden 6 Gemeinden bereit, der Planung zuzustimmen. Die bis dahin vorhandenen zwei Wasser- und Bodenverbände schlossen sich zum Wasser- und Bodenverband „Großes Bruch“ zusammen, der die Trägerschaft übernahm.

Der Plan des Wasserwirtschaftsamts sah vor, durch nachhaltige Entwässerung, insbesondere Binnenentwässerung, den Grundwasserstand so weit abzusenken, daß gutes Grünland geschaffen werden kann und auch Ackerkultur möglich ist.



Das Grundwasser mußte auf eine Tiefe von 1,20 m unter Gelände abgesenkt werden. Dazu war es erforderlich, den Hauptentwässerungsgräben eine Tiefe von 1,50 m zu geben; nur dann erzielte man für Binnengräben und Dränungen ausreichende Tiefenlagen.

Zunächst einmal mußte das von den Flächen außerhalb des Niederungsgebietes anfallende Fremdwasser durch Randgräben gesondert abgeführt werden. Diese Randgräben: die Hessener Aue, der Große Graben, der Tiefenbach, der Feldgraben, die Soltau und der Jerxheim-Söllinger Randgraben wurden, soweit das nicht bisher schon der Fall war, vom Niederungsgebiet unabhängig gemacht und so ausgebaut, daß sie keine Überschwemmungen mehr verursachen können. Der Große Graben, der beim Verlassen des Verbandsgebietes ein Niederschlagsgebiet von 271 km<sup>2</sup> hat, erhielt bei einer Tiefe von 1,90 m und einer oberen Grabenbreite von rd. 10 m ein Leistungsvermögen von über 10 m<sup>3</sup> je Sekunde.

Die beiden Hauptbinnengräben: der Triftgraben und der Pappelgraben wurden jeder für sich gesondert behandelt.

Der Triftgraben, der das Gebiet westlich der Soltau entwässert, wird unter dem Tiefenbach, der Soltau und der Schöninger Aue hindurch geführt — „unterdükert“ — und fließt dann parallel neben dem Großen Graben her bis nach Oschersleben, wo er nach 16 km Lauflänge in den Großen Graben einmündet.

Für den östlich der Soltau gelegenen Teil des Gebietes bildet der Pappelgraben die Hauptentwässerung. Die Ableitung des Wassers mittels natürlichen Gefälles war hier nicht möglich, weil das Gebiet zu tief liegt. Als Lösung ergab sich die Anlage eines Schöpfwerks, das das aus dem Pappelgraben herangeführte Wasser um 3 m in den höher gelegenen Großen Graben hebt. Die Förderleistung des Schöpfwerkes beträgt 1,25 m<sup>3</sup> je Sekunde.

Daneben wurden zahlreiche schon vorhandene kleinere Binnengräben ausgebaut und neu angelegt.

Insgesamt wurden rd. 1 000 000 m<sup>3</sup> Boden ausgehoben, in Dämme verbaut oder eingeebnet.

Die Länge des ausgebauten Grabennetzes beträgt insgesamt 135 km.

Im Zuge der Ausbauarbeiten wurden 23 Wirtschaftsbrücken neu gebaut, 2 Wirtschaftsbrücken umgestaltet, 4 Düker vergrößert oder neu angelegt, eine große Zahl von Rohrdurchlässen erstellt und 4 Sohlabstürze in den größeren Wasserläufen errichtet.

Um eine ausreichende Entwässerung zu erzielen, ist etwa die Hälfte des Gebietes, d. h. eine Fläche von etwa 600 ha zu dränen. Mit der Dränung ist begonnen, wobei teils Tonrohre nach alter Art, teils auch Kunststoffrohre verwendet werden; ihre Fertigstellung wird noch einige Jahre dauern.

Eine entscheidende Rolle spielt das Wegenetz. Wichtig war einmal, die Verbindungswege von den Ortschaften zum Kultivierungsgebiet zu befestigen oder auch neue Wege als Verbindungswege zu schaffen. Die Entfernung beträgt z. T. mehr als 3 km. Die Gesamtlänge dieser Wege, die ausgebaut wurden, beträgt 21 km.

Von ebenso großer Wichtigkeit war der Ausbau der Wege im Verbandsgebiet selbst. Hier wurden insgesamt 32 km erstellt, davon 24 km mit Beton- und 8 km mit Schwarzdecke (Abb. 3).

Triftgraben  
mit Betonstraße  
bei Gevensleben.



Archivbild  
Wasserwirtschaftsamt  
Braunschweig

Dieses Wegenetz ist deswegen so bedeutungsvoll, weil anders die Bewirtschaftung der Grundstücke, insbesondere das Einbringen der Feldfrüchte, rationell nicht möglich ist.

Hand in Hand mit diesen Bauarbeiten mußten die landwirtschaftlichen Folgemaßnahmen gehen. Großenteils waren die Flächen umzubrechen, um sie entweder neu anzusäen und dann als Grünland intensiv zu nutzen oder um auf ihnen Getreide und Hackfrüchte anzubauen. Nur ein kleiner Teil konnte ohne Umbruch durch entsprechende Düngung und Pflegemaßnahmen als Grünland weiter genutzt werden.

Während der Neugestaltung des Verbandsgebietes erwies es sich als unumgänglich, auch eine Flurbereinigung durchzuführen. Das Kulturamt Braunschweig hat sich dieser Aufgabe angenommen und eine für die Bewirtschaftung günstigere Zusammenlegung der Grundstücke und die Begradigung von Grundstücksgrenzen vorgenommen. Auch der Landschaftsschutz fand bei dieser Melioration gebührende Beachtung. Baum- und Heckenpflanzungen wurden in großem Umfange angelegt.

Die wasserbaulichen Arbeiten wurden im Jahre 1955 begonnen und 1965 beendet, der Bau der Wirtschaftswege erstreckte sich auf die Zeit von 1959 bis 1964. Die Dränarbeiten sind, wie schon erwähnt, noch im Gange.

Die Gesamtkosten, die bisher aufgewendet wurden, betragen 12,0 Mio. DM (ohne Dränung). Hiervon wurden 75 %, d. h. 9,0 Mio. DM an Beihilfen vom Bund und vom Land Niedersachsen gegeben. Für die Dränung sind Kosten von rd. 1,1 Mio. DM aufzuwenden. Die Landwirte haben zu dem Unternehmen einen Beitrag von 151,— DM je ha jährlich zu leisten, soweit sie an den genannten Maßnahmen beteiligt sind. Die Kosten sind für diejenigen geringer, deren Grundstücke nicht gedrängt werden.

Aus einem Sumpfgebiet, das praktisch keinen Ertrag abwarf, ist in wenigen Jahren durch zweckbestimmten Einsatz technischer und finanzieller Mittel blühendes Land geworden, auf dem höchste Ernten erzielt werden. Auch diejenigen Landwirte, die zunächst dem Unternehmen skeptisch gegenüberstanden, sind durch die Tatsachen von der Richtigkeit der Maßnahmen überzeugt worden. Die einzelnen landwirtschaftlichen Betriebe erfuhren eine Aufstockung um 20 bis 30 %.

## Was wird aus dem Barockschloß in Niedersickte?

von Wilhelm Bornstedt

Wo heute in Braunschweig das Polizeipräsidium an der Münzstraße steht, stand bis zu seinem Abbruch im Jahre 1879 das Palais der Herzöge von Braunschweig-Bevern. Es war das dritte fürstliche Quartier in der Landeshauptstadt neben dem „Grauen Hof“ (damaliges Residenzschloß) und dem „Mosthof“ (Burg Dankwarderode). Dieses zweistöckige „Corps de logis“ errichtete der braunschweigische Barockbaumeister Hermann Korb in den Jahren 1707–1709 in Fachwerk.



Hauptfront des  
Niedersickter  
Barockschlosses.  
Foto: Willi Birker

*Dieses Bevernsche Schloß (auch Dompropstei genannt) baute Hermann Korb zweimal! Einmal in Braunschweig und dann in Niedersickte. Beide Bauten gleichen sich in ihrer äußeren Form und in den Maßen wie ein Ei dem anderen. Nur die innere Raumverteilung ist, den Wünschen der Bauherren entsprechend, abgeändert, aber auch nur wenig. Die äußeren Schmuckformen beider Bauten sind sparsam: Zwei quaderförmige Seitenflügel mit je vier gleichmäßig verteilten und gleichen Fenstern sowohl im Erd- als auch im Obergeschoß. Das durchgezogene Walmdach wird nur von dem etwas vorstehenden Mittelstück, dem Risalit, unterbrochen.*

Dieses Mittelstück bildet das einzig Belebende der gesamten Front und ist um nur 55 cm vorgezogen. Drei Korbbogenarkaden von einfachen Pilastern seitlich begrenzt, schmücken den Eingang. Giebelkrönung und Pilaster des Portals werden auch in Niedersickte einmal vorhanden gewesen sein und sind dann beim Verputzen um 1900 verschwunden. Zwischen oberer Dachgiebelbekrönung des Mittelrisalits und den Arkaden des Erdgeschosses liegt die dreiteilige Fensterfront des großen Saales, der durch eineinhalb Geschosse hindurchreicht. In Niedersickte waren genauso wie beim Bevernschen Schloß die drei Hauptfenster des Saales rechteckig, und darüber befanden sich noch drei kleine quadratische Fenster, die den oberen Teil des hohen Saales zu beleuchten hatten. Das geht aus



einem alten Stich des Schlosses kurz nach 1700 hervor. Sie sind wahrscheinlich ebenfalls um 1900 verschwunden und nun zu Blindfenstern geworden, wofür die drei Hauptfenster dann mit Rundbogen nach oben hin verlängert wurden.

Wir betreten das Innere des Niedersickter Schlosses: Die große rechteckige Vorhalle zeigt rechts und links je eine große Korbbogenarkade mit hölzernen toskanischen Pfeilern. Die linke führt zu der massiven und breiten barocken Holztreppe, die wiederum in halber Höhe beim Podest mit einem Korbbogen geschmückt ist. Hauptraum ist der fast 88 qm große und 7,35 m hohe Barocksaal im Obergeschoß. Die drei hohen Rundbogenfenster lassen das Licht hell von Süden her einfallen. Ringsum an den Wänden stehen einfache korinthische Flachreliefsäulen (Pilaster), die mit ihren Kapitellen fast bis an die Decke reichen. Die Stuckverzierungen zwischen Decke und oberen Wänden sind zwar reichhaltig, wirken aber durch ihre immer wiederkehrenden Einzelformen einfach und eher beruhigend. Bemerkenswert ist, daß Pilaster und Stukkaturen bis in die kleinsten Einzelheiten hinein die gleichen sind wie im Hauptsaal des Schlosses Brüggen a. d. Leine (zwischen Hannover und Alfeld), nur daß hier in Niedersickte anstelle der Doppelpilaster einfache Säulen gewählt wurden. Auch im Speisesaal der Orangerie des ehemaligen Schlosses zu Salzdahlum finden wir fast gleichgemusterte Stuckformen vor. Demnach werden die Stukkaturen in Niedersickte wohl von Giacomo Perinetti sein, der damals unter Hermann Korb arbeitete.

Hauptblickfang im Niedersickter Barocksaal ist der den Fenstern gegenüberliegende Stuckkamin, der mit seinen Schmuckformen fast bis an die Decke reicht. Seine Krönung besteht aus geriffelten Füllhörnern, die Früchte und Blumen auswerfen. An die in den Kaminaufbau eingelassenen ehemaligen Bilder erinnern nur noch die beiden leeren Stuckrahmen. *Die gesamte Stukkatur des Barocksaales ist hervorragend erhalten* und bedarf nur der Farbe, kaum der Ausbesserung. Die flachen Säulenschäfte sind nach Korbscher Manier in Holz vorgefertigt worden und daher auch besonders haltbar. Ähnlich wie einst im Bevernschen Palais gibt es hier in Niedersickte in einem Zimmer im ersten Stock an der Westseite einen Alkoven, der mit Korbbogen und seitlichen korinthischen Pilastern verziert ist. Hier hat früher, wie das damals so üblich war, das Prunkbett gestanden.

*Geschichtliches zum Niedersickter Schloß:* Das Rittergut Niedersickte ist im Dreißigjährigen Kriege 1638 durch Zusammenlegung von zwei Ackerhöfen, einem Halbspännerhof und einem Kothof entstanden. 1707 ging es durch Kauf an den Geh. Rat Urban Dietrich von Lüdecke über, der zunächst Präsident des Braunschweiger Hofgerichts und des Konsistoriums war. Er wurde 1718 Amtsnachfolger des klugen Kanzlers „Probst von Wendhausen“. Dieser U. D. von Lüdecke wird der Bauherr des Sickter Schlosses gewesen sein. Ein guter Stich (im Schlosse) zeigt ihn mit Perücke, weitwallendem Gewand und Spitzenmanschetten im Stile der damaligen Zeit; im Hintergrund ist sein Schloß abgebildet. 1760 kam das Gut durch Heirat an die Familie von Honrodt, 1790 an die von Thielau und 1830 durch Kauf an Rudolf von Veltheim. Dessen Sohn stirbt als Soldat im ersten Weltkriege, und so erbt es seine Schwester Bertha, die einen Christoph von Goßler heiratet. Frau Bertha stirbt infolge eines Verkehrsunfalles und Herr von Goßler heiratet dessen Kusine, ebenfalls eine geb. von Veltheim, ehemals Domina in Mariental bei Helmstedt. Nach dem Tode Christophs von Goßler geht der ganze Besitz schließlich am 1. Juli 1957 durch Kauf an den Bund über, einschließlich der großen



Teilansicht  
des Saales im  
Obergeschoß  
des Schlosses  
in Niedersiecke.

Foto: W. Birker

Ländereien und des Wirtschaftshofes, *die einmal mit zur Erhaltung des Schlosses beitragen mußten*. Um 1900 wurde der gesamte und solide Eichenfachwerkbau *leider* mit Zement verputzt, wohl um den Eindruck eines Steinbaues zu erwecken. Man wußte damals noch nicht, was man heute bitter erkennen muß, nämlich, daß sich Eichenbalken und Zement nicht vertragen. Langsam aber sicher wurde das Fachwerk vor allem an der feuchten Nordseite zerstört, den Augen durch den Putz verdeckt. November/Dezember 1964 sah sich die Bundesvermögensstelle daher genötigt, die so beschädigte Nordseite abzustützen und den Hauptbau zu sperren. Die Kosten auf Wiederherstellung des bisherigen Zustandes schätzt das Staatshochbauamt auf rund 400 000 DM.

Einer der letzten Zeugen des braunschweigisch-norddeutschen Barocks von Hermann Korb ist damit in Gefahr! Umgeben von rund 6 Morgen herrlichem alten Park und Gartenland stellt das Schloß auch heute noch einen hohen baugeschichtlichen Wert dar. Es steht leer! Ich könnte mir denken, daß es, nur 6 km gute Straße von Braunschweig entfernt, sich z. B. zu einem Hotelbetrieb in ruhiger Lage und in frischer Luft an der Elmstraße recht gut eignen würde. Bis auf Vorhalle, Barocktreppe und Barocksaal könnte innen alles für einen modernen Hotelbetrieb umgebaut werden. Hauptschwierigkeit würde die Restaurierung vor allem der Nordmauer sein, die aber Hand in Hand mit einem inneren Umbau vor sich gehen könnte. Vielleicht finden sich auch noch andere Möglichkeiten.

Mit seinen schlichten äußeren und inneren Formen ist das Schloß Niedersiecke ein letztes typisches Beispiel für den einfachen norddeutschen Barock braunschweigerischer Prägung. In maßvoller Beschränkung hat Hermann Korb hier seinen von den Zeitgenossen oft kritisierten Hang zu Einfachheit verwirklicht. Auch die Orangerie und die Große Galerie im ehemaligen Schloßkomplex von Salzdahlum zeigten außen diese Korbsche Manier zur unbedingten Einfachheit, bei der er vor allem die schönen Proportionen von Raum und Fläche wirken ließ.

Möge dieser kleine Aufsatz mit dazu beitragen, daß das Niedersiecker Barockschloß durch irgendeinen neuen Verwendungszweck der Nachwelt erhalten bleibt.

## *Ein neues Wandergebiet - ein neuer Waldlehrpfad bei Nauen*

von Heinz Mollenhauer

Wer mit dem Zuge von Braunschweig nach Seesen fährt, wird als den schönsten Teil der Strecke das sog. Luttersche Becken empfinden, das zwischen Neuwahlmoden und Neuekrug liegt. Da wir dieses an seiner Nordseite, vorüber an Nauen und Hahausen, durchfahren, bietet es sich leicht übersehbar in seiner ganzen Pracht dar. Industriebetriebe fehlen. Die in der fast ovalen Senke befindlichen, streifenförmigen Felder weisen auf landwirtschaftliche Nutzung hin. Man fühlt sich in eine saubere Biedermeier-Landschaft versetzt, die rings herum von Bergen umgeben ist, von denen die des nahen Harzes am eindrucksvollsten sind.

Die liebliche Gegend wird von einem Bach, der Neile, durchflossen, die oberhalb von Neuekrug entspringt und bei Ringelheim in die Innerste mündet. Einen natürlichen Mittelpunkt bietet das Dorf Lutter am Barenberge, aus dem zwei charakteristische Türme emporragen. Der Volksmund spricht treffend von dem dicken Amtmann und dem dünnen Pastor, dient doch der eine der altertümlichen Domäne, der andere der Kirche.

In diesem jetzt so friedlichen Becken wurde im Jahre 1626 eine der Entscheidungsschlachten des Dreißigjährigen Krieges geschlagen. Der bayrische General Tilly besiegte den dänischen König Christian IV. Der Mittelpunkt der blutigen Auseinandersetzung lag bei Pöbbeken-Mühle dicht vor Hahausen, heutzutage ein verwunschenes Fachwerkgebäude, das neben Teichen unter hohen Bäumen liegt. Auf den dazugehörigen Koppeln weiden zierliche, falbe Pferde, die aus Norwegen stammen.

Natur- und Heimatfreunden war das ganze Gebiet schon lange als ein Dorado für ungetrübten Naturgenuß bekannt. Gleichwohl war der Besuch nicht besonders zahlreich. Sei es, daß die nahen höheren Harzberge eine größere Anziehungskraft besaßen, sei es, daß es an einer Erschließung durch Wanderwege weithin fehlte. Man kann natürlich auch damit zufrieden sein, wenn eine schöne Gegend gewissermaßen im Naturzustande belassen wird und lediglich Kennern zur Freude dient. Solche Denkungsweise wird freilich nicht den neuzeitlichen Bestrebungen gerecht, die darauf abzielen, die wohltätige Sozialwirkung von Wäldern für die Gesundheit der Menschen nutzbar zu machen, besonders in Ballungsgebieten. Es ist einleuchtend, daß in der rastlosen Hetzjagd der Gegenwart, besonders innerhalb der Steinkästen der Städte, gesundheitliches und seelisches Gleichgewicht der Zeitgenossen nicht so sehr durch Pillen und Extrakte erzeugt werden kann als durch einen sinnvoll gestalteten Aufenthalt in der freien Natur. Dazu gehört vor allen Dingen ein richtig gekonntes Wandern. Dies will besagen, daß der Mensch nicht nur die sog. praktischen Wanderregeln beachten (Tempo, Pausen, Dauer eines Marsches, Verpflegung usw.), sondern daß er auch immer mehr lernen muß, sich der Eigenarten der ihn umgebenden Natur bewußt zu werden.

Unter allen diesen Umständen ist es sehr zu begrüßen, daß im Jahre 1962 der Zweigverein des Harzklubs in Lutter am Barenberge neu gegründet und als Vorsitzender der Oberforstmeister Ernst Eckert gewählt werden konnte. Unter Leitung dieser ebenso rührigen wie sachkundigen Persönlichkeit wurden nämlich Ziele aufgegriffen und zu einem beachtlichen Teile schon durchgeführt, die ganz im Sinne der oben angegebenen Wünsche liegen.

Durch die ungemein aufgeschlossenen Mitglieder des Harzklubs konnten zwei Aufgaben übernommen werden. Einmal wurde die Erschließung eines Wandergebietes in der Größenordnung einer Fläche von etwa 60 qkm und einer Höhengelage zwischen 150—350 m ü. N. N. tatkräftig in Angriff genommen. Es handelt sich um die Harzvorberge, die etwa zwischen Neuekrug und Sottrum von Süden nach Norden sowie zwischen Bockenem und Altwallmoden von Westen nach Osten liegen. Erfasst werden also die Höhen um das Becken von Lutter, die Bodensteiner Klippen und in seiner gesamten Ausdehnung der Heinberg.

In diesem weitläufigen Gebiete werden Wanderwege der verschiedensten Art erschlossen und mit Wegweisern versehen, Parkplätze geschaffen, Brücken und Schutzhütten errichtet, an geeigneten Stellen Sichtaushiebs durchgeführt sowie schließlich Bänke, Tische und Papierkörbe aufgestellt. Schon jetzt zeichnen sich zwei Hauptwanderwege ab. Der eine führt von Neuekrug bis nach Baddeckenstedt. Der andere ermöglicht einen Marsch durch Wälder vom Harz bis nach Hildesheim.

Bei allen Einrichtungen ist es wesentlich, daß die berechtigten Interessen der Grundstückseigentümer und der Schutz des Wildes berücksichtigt werden. Die Anlagen werden den Vorteilen haben, daß ein regelloses Streunen durch das Gebiet weitgehend verhindert wird. Man kann daher von einer planmäßigen Verkehrslenkung sprechen, die jedoch dem Wanderer nicht bewußt wird. Der Harzklub-Zweigverein hat aber noch eine andere Aufgabe übernommen. Er legte in der Form eines Ovals am Nauer Berge einen Waldlehrpfad als Rundweg von etwa 5 km an. Man kann diesen leicht mit dem Zuge erreichen, indem man bei der Haltestelle Nauen aussteigt und sich dann nördlich zum Friedhofe wendet. In dessen unmittelbarer Nähe befindet sich eine Art Felsgrotte mit entsprechenden Hinweisschildern. Man kann sich nicht verlaufen.

Der Name „Wald“lehrpfad deutet an, daß man über das Wesen des Waldes belehrt werden soll, um ihn nicht mehr ohne jegliche Kenntnisse aufzusuchen. Die gewählte Örtlichkeit ist besonders für Lehrzwecke geeignet, weil die vorhandenen Bestände so mannigfaltig sind, daß ein Fachmann mit Recht von einer klassischen forstlichen Quadratmeile unter Bezugnahme auf die berühmte geologische bei Goslar-Oker gesprochen hat. Hinzu kommt, daß das Gebiet besonders lieblich und romantisch ist, wozu zahlreiche Bachläufe beitragen.

Es kam darauf an, den Besucher durch allerlei Schilder auf die Besonderheiten des Weges aufmerksam zu machen. So finden wir am „Schreckenberge“ (Abt. 30) eine steinerne Platte mit einem farbigen Aufriß der geologischen Schichten, besonders der Triasformation. Daß die Bodenverhältnisse für die Flora von entscheidender Bedeutung ist, ersehen wir gleich in der Umgebung der Platte. Die Schichten rufen eine scharfe Trennungslinie zwischen Nadel- und Laubbäumen hervor. Wichtig ist auch die Kennzeichnung der einzelnen Baumarten. Vorteilhafterweise haben geschickte Schulkinder Holzschilder geschnitzt, welche die Form der Blätter der jeweilig gekennzeichneten Stämme wiedergeben. Imponierend sind Baumriesen in Abteilung 20. Eine seltene Besonderheit stellt ein Kreuzdorn als Baum in Abt. 27 dar. Eine bevorzugte Pflege verlangen natürlich die Steck-Schilder für Pflanzen und Blumen wegen deren schnellen Vergehens.

Wertvoll sind Hinweise auf die allgemeine Beschaffenheit von Beständen (z. B. als Seltenheit „reiner“ Birkenwald) oder auch deren Alter, weiter Hinweise auf einen ehemaligen Forstpflanzengarten und einen alten Köhler-Platz, schließlich auch auf Aussichten in der Umgebung, so das Schlachtfeld von Lutter.



Man kann wirklich sagen, daß ein vielversprechender Anfang zu einer „Waldschule für jedermann“ gemacht ist. Es ist zu hoffen, daß der großartige Eifer aller Kreise der Bevölkerung und auch die vielseitige, oft bewährte Geschicklichkeit des Elektromeisters Benecke in Nauen durch einen fleißigen Besuch von auswärts belohnt werden. Für Interessenten und Vereine können Führungen vereinbart werden. (Anfragen beim Forstamt). Oberforstmeister Eckert hat in der Zeitschrift „Unser Wald“ Heft 4/1965 auf S. 103 ff unter dem Stichwort „Wie aus einem Wald ein Erholungsgebiet wurde“ über die oben angegebenen Anlagen ausführlich berichtet. Er wird mit weiteren Ausführungen im „Grünen Führer“ (Hannover, Verlag Madsack, 29. Auflage, Frühjahr 1967) sowie in der Schrift „Steig' aus und wandere!“ (Rundwanderungen im Harz), die in Clausthal-Zellerfeld erscheint, zu Worte kommen.

## *Neues heimatliches Schrifttum*

In der vom Unterzeichneten, begründeten und herausgegebenen Schriftenreihe „Niedersächsische Dorfbücher“ — ursprünglich in Ostfalen entwickelt in Verbindung mit der Ländlichen Volkshochschule Goslar als pädagogisches Mittel der Arbeitskreise der Ländlichen Erwachsenenbildung für Untersuchungen über das Dorf in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und über die Werte der ländlichen Welt — liegt jetzt eine Arbeit gebunden vor: die Forschungsergebnisse des früheren Staatsbankpräsidenten und Staatsministers, jetzigen Landwirts Dr. Werner Küchenthal, Hedeper:

Bezeichnung der Bauernhöfe und Bauern im Gebiete des früheren Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel und des früheren Fürstentums Hildesheim. II. Auflage, hekt., 243 S., DM 10,—.

Nachdem die I. Auflage kurz nach dem Erscheinen vergriffen war, wurde jetzt die zweite verbesserte, erweiterte und mit einer Übersichtskarte versehene herausgebracht. Das Buch wurde in den Fachzeitschriften der Bundesrepublik als echte Grundlagenforschung für den ostfälischen Raum anerkannt und als Beispiel für andere Gebiete Deutschlands hingestellt. Der behandelte Themenkreis geht aber weit über Ostfalen hinaus und läßt auch für andere Wissensgebiete mehr als Titel und Gliederung aussagen. W. Küchenthal stützt sich auf ein umfassendes Urkunden- und Archivmaterial, das in der Arbeit reichlich erwähnt wird; ferner auf Erfahrungen bei der Bearbeitung der Dorfbücher Hedeper, Sem-

menstedt und Wetzleben, Kr. Wolfenbüttel, und auf beachtliche rechtshistorische und kameralistische Kenntnisse.

Nach kritischen Auseinandersetzungen mit Forschern wie Wittich, Köcher, Rhamm, Oehr, Proeve, Saalfeld und Mittelhäuser, die dieses Thema ebenfalls behandelt haben und ausführlich zitiert werden, kommt er zu Erkenntnissen, durch die manche Lehrmeinungen der Vergangenheit korrigiert werden mußten. Zunächst versucht Küchenthal zu ergründen, welche deutsche Bezeichnungen für die lateinischen Wörter in den älteren Urkunden: incolae, rustici, cives, coloni, villani im Volksmunde gebraucht wurden. Dabei wurde erkannt, daß so landläufige Namen wie Ackermann oder Halbspänner erst jüngere Bezeichnungen sind; daß dagegen der Kotsaß mit Hufen, mit Morgen und auch ohne Land schon früh erwähnt wird. Von Bedeutung ist ferner die Feststellung, daß schon alle Hofgrößen seit ältester Zeit vorhanden sind. Sie werden erst später in ihrer Unterteilung gekennzeichnet etwa als Acker-, Halbspänner- oder Großkotsassenhof, wobei erwähnt werden muß, daß für diese Bezeichnungen aber keine behördlichen Definitionen vorliegen.

Bei der Fülle des Stoffes ist es in diesem Rahmen nicht möglich, auf alle Fragen einzugehen. Behandelt werden u. a.: Hufen und Morgen, curia und area, joralien, Meierhof und Kothof, Bauhof, Ackerhof, Halbspännerhof (Vollmeier- und Halbmeierhof), Halbäckermann, lütke Halbspänner, Spitzspänner, Brinksitzer, Anbauer

und Häuslinge; Sedelhof, Villikationen, die Dienste, Litonenhufen und Erbenzinsrecht. Ein besonderes Verdienst Küchenthals ist die Klärung der Frage der „Dagewerchten“ des Sachsenspiegels. Orts-, Namen- und Sachregister machen das Buch zu einem wichtigen Nachschlagewerk für alle an der Dorf-, Hof- und Bauerntumsforschung Interessierten.

Keune

Wolfgang Scheffler: Goldschmiede Niedersachsens. Daten — Werke — Zeichen. 1. Halbband Aerzen-Hamburg, 2. Halbband Hameln-Zellerfeld. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1965. 1258 Seiten, 12 Tafeln und eine Übersichtskarte. Preis 240 DM.

Nach mehr als 12jähriger intensiver und mühevoller Forschungsarbeit hat der aus Braunschweig stammende Verfasser, dem auch die Kunstgeschichtsforschung seiner Vaterstadt wichtige Veröffentlichungen zu danken hat, ein für Museen, Sammler, Lokalhistoriker, Genealogen und Kunsthändler künftig unentbehrliches Werk vorgelegt. Er selbst hatte sich zum Ziel gesetzt, das zuletzt 1922 ff. in 3. Auflage erschienene Standardwerk „Der Goldschmiede Merzeichen“ von Marc Rosenberg für das Land Niedersachsen — und was der Titel nicht sofort erkennen läßt — für Hamburg und Bremen zu ersetzen. Daß ihm dies in überraschender Weise gelungen ist, dafür mögen zwei Beispiele zeugen: für Braunschweig weist Scheffler mehr als 630 Goldschmiede nach, während Rosenberg weniger als 30 bekannt waren. Für Wolfenbüttel nennt Scheffler über 100 Namen und führt weiter acht ungeklärte Goldschmiede an, während Rosenberg nur ein Meistername bekannt war. Ein Vergleich der jeweils mitgeteilten Zeichen führt zu einem ähnlich eindrucksvollen Ergebnis.

Unberücksichtigt blieb dabei, daß Scheffler auf Grund eingehender eigener Archiv-Studien und der Auswertung der Sekundärliteratur sehr viel genauere und umfangreichere Angaben zu den Meisternamen machen kann und oft auch noch die Lehrlungen sowie die Dauer der Lehrzeit nennt, wodurch das Werk für Sozial- und Wirtschaftshistoriker wie für Genealogen eine Fundgrube darstellt.

Nicht verschwiegen werden kann allerdings, daß die Wiedergabe der Zeichen vielfach erheblich zu wünschen übrig läßt, da sie weder maßstäbliche noch naturgetreue Reproduktionen darstellen. Dadurch wird die Benutzbarkeit des Buches bei der Bestimmung von Meistermarken oder Beschau-

zeichen leider doch beeinträchtigt, weil nicht nur manche Beschauzeichen leicht verwechselt werden können — wie z. B. der schreitende oder steigende Löwe von Braunschweig, Lüneburg, Hannover, Neustadt, Lauenburg und Ulzen —, sondern auch die Identifizierung der Meisterzeichen meist recht schwierig ist. Daß Scheffler nicht für alle Meister auch Marken anführen kann, ist mehr als begreiflich und wird, wie der Verfasser selbst hofft, „viele Interessenten zu weiteren Studien anregen“, und gewiß dazu führen, daß ihm von vielen Seiten weitere Angaben für eine Ergänzung zur Verfügung gestellt werden. Doch darauf im einzelnen einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Trotz gewisser Einschränkungen darf man Verfasser, Verleger und den Förderern des verdienstvollen Werkes dankbar sein, daß für das Land Niedersachsen eine so wertvolle und anregende Veröffentlichung in so gediegener Aufmachung geschaffen worden ist.

Rolf Hagen

Der Landkreis Braunschweig, Verwaltungsbezirk Braunschweig. Die deutschen Landkreise, Reihe: Die Landkreise in Niedersachsen, Bd. 22. Bearbeitet von E. Hundertmark u. a. unter Mitwirkung des Dezernates Kreisbeschreibungen im Nieders. Landesverwaltungsamt. Teil I: Amtliche Kreisbeschreibung. 1965. 430 S., 128 Abb. u. Ktn., 91 Fotos, 1 Top. Kte. 1 : 100 000, 150 Tab., Kreisraumordnungsplan. Teil II: Gemeinde-Übersichten. 1965. 150 S., 77 verkleinerte Meßtischblattausschnitte, statist. Anhang. Walter Dorn Verlag, Bremen-Horn. Preis für beide Teile zus. DM 48,—.

Nachdem 1957 die Kreisbeschreibung Helmstedt als erste des Verwaltungsbezirks Braunschweig erschienen war, folgte ihr erst im November 1965 die Beschreibung des Landkreises Braunschweig. Sie füllt nun endlich eine immer wieder deutlich empfundene Lücke aus. Ebenso wie die Beschreibung des Kreises Helmstedt (bearbeitet von H. Pohlendt) darf sie unter der Bearbeitung von E. Hundertmark — durch ihre Stadtgeographie von Braunschweig bekannt — auch als wohl gelungen bezeichnet werden.

Nachdem der Kreis eingangs als Verwaltungseinheit klar umrissen worden ist, wird der natürlichen Ausstattung des Kreisgebietes ein recht breiter Raum (96 S.) gewidmet. Besonders die geologischen Verhältnisse werden durch farbige Karten im Maßstab 1 : 100 000 und Ergänzung durch Profile sehr eindrucksvoll wiedergegeben. Die Bevölkerung wird in ihrer Entwicklung

und Verteilung sowie ihrer Struktur nach eingehend dargestellt und durch einen besonderen Beitrag über das Gesundheitswesen ergänzt. Wie in der ganzen Kreisbeschreibung werden auch hier die wichtigsten Aussagen durch geschickt angelegte Kartendarstellungen auf der Basis der Gemeindegrenzenkarte ergänzt, so daß ihnen leicht die Angaben für jede einzelne Gemeinde zu entnehmen sind. Das Kapitel „Siedlung und Wohnen“ erscheint im Rahmen des Gesamtwerkes mit 42 Seiten ein wenig zu kurz gekommen zu sein. Die recht eingehende Darstellung der siedlungshistorischen Verhältnisse ist zu begrüßen. Die Wiedergabe eines Flurplanes aus der Braunschweigischen Generallandesvermessung des 18. Jahrhunderts von Bettmar zeigt beispielhaft einen Ausschnitt aus der ländlichen Kulturlandschaft dieser Zeit. Die „Urgrundrißformen“ ländlicher Siedlungen aus der Lage der Höfe von Ackerleuten und Halbspännern zu erschließen (Abb. 56), ist nicht nur der Methode nach problematisch — wie es der Bearbeiterin ja auch bewußt ist (S. 173 f) —, sondern auch deswegen, weil die Bezeichnungen für diese Grundrißformen leider noch immer nicht hinreichend definiert sind. Diesem breit angelegten historischen Teil gegenüber würde man sich die Behandlung der heutigen Siedlungen etwas umfassender wünschen. Vielleicht ist davon aber gerade in Hinsicht auf den Anhang-Band mit den Gemeindeübersichten Abstand genommen worden. Nicht unerwähnt dürfen jedoch die treffend ausgewählten Fotos und unter ihnen besonders die Flugaufnahmen bleiben.

Der Bereich der Wirtschaft wird in dem ihr zukommenden umfangreichen Rahmen dargestellt. Es folgt ein Kapitel über Verkehr und darauf unter „Kulturelles Leben“ eine eingehende Darstellung von Volkstum und Volkssprache von W. Flechsig sowie u. a. die Behandlung der Bau- und Kunstdenkmäler, des Kirchen- und Bildungswesens, Natur- und Landschaftsschutz. Es muß m. E. gefragt werden, ob nicht in dieser Kreisbeschreibung ein eigenes Kapitel den Wechselbeziehungen zwischen Stadt und Kreis Braunschweig hätte gewidmet werden sollen, was nach der Lage der Stadt inmitten des Kreisgebietes und ihrer hohen Zentralitätsstufe doch eigentlich selbstverständlich wäre. Fragen der Ver-

flechtung des Kreises mit seinen Nachbarn — auch der Stadt — werden von der Bearbeiterin im letzten Kapitel angeschnitten. Dem folgt noch eine Studie zur Entwicklung des Kreises von K. Kalanke.

Die Kreisbeschreibung erfüllt ihren landeskundlich-statistischen Zweck zweifellos gut, ihre Ausstattung ist mit den vielen Karten und Abbildungen, sowie Fotos und Federzeichnungen als großzügig zu bezeichnen. Das Literaturverzeichnis ist reichhaltig und erscheint auf neuestem Stande. Die erstmals erfolgte Anfügung eines Anhangs mit alphabetisch geordneten topographisch-statistischen Einzel-Gemeindeübersichten wird erfreut begrüßt in der Hoffnung, diesen auch bei den folgenden Kreisbeschreibungen zu finden. Man legt diese Kreisbeschreibung nicht aus der Hand ohne den Eindruck, daß sie gut fundiert und sachlich ist.

Wolfgang Meybeyer

Land am Harz. Von Hans Reuther mit Aufnahmen von Lothar Klimek, Deutscher Kunstverlag, 1966, in der Reihe: Deutsche Lande deutsche Kunst. 23,— DM.

In vorzüglicher Aufmachung ist der Band „Land am Harz“ erschienen, der sich in einen Text- und in einen Bildteil gliedert.

Über eine geologische Einführung, über einen Querschnitt durch die Landes- und Wirtschaftskunde wird der Leser zu einer geschichtlich-kunstgeschichtlichen Darstellung, die zwar knapp gehalten, aber recht eindrucksvoll wirkt, hingeführt. Hierbei stehen manche kulturgeschichtlichen Entwicklungen im Mittelpunkt.

Aus der großen Fülle an historischen Stätten, die das Land am Harz aufweist, sind einige, nach Orten geordnet, hervorgehoben. Damit ist auch ein weiterer Punkt erfüllt — die Übersichtlichkeit. Ohne Schwierigkeiten findet man die Orte und liest bei ihnen, was an besonders bedeutsamen Gebäuden, kunstgeschichtlich bedeutsamen Gegenständen u. a. zu beachten ist. Genauso eindrucksvoll und übersichtlich ist der Bildteil gestaltet. In bunter Folge wechseln Aufnahmen von der Landschaft, von den Orten und Städten mit denen von Einzelteilen aus Portalen, Altären, Grabsteinen u. a. Mit der Herausgabe dieses Bandes ist dem Deutschen Kunstverlag ein guter Wurf gelungen.

H.-A. Schultz